Britta Hoffarth, Eva Reuter, Susanne Richter (Hg.)

Geschlecht und Medien

Räume, Deutungen, Repräsentationen



campus

Geschlecht und Medien

Hildesheimer Geschlechterforschung

Band 1

Britta Hoffarth, Dr. phil., ist Professorin für Gender und Bildungskulturen an der Universität Hildesheim.

Eva Reuter arbeitet und promoviert an der Universität Hildesheim in der Abteilung der Allgemeinen Erziehungswissenschaft.

Susanne Richter ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Hildesheim.

Britta Hoffarth, Eva Reuter,
Susanne Richter (Hg.)

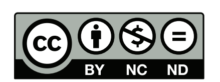
Geschlecht und Medien

Räume, Deutungen, Repräsentationen

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Eine Publikation des Zentrums für Geschlechterforschung (ZfG), Hildesheim
Publiziert mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Universität Hildesheim





ISBN 978-3-593-51293-8 Print
ISBN 978-3-593-44545-8 E-Book (PDF)
DOI 10.12907/978-3-593-44545-8

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Gesetzt aus der Garamond
Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach
Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC)
Printed in Germany

www.campus.de

Inhalt

Einleitung. Räume, Deutungen, Repräsentationen – über Verhältnisse von Geschlecht und Medien nachdenken

Britta Hoffarth, Eva Reuter und Susanne Richter

Die Frage, inwiefern Technik und das Soziale zueinander zu denken sind, beschäftigt die Medienphilosophie nicht erst seit Ansätzen des New Materialism (vgl. Haraway 1995; Chun 2016 [2004]; Barad 2017), welche sich allerdings explizierter als andere Zugänge diesem Verhältnis widmen. Beide gesellschaftlichen Sphären, das Technische/Mediale und das Soziale erscheinen in dieser Einstellung als in grundsätzlicher Weise miteinander verschränkt. Diese techniksoziologische wie medientheoretische Grundannahme ist auch Bestandteil feministischer Wissenschaftskritik, welche bereits vor den digitalen Entwicklungen auf die zentrale Bedeutung von Geschlecht in diesem Konnex verwiesen hat: »The development of technology has been mediated by gender power relations« (Wajcman 2013 [1991]: 162). Die ›Materialität der Medialität‹ zum Gegenstand feministischer wie intersektionaler Analysen zu machen (vgl. Eickelmann 2017), bezieht sich in zentraler Weise auf die Frage, wie in den je speziell situierten Gegenstandsfeldern das Verhältnis von Technik und Sozialem, Medialität und Materialität unter den Bedingungen von Macht und Herrschaft zu verstehen ist.

Der Titel des Sammelbandes thematisiert mit *Geschlecht und Medien* zwei jeweils deutungsoffene und auf diverse Theorietraditionen verweisende Konzepte. Die versammelten Beiträge machen sowohl die Begriffe als auch ihr Verhältnis zueinander in sehr unterschiedlicher Weise zum Thema. Weder werden Geschlecht oder Medien dabei von den Beiträger_innen in derselben Weise theoretisch oder empirisch hergeleitet, noch ist das Verhältnis, in welchem sie zueinander diskutiert werden, auf einen Begriff (etwa den der Repräsentationskritik) zu bringen. Das drückt sich unter anderem auch darin aus, dass in den Texten weitgehend auf das sogenannte generische Maskulinum verzichtet wird, die Autor_innen allerdings mit verschiedenen Schreibweisen darauf abheben, inklusiv, sprachlich kreativ oder (de)konstruktivistisch-reflexiv mit der Schwierigkeit eines geschlechtergerechten oder -sensiblen Sprechens umzugehen.

Medien können insbesondere mit den Cultural Studies (vgl. z.B. Hall 2000a, 2000b; Fiske et al. 2001; Fiske 2006; McRobbie 2000) als Referenzen auf die soziale Ordnung und sozusagen als ›Re-Generatoren‹, Orte ihrer Reproduktion sowie Verschiebung gelesen und befragt werden. Als Gegenstand geschlechtertheoretischen und feministischen Interesses haben Medien eine lange und interdisziplinäre Tradition (vgl. Goffman 1981; Mulvey 1975). Die Zeitschrift *Feminist Media Studies* erscheint seit 2001 und versammelt mit ursprünglich sechs und mittlerweile acht Ausgaben pro Jahr internationale Befunde zur sich differenzierenden Landschaft feministischer Medienforschung und -theorie.

Im deutschsprachigen Raum wird etwa seit den 70er Jahren dazu geforscht (vgl. Lünenborg/Maier 2013: 27). So scheint eine kritische Perspektive auf die Konstruktionsmechanismen von Geschlecht, die Geschlechterordnung und deren Transformationen und Beharrungen unverzichtbar für die Analyse gesellschaftlicher Zusammenhänge und somit auch medialer Kulturen. Als strukturierender Einsatz zur Analyse der vergeschlechtlichten, allumfassenden symbolischen Ordnung ist die analytische Frage nach Geschlecht, vergeschlechtlichten Impulsen, Motiven und Dynamiken, aber weiterführend auch nach Effekten der binären Ordnung und ihren Dynamiken vom Eigentlichen und Anderen, von Auf- und Abwertungen, Relevantsetzungen und Banalisierungen ebenso relevant wie produktiv. Dies gründet zum einen in dem etablierten Verständnis von Geschlecht als kultureller Konstruktion: Medial konfigurierte und vermittelte Diskurse erscheinen in diesem Zusammenhang in der Konstitution der Geschlechterordnung, in Bildern, Vorstellungen und Konfigurationen von Männlichkeiten, Weiblichkeiten (und anderen Geschlechtern) – und damit auch von Begehren und Körperlichkeiten – wirkmächtig. Demnach drängen Fragen nach geschlechtlicher Repräsentation, nach der Genese von Sprechpositionen in Medien, nach dem Zugang zu den Stätten medialer Produktion sowie den Geschlechterverhältnissen und möglichen vergeschlechtlichenden Effekten auf jene, die sie rezipieren (vgl. ebd.: 26f.).

Eine prominente Tradition geschlechtertheoretischer Beschäftigungen ist etwa die Analyse von Geschlechterrepräsentationen in medialen Texten (Vom Orde 2013; Drüeke/Klaus 2014; Hoffarth 2020; Wischermann 2017; Fleischmann 2016).[1] Alison Bechdel illustriert ein wichtiges Moment dieser

---

1 In Anlehnung an die Cultural Studies, hier besonders John Fiske, wird der Textbegriff hier als (nicht strukturalistischer) Begriff genutzt, um verschiedene Medieninhalte und -

Kritik in ihrem Comic »Dykes to watch out for« (1985) und macht mit dem fortan sogenannten »Bechdel Test« oder auch »The Rule« die Wirksamkeit von vergeschlechtlichten Sichtbarkeiten nachvollziehbar: Der Test funktioniert »using a simple quantitative formula, […] Alison Bechdel's ›test‹ is frequently employed to address a perceived silencing of women in cinema. Bechdel's comic strip stipulates that to pass a film must (1) include at least two women, (2) who have at least one conversation, (3) about something other than a man or men« (O'Meara 2016: 1120). »Der Test« wurde in zahlreichen Studien (in ähnlicher oder abgeänderter Form) genutzt und zeigte die deutliche Unterrepräsentation von aktiven Frauenfiguren in fiktionalen und nicht-fiktionalen Filmen (vgl. Fleischmann 2016; Hoffarth 2011).

Jenseits von Problematisierung der repräsentativen Mechanismen medialer Inhalte, welche auch in einigen der hier versammelten Beiträge relevant werden, stellt sich – wie bereits erwähnt gerade im Zusammenhang mit Ansätzen des New Materialism – die Frage, wie technische Apparaturen und digitale Algorithmen im Sinne von automatisierten Entscheidungsprozessen an der Gestaltung des Sozialen beteiligt sind (vgl. Stone 2016 [1991]). Aufgrund der bisher zwar schon breit erforschten, aber sich sowohl technisch als auch sozial schnell verändernden Kultur digitaler Kommunikation greifen mehrere der im vorliegenden Band versammelten Beiträge bestimmte Aspekte dieser Fragestellung auf. Sie arbeiten heraus, inwiefern die technologischen, sozialen und kulturellen Entwicklungen im Zuge der Ausbreitung und diskursiven Aufwertung des Digitalen im nicht mehr ganz so jungen 21. Jahrhundert ein globales und nahezu alle Lebensbereiche (scheinbar inbesondere des ›Westens‹, doch in neokolonialistischer Weise auch global bedeutsam (vgl. Tuzcu in diesem Band)) durchdringende Facetten darstellen.

Für den Titel des Sammelbandes haben wir einen offenen Medienbegriff gewählt, der ein großes Spektrum an Technologien, Kommunikationsweisen oder Materialitäten (vom Rechner über das Kunstwerk zum Körper) assoziieren lässt. Allerdings geht unser Anliegen ebenso über diese Flexibilität des Medienbegriffs sowie die bloße Begrenzung des Phänomens auf »soziotechnische Komplexe« (Mayer 2011: 343) hinaus: Wir verbinden mit ihm die Aufforderung, sich vor dem Hintergrund der steten Veränderung von Technologien und Technikkulturen mit Fragen der Medialität grundlegend auseinander zu setzen. In erkenntnistheoretischer Wendung bedeutet dies, die

formate zu beschreiben, etwa Bücher, Zeitschriften, Filme oder Serien, Songs, Tankpraktiken, Kleidungsstile der Populärkultur (vgl. Fiske 2006).

Frage danach zu stellen, in welcher Weise technologische Apparaturen, materielle Entitäten, auditiv oder visuell wahrnehmbare Reize an der Hervorbringung und Formung von Vermittlungsprozessen selbst beteiligt sind und wie das Soziale mit diesen Apparaturen und ihren Erlebnisdimensionen in Verbindung steht bzw. durch die Prozesse der Vermittlung gestaltet wird. Vermittlung lässt sich dabei nicht als Prozess eines ungebrochenen Abbildens verstehen, sondern als Übersetzungsprozess, der in vielfacher Hinsicht unbestimmt ist (vgl. Mayer 2011). Der Begriff des Mediums, der sich aus dem lateinischen Wort für das Dritte, die Mitte ableitet, beschreibt dabei in aristotelischer Einstellung zunächst einen Zwischenraum der aisthetischen Wahrnehmung: Licht oder Luft, etwas Unbestimmtes, das etwas Anderes für unsere Wahrnehmung, unsere Blicke oder Ohren wahrnehmbar werden lässt. Strukturalistische Medienkonzeptionen, die von Sender_innen, Botschaften und Empfänger_innen ausgehen (vgl. etwa Bühler 1934; Shannon/Weaver 1949; Watzlawik 2016), wurden bereits im Kontext dekonstruktivistischer bzw. performativitätstheoretischer Zugänge kritisch befragt (vgl. Hoffarth 2009; Mayer 2011). Damit wurden Grundmomente repräsentationslogischer Vorstellungen von Kommunikation wie etwa die Neutralität des Mediums oder die Gegenüberstellung des Menschen auf der einen, und dem Menschen fremde Technik/Medien auf der anderen Seite, grundlegend kritisiert.

»Dieses Verständnis der Gegensätzlichkeit von Medien und Mensch ist eingebettet in eine Tradition medientheoretischer Vorstellungen von Medien als menschlichen Extensionen und Werkzeugen« (Jergus 2019: 357).

Die in der Binarität angelegte Vernachlässigung der unbestimmten Teilhabe des Medialen am Sozialen steht also in Frage. Medien lassen sich in einem weiter gefassten Begriff zwar weiterhin als Mitte, als Zwischenraum konzipieren, jedoch nicht auf die Funktionalität eines Mittels der Kommunikation reduzieren. In dieser Einstellung steht die Produktivität medialer Techniken im Vordergrund, die – insbesondere, da (reibungslos funktionierende) Medien dazu tendieren, in ihrer Produktion von Bedeutung zu ›verschwinden‹ – je nach Technologie und soziohistorischer Praxis spezifisch erscheinen. Diese situierte Produktivität nennt Mayer in Anlehnung an Kittler das »(Eigen-)Rauschen des Mediums« (2011: 326) und bezeichnet so die kontingente Genese eines semantischen Überschusses und damit den Umstand, dass ›das Mediale‹ weder in seiner Technologie noch seinem Gebrauch gänzlich aufgeht.

Dieser Unbestimmtheit des Medialen sowie der Idee, dass es in Bezug auf die Bildung von Wissenssphären, Subjekten und sozialen Räumen produktiv wird und somit das Potential von Transformationen innehat, eignet etwas Politisches: Es lässt die Analyse von Medien(technologien) sowie den von ihnen materialisierten Räumen, nahegelegten Repräsentationen und vorgeschlagenen und verworfenen Deutungen insbesondere im Kontext struktureller Diskriminierung relevant werden.

In diesem Zusammenhang situieren wir das Erfordernis, sich sowohl historisierend als auch gegenwartsbezogen unter feministischen, postkolonialen, klassismus-sensiblen, ableismus-kritischen Perspektiven mit Medien zu befassen, um sich den, wie Bath et al. es in Anlehnung an Karen Barad nennen, Diffraktionen/Interferenzen (vgl. 2013: 20f.) von Medien und Selbst- und Weltverhältnissen und damit den relationalen Materialisierungen des Medialen zuzuwenden. »Das Sein in der Welt […ist] als fundamentale Relationalität zu denken« (Meißner 2013: 167): Auch in medialen Räumen besitzt die grundsätzliche Verwiesenheit des Subjekts auf die Andere sowie auf den symbolisch-materialen Kontext Gültigkeit. ›Wir‹ machen uns nicht einfach Ressourcen, Dinge oder Medien zu eigen, sondern ›wir‹ sind nur mit ihnen. Die Beiträge in diesem Band befassen sich in verschiedener Weise mit Erkundungen verschiedener Praktiken des Mit-Medien-Seins, um den jeweiligen Materialisierungseffekten in Bezug auf Geschlechter- und globale Kolonialisierungsverhältnisse auf den Grund zu gehen. Die folgenden Beiträge widmen sich einigen der genannten Problematisierungen des Medialen.

Dieser Sammelband erscheint in medial ›aufregenden‹ Zeiten. Technologische Entwicklungen, der historisch-politische Kontext, politische Witterungen und der Eindruck der Pandemie, in denen und unter dem dieser Band entstanden ist, markieren verschiedene Herausforderungen – nicht nur, aber in besonderer Weise aus der Perspektive der Geschlechterforschung. Diese stiften (auch durchaus produktiv) Unruhe, fordern zur affektiven Positionierung, zum Aufregen auf. ›Die Medien‹ als eher unbestimmtes Bündel kommunikativ-technologischer Praktiken und Apparate sind dabei in vielfältiger Weise (als Unruhestifter, Orte oder Bedingungen) beteiligt. Exemplarisch sei hier lediglich auf einige ›beunruhigende‹ Phänomene verwiesen, die Fragen nach dem Zusammenhang von Medien und Machtverhältnissen in ihrer Dringlichkeit zeigen.

Begriffe wie Fake News oder Alternative Fakten verweisen auf das prekäre Verhältnis medialer Darstellungen und essentialistischer Konzeptionen

von ›Wahrheit‹. Phänomene wie digitale Desinformation, Verschwörungserzählungen und der Einsatz manipulativer Strategien im Ringen um Wähler_innenstimmen markieren eine Form des *Digital Divide*. Macht ist in maßgeblicher Weise an die Verwaltung von Information und damit auch an den Zugang zu Medientechnologie und technologischem Wissen geknüpft. Während der Covid-19-Pandemie wird eben diese Frage nach der ›richtigen‹ Information und der Autorität derjenigen, die sie verkünden, zu einer relevanten und teils dramatischen Angelegenheit für Menschen, deren Lebensbedingungen und körperliche Kondition das Risiko einer Ansteckung und eines schweren Krankheitsverlaufs erhöhen können. Zugleich ist es aber ebenso eine politische Debatte darüber, ob und auf welche Weise dadurch öffentliche Teilhabe eingeschränkt wird. Zudem wird die Verknüpfung von gesundheitlicher Ungleichheit mit der Steuerung von Information sichtbar (vgl. Heisig 2020).

Die Ungleichheit gesellschaftlicher Arbeitsorganisation werden unter pandemischen Bedingungen deutlicher als zuvor. Digitalisierung ermöglicht es, im sogenannten Home-Office der Erwerbstätigkeit nachzugehen – sofern es um gut bezahlte und entsprechend infrastrukturell ausgestattete Tätigkeiten geht. Hier wird zum einen die Klassendimension offensichtlich (wer besser verdient, kann sich besser schützen/zuhause arbeiten, besser verdienen in der Regel jene, die in der Geschlechter- und ethnischen Hegemonie privilegiert positioniert sind). Darüber hinaus rückt die traditionelle Frage der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit und (familialer) Fürsorgearbeit verschärft in den Blick. Die »Trias von Beschäftigungssystem, Lebensformen, Sozialstaat« (Aulenbacher 2013: 105) steht unter Bedingungen der Pandemie noch einmal besonders unter Spannung: »Konditionen der Selbst- und Fürsorge« (ebd.) verschieben sich maßgeblich: »Die Frage, wer die Sorgearbeit leistet, auf der kapitalistisches Wirtschaften [unter Bedingungen der Pandemie] aufbaut, wie sich dies auch innerhalb der Marktökonomie bemerkbar macht und wie die Dualismen Öffentlichkeit/Privatheit, Geist/Körper, Rationalität/Emotionalität im Zusammenhang mit der gleichberichteten Konstruktion von Männlichkeit/Weiblichkeit wirken« (ebd.: 109) und wie sich »die Verteilung von Fürsorgearbeit […][im Kontext von] Migrationsregimen« (Lutz 2007) fortschreibt, wird nicht gestellt, sondern eher übersehen oder als bedeutungslos und trivial beiseitegeschoben. Dies führt unweigerlich dazu, dass Personen, die familiäre Betreuungs- und Sorgearbeit leisten, mit dieser Doppelbelastung und den daraus resultieren-

den Problemen und möglichen, beruflichen Nachteilen kaum sichtbar werden. Insbesondere Frauen sind davon betroffen, da sie noch immer einen Großteil der Care-Tätigkeiten ausführen, was zusätzlich noch den Effekt einer Retraditionalisierung von Geschlechterverhältnissen verstärkt (vgl. Bünning et al. 2020).

Gerade in diesem Zusammenhang, wenn sowohl der banale nicht-virtuelle öffentliche Raum, ›die Straße‹, als auch das Zuhause im Kontext sozial unterschiedlich verteilter (Infektions-)Risiken und politisch verordneter ›Kontaktbeschränkungen‹ in anderer als der gewohnten Weise zu einem politisch und symbolisch umkämpften oder faktisch (verbotenen oder) die individuelle Unverletztheit gefährdenden Ort wird, erlangen digitale Medien und ihre Vernetzungsangebote besondere Bedeutung im Ringen um individuelle und demokratische Rechte, die Sichtbarkeit marginalisierter Positionen und den Streit um die Frage, was (Geschlechter-)Gerechtigkeit bedeutet und erfordert. Bewegungen wie #aufschrei auf der Plattform Twitter oder die im Internet global agierende Black Lives Matter-Bewegung führen die Produktivität von medialer Vernetzung und Online-Protest vor Augen. Zugleich mediatisiert das Netz Formen von Gewalt und führt zu neuen Verschränkungen von Digitalität und Materialität (vgl. Eickelmann 2017). Dass Hate Speech als Aufruf zu Gewalt die Überschreitung einer imaginierten Grenze zwischen digitalen und analogen Räumen markiert, wird im Zusammenhang mit Übergriffen gegen und Ermordungen von Politiker_innen für eine größere Öffentlichkeit nachvollziehbar. Für Frauen, nicht-binäre oder Transpersonen, Schwarze Personen oder People of Color, die als solche im Netz sichtbar werden, gehört es mit hoher Wahrscheinlichkeit bereits zum Alltag, nicht nur, Hate Speech ausgesetzt zu sein, sondern auch, die Effekte von Online Hate Speech in ihrer unmittelbaren Relevanz für ihren Alltag sowie ihren psychologischen und physischen Konsequenzen zu erfahren.

Die Beiträge dieses Sammelbandes widmen sich aus verschiedenen disziplinären Zugängen Phänomenen gegenwärtiger Verhältnisse von Geschlecht und Medien und vertiefen dabei einige der hier genannten Momente dieses Verhältnisses. Unter verschiedenen Prämissen nehmen die Autor_innen der ersten vier Beiträge des Bandes Videos in den Blick, die von den Nutzer_innen digitaler Plattformen selbst erstellt auf diesen veröffentlicht werden. Sylvia Wehren betrachtet *Let's-Play*-Videos, in denen Gamer_innen ihre Videospielaktivitäten filmen und dabei kommentieren, und die sie begleitenden Kommunikationskultur auf YouTube. Obwohl Studien zeigen, dass Männer wie Frauen in gleicher Weise Videospiele spielen, ist die

Kultur rund um das Videospiel, etwa Gamingjournalismus oder auch die Let's-Play-Szene, männlich dominiert. Wehren konstatiert hierzu ein Forschungsdesiderat und untersucht entsprechend – und den Aspekt des informellen Lernens berücksichtigend – in ihrem Beitrag, wie sich in der Online-Kommunikation von Let's-Play-Communities Facetten dieses Spannungsfeldes äußern.

Anna Carnap und Viktoria Flasche untersuchen im sich anschließenden Beitrag Bewegt-Bild-Praktiken von Jugendlichen und die darin stattfindenden Aufführungen von Geschlechtlichkeit anhand von Multiplayer-Musikvideo-Collagen auf der Kurzvideoplattform tiktok. Sie analysieren die Videos unter Verwendung des Begriffs der »postfeministischen Maskerade« (S. 55 in diesem Band), die die Akteur_innen in vergeschlechtlichte Blickregime der alten Ordnung einbindet, und mit viel Aufmerksamkeit für die spezifische Strukturlogik der algorithmischen Logiken der Plattformen, die von den darauf entstehenden Videos nicht zu trennen sind. Dabei konstatieren sie zwar Maskierungspraktiken der jungen Frauen, beschreiben aber auch »trans-aggressiven Praktiken« (S. 59 in diesem Band) in Mash-Up-Videos, die etablierte Sehgewohnheiten irritieren und gewohnt-glatte Ästhetiken zu brechen vermögen, die visuelle Inszenierungen von Femininität häufig charakterisiert.

Susanne Richters Studie wendet sich wieder der Plattform YouTube zu. Sie ergründet in ihrem Beitrag Performances und Aushandlungen von Weiblichkeit in Videos der *Beauty Community*. Bei der Untersuchung der Frage, wie in deren Videos und Kommentierungen über ›Schönheit‹ gesprochen wird, fällt auf, dass strikte, normative Anforderungen an das Aussehen diskursiv wenig präsent sind, hingegen die viel artikulierte Einforderung von ›Authentizität‹ zentral ist. Jedoch sind, wie Richter darlegt, ›authentische‹ Beauty-YouTube-Performances nicht etwa durch rohe, dokumentierte Wirklichkeit oder den Verzicht auf Make-Up charakterisiert, sondern durch komplexe Anforderungen an ›richtige‹ Performances von Schönheitshandeln, normativer Weiblichkeit und Fähigkeiten der Videoproduktion. Indem Richter dies als Strategie der ›flexiblen Essentialisierung‹ fasst, mit der, so ihre These, die Normativität der binären Ordnung sich an ihre Flexibilisierung und Öffnungen anpasst und bestehen bleibt, erarbeitet sie eine produktive Perspektive zur Analyse der Transformationen und Aushandlungen der Geschlechterordnung.

Im folgenden Beitrag setzen sich Eva Reuter und Karsten Spindler mit Coming-Out-Videos von Jugendlichen und jungen Erwachsenen auf

YouTube auseinander und befragen das Videomaterial danach, auf welche Weise dort über sexuelles Begehren gesprochen wird, welche Narrative und Gestaltungsmittel dafür angerufen werden und wie sich dieses spezifische Sprechen im Diskurs über sexuelles Begehren verorten lässt. In Anlehnung an die Überlegungen von Michel Foucault wird aufgezeigt, dass das mediale Coming-Out eine moderne Geständnisform ist. Schließlich führt die Untersuchung auch zur Frage, ob und inwiefern die mediale Selbstthematisierung des sexuellen Begehrens zur (De-)Stabilisierung der heteronormativen Wissensordnung beiträgt.

Kathrin Degen beschäftigt sich in ihrem Beitrag damit, wie rechte Akteur_innen entlang geschlechts- und sexualitätsbezogener Faktoren die eigene Zugehörigkeit zu ihrem politischen Milieu konstruieren und aufrechterhalten. Der Autorin geht es um die Sichtbarmachung und Diskussion der damit verbundenen Legitimations- und Differenzierungsstrategien, die von den betreffenden Subjekten genutzt werden, um ihre Existenz im rechten Spektrum gleichzeitig zu verorten und abzusichern. Über einen konstruktivistisch-diskursanalytischen Zugang untersucht Degen eine Vielzahl an unterschiedlichen digitalen Quellen wie Blogeinträge und Artikel aus Online-Magazinen und filtert schließlich insgesamt drei zentrale, spezifische Strategien zur Legitimation als Zugehörige zur (extrem) rechten ›Wir‹-Konstruktion heraus.

Unter dem Begriff Cyberkolonialismus untersucht Pinar Tuzcu im folgenden Beitrag aus feministischer Perspektive neokolonialistische Machteffekte des Zusammenspiels von menschlichen Akteur_innen, Datenanalyse und Algorithmen. Tuzcu problematisiert dabei die mit der Digitalisierung nahezu aller Lebensbereiche einhergehende geographische und politische Ausweitung hegemonial-westlicher Kontroll- und Herrschaftsformen – weitgehend nach imperialistischem Vorbild. Am Beispiel von *Cambridge Analytica* und dem Film »The Cleaners« entfaltet sie die analytischen Konzepte der *Digital Toxicity* sowie der Entstehung der digitalen Subalterne. Einen wichtigen politischen Einsatz sieht Tuzcu in der Entwicklung einer feministischen Kodier-Praxis.

Susanne Mäder und Zijad Naddaf beschäftigen sich in ihrem Beitrag mit dem Phänomen ›ChemSex‹, Sex (hier: zwischen Männern*) unter dem Einfluss von Substanzen (›Chems‹). Digitale Datingplattformen wie Grindr oder PlanetRomeo stellen Orte der Kontaktaufnahme dar und tragen zur Konstitution des Phänomens bei. Darüber hinaus bringen mediale (Gesundheits-)Diskurse das Phänomen ChemSex insbesondere unter einer

defizit- und risikobetonenden Perspektive hervor. Mäder und Naddaf entwickeln als Kritik an dieser Darstellung mit dem Begriff ›Edgework‹ eine alternative Perspektive, um Motive der Selbstbestimmung in der Praxis ChemSex herauszuarbeiten.

In ihrem Beitrag gibt Emma Alice Jane einen Überblick über Funktionsweisen und Wirkungen von Sexismus im Internet und seinen subtilen Offline-Erscheinungsformen, die sich vor allem im Phänomen der sogenannten Täter-Opfer-Umkehr (*victim blaming*) artikulieren. Ihre Studie befasst sich mit der doppelten Diskriminierung, welche von Hate Speech Betroffene erfahren können, sobald sie sich an staatliche Institutionen oder öffentliche Medienakteur_innen wenden. Misogyne Strukturen zeigen sich demnach nicht nur in der offen sexistischen Gewalt, sondern auch in der Abwertung der Gewalterfahrung sowie der Rechtfertigung der Täter. Ihr essayistisches Plädoyer zielt darauf, den öffentlichen Raum Internet als Gestaltungsraum für Frauen offen zu halten.

Robert Wartmann diskutiert in seinem Beitrag die Bedeutung digitaler Medien in der Schule der Gegenwart. Im Zusammenspiel der Ansätze von Neil Postman, Friedrich Kittler und Judith Butler zeigt er, inwiefern sich an der (deutschen) Geschichte seit 1800 zeigen lässt, wie Geschlechtervorstellungen, Generationenverhältnisse und Ideale von Bildung mit dem Wandel der Medienkulturen verknüpft sind. Wenngleich er mit Kittler (als Kritik an Postman) zu dem Schluss kommt, dass insbesondere in der Literatur- und Medienproduktion seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts mehr Frauen beteiligt sind, so stellt Wartmann doch fest, dass die Schule gegenwärtig immer noch im Status der »Buch-Schule« (S. 197 in diesem Band) verharrt und damit einem Ideal von Schriftsprache anhängt, dem vormoderne Ideen von Mütterlichkeit als idealem Lernkontext eingeschrieben sind.

Folke Brodersen diskutiert in seiner Untersuchung Konstruktionen des Pädophilen im »medialen Kampffeld der Sexualität« (S. 216 in diesem Band) und arbeitet heraus, wie unterschiedliche Diskurse beteiligt sind, den Pädophilen als Subjekt der Selbstzurichtung hervorzubringen. Sein besonderes Augenmerk gilt einer inklusiven Perspektive. Er arbeitet detailliert heraus, wie der Pädophile als diskursive Figur im Spannungsfeld von Pathologisierung, Kontrolle und Inklusion transformiert wird. Das Subjekt, das unter diesen Bedingungen generiert wird, steht in der Verantwortung, nicht zwischen wahrem Selbst und Exklusion auf der einen Seite oder Selbstkontrolle

und Anerkennung auf der anderen Seite zu entscheiden, sondern beide Positionen zu integrieren.

Anhand von Ernährungs- und Fitnessratgeberwerken befasst sich Maria Rutschke in ihrem Beitrag mit der Vergeschlechtlichung von Handlungsanweisungen. Es wird die leitende Frage untersucht, inwiefern eine von den Ratgebern vermittelte Handlungsmacht (im Sinne von Möglichkeiten für die Beteiligung und Gestaltung von Situation), Einfluss auf bestimmte Gesundheitsparameter nimmt und wie die Verantwortungszuschreibung für die Nachfahr_innen vergeschlechtlichte Phänomene sind. Dabei sieht die Autorin den Zwang einer epigenetischen (Selbst-)Optimierung verschränkt mit der Verantwortung für die Gesundheit der Nachkommen – der insbesondere Frauen und Mütter adressiert – als Teil einer aktuellen biopolitischen Normalisierungspolitik. Die Analyse macht vier zentrale und übergreifende Narrative sichtbar, die vor dem aufgespannten Hintergrund kritisch eingeordnet und diskutiert werden.

In dem Beitrag von Christiana Bers geht es um die Frage, wie Wissenschaftler_innen in deutschsprachigen Printmedien dargestellt und repräsentiert, und auf welche Weise dadurch akademischen Karrieren von Frauen bewertet und normiert werden. Die mediale Darstellung wird anhand von Artikeln aus zwei unterschiedlichen Zeitungen untersucht und unter einer wissenssoziologischen und diskursanalytischen Rahmung kritisch diskutiert. Dabei verfolgt die Autorin zwei Interessen: einerseits will sie aus dem Material herausfiltern, was sogenannte weibliche Karrieren diskursiv ausmacht und welche Narrative dafür angerufen werden. Andererseits wird übergeordnet diskutiert, wie weibliche Karrieren schließlich beschrieben und untersucht werden können, ohne gängige Stereotypen zu reproduzieren.

Dem Medium der Musik und seiner Fähigkeit, vergeschlechtlichte Stereotype zu reproduzieren widmet sich Janosch Meyer in seinem Beitrag »Ihr seid kein Mensch, Frau Kriemhild–!«. Er versammelt Studienbefunde zur Reproduktivität von Musik am Beispiel der Filmmusik von Fritz Langs »Die Nibelungen« aus der Ära der Stummfilmzeit. Er arbeitet dabei heraus, wie die Entwicklung der Figur der Kriemhild im Drama musikalisch begleitet bzw. erzeugt wird und zeichnet nach, wie diese Genese der Figur mit modernen Konzeptionen von Weiblichkeit verknüpft wird. Die gesellschaftliche Bedeutsamkeit dieses Zusammenspiels von Geschlecht und Medium sieht er mit Butler in der performativen Wirksamkeit der subtilen Diskurseinsätze, wie sie Filmmusik in der Lage ist vorzunehmen. Für die Mög-

lichkeit, etwas zu zeigen, das nicht präsent ist, interessiert sich Oliver Klaassen in seinem Beitrag zu lesbischer Kunst und künstlerischer »Gegen__Dokumentation«. Er analysiert die Bedeutung der Leerstelle in Kaucyila Brookes Fotographien von urbanen lesbischen Räumen, verschwunden oder noch existierenden Lesbenbars, sowie ihren Installationen und diskutiert ihren künstlerisch-dokumentarisch-archivarischen Anspruch, das Unsichtbare (etwa lesbische Kultur) und die Unbestimmtheit (die Unmöglichkeit, Leerstellen pragmatisch zu schließen und damit Beruhigung hervorzurufen) in seiner politischen Bedeutung sichtbar zu machen.

Wir danken allen Beitragenden herzlich dafür, dass sie den ersten Band der Reihe »Hildesheimer Geschlechterforschung« mit uns realisiert haben. Zum Teil waren sie Mitwirkende unserer Tagung »Feministische Perspektiven auf Medien«, die im Januar 2020 an der Universität Hildesheim stattfand, oder referierten im Rahmen der Ringvorlesung »Postkoloniale Feminismen« im Sommersemester 2020, zum Teil waren andere Begegnungen der Beginn für diese Zusammenarbeit. Wir freuen uns über alle.

Ein besonderer Dank gilt den Personen, die der technischen und formalen Verwirklichung des Bandes sehr viel Zeit, Aufmerksamkeit und Herzblut gewidmet haben: Tobias Gottschalk, Charlotte Lauber und Sarah Parry. Astrid Kölsch danken wir für die Unterstützung bei Übersetzungen. Eva Janetzko vom Campus-Verlag schulden wir einen herzlichen Dank für die freundliche, hilfreiche und geduldige Betreuung.

Den Leser_innen dieses Bandes wünschen wir eine anregende Lektüre, die in der Lage ist, weitere Fragen aufzuwerfen und das Interesse zu wecken, sich mit ihnen im Rahmen feministischer Medienforschung zu befassen.

Die Herausgeber_innen, Hildesheim 2020

Literatur

Aulenbacher, Brigitte (2013), »Ökonomie und Sorgearbeit. Herrschaftslogiken, Arbeitsteilungen und Grenzziehungen im Gegenwartskapitalismus« in: Erna Appelt/Brigitte Aulenbacher/Angelika Wetterer (Hg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*, Münster, S. 105–126.

Bath, Corinna/ Meißner, Hanna /Trinkaus, Stephan /Völker, Susanne (Hg.), *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*, Berlin.

Barad, Karen (2017), *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Unter Mitarbeit von Jürgen Schröder, Berlin.

Bechdel, Alison (1985) »The Bechdel Test«, http://bechdeltestfest.com/about/, letzter Zugriff: 18.08.2020.

Bühler, Karl (1934), *Sprachtheorie: Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena: Fischer-Verlag.

Bünning, Mareike/Hipp, Lena/Munnes, Stefan (2020), »Erwerbsarbeit in Zeiten von Corona«, https://wzb.eu/de/forschung/dynamiken-sozialer-ungleichheiten/arbeit-und-fuersorge/corona-alltag, letzter Zugriff 17.08.2020.

Chun, Wendy Hui Kyong (2016): »Über Software, oder: Die Beharrlichkeit visuellen Wissens (2004)«, in: Kathrin Peters/Andrea Seier (Hg.), *Gender & Medien-Reader*, Zürich. S. 279–302.

Drüeke, Ricarda/Klaus, Elisabeth (2014), »Medien und Geschlecht«, in: Matthias Karmasin/Matthias Rath/Barbara Thomaß (Hg.), *Kommunikationswissenschaft als Integrationsdisziplin*. Wiesbaden. S. 319–340.

Eickelmann, Jennifer (2017), *Hate Speech und Verletzbarkeit im digitalen Zeitalter. Phänomene mediatisierter Missachtung aus Perspektive der Gender Media Studies,* Bielefeld.

Fiske, John (2003), *Lesarten des Populären*, Wien.

Fiske, John (2006), *Understanding Popular Culture*, Abingdon.

Fiske, John/Winter, Rainer/Mikos, Lothar/Hartl, Thomas (2001): *Die Fabrikation des Populären. Der John-Fiske-Reader*, Bielefeld.

Fleischmann, Alice (2016), *Frauenfiguren des zeitgenössischen Mainstreamfilms*, Wiesbaden.

Goffman, Erving (2001), *Geschlecht und Werbung*, Frankfurt/M.

Hall, Stuart (2000a), *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften*. Hamburg.

Hall, Stuart (2000b), »Rassismus als ideologischer Diskurs«, in: Nora Räthzel (Hg.), *Theorien über Rassismus*. Hamburg, S. 7–16.

Haraway, Donna Jeanne (1995), *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M.

Stone, Allucquère Rosanne (2016), »Würde sich der wirkliche Körper bitte erheben? Grenzgeschichten über virtuelle Kulturen (1991)«, in: Kathrin Peters/Andrea Seier (Hg.), *Gender & Medien-Reader*, Zürich. S. 225–149.

Heisig, Paul (2020): Corona-Krise: Was sind soziale Folgen der Pandemie? https://www.bpb.de/politik/innenpolitik/coronavirus/307702/soziale-folgen, letzter Zugriff: 18.08.2020.

Hoffarth, Britta (2009), *Performativität als medienpädagogische Perspektive. Wiederholung und Verschiebung von Macht und Widerstand*, Bielefeld.

Hoffarth, Britta (2011): »Fiktionalität als Grenzbearbeitung sympolischer Repräsentationen. Ein intersektionaler Versuch am Beispiel Star Trek«, in: Katharina

Knüttel/Martin Seeliger (Hg.): *Intersektionalität und Kulturindustrie*, Bielefeld, S. 185–214.

Hoffarth, Britta (2020), »Zwischen Serenity und Discovery: Female Warriors in Science Fiction. Zwischenräume von Klischee und Agency«, in: Katja Kanzler/Christian Schwarke (Hg.), *Star Trek Discovery. Gesellschaftsvisionen für die Gegenwart*, Wiesbaden, S. 85–105.

Jergus, Kerstin (2019), »Zur Medialität pädagogischer Beziehungen und der medialen Seite der Bildung«, in: Peter Gentzel/Friedrich Krotz/Jeffrey Wimmer (Hg.), *Das vergessene Subjekt. Subjektkonstitutionen in mediatisierten Alltagswelten*, Wiesbaden, S. 255–275.

Lünenborg, Margreth; Maier, Tanja (2013): *Gender Media Studies.* Konstanz, München.

Lutz, Helma (2007), »›Die 24-Stunden-Polin‹. Eine intersektionelle Analyse transnationaler Dienstleistungen«, in: Cornelia Klinger/Gudrun-Axeli Knapp (Hg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*, Frankfurt/New York, S. 210–235.

Mayer, Ralf (2011), *Erfahrung – Medium – Mysterium. Studien zur medialen Technik in bildungstheoretischer Absicht*, Paderborn.

McRobbie, Angela (2000), *Feminism and youth culture*, Houndmills/Basingstoke/Hampshire.

Meißner, Hanna (2013), »Feministische Gesellschaftskritik als onto-epistemo-logisches Projekt«, in: Corinna Bath/Hanna Meißner/Stephan Trinkaus/Susanne Völker (Hg.), *Geschlechter Interferenzen. Wissensformen – Subjektivierungsweisen – Materialisierungen*, Berlin, S. 163–208.

Mulvey, Laura (1975), »Visual Pleasure and Narrative Cinema«, in: *Screen,* Jg. 16, H. 3, S. 6–18.

O'Meara, Jennifer (2016), »What ›The Bechdel Test‹ doesn't tell us: examining women's verbal and vocal (dis)empowerment in cinema«, in: *Feminist Media Studies*, Jg. 16, H. 6, S.1120–1123.

Shannon, Claude E./ Weaver, Warren (1949), *The mathematical theory of communication*, Urbana Champaign.

Vom Orde, Heike (2013), »Geschlechterbilder in den Medien. Eine Zusammenfassung ausgewählter Forschungsergebnisse«, http://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/televizion/26-2013-2/vomOrde_Geschlechterbilder_Medien.pdf, letzter Zugriff: 18.08.2020.

Wajcman, Judy (2013), *Feminism Confronts Technology*, Hoboken.

Watzlawick, Paul/Beavin, Janet H./Jackson, Don D. (2000), *Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern.

Wischermann, Ulla (2017), »Zur öffentlichen Wirksamkeit der deutschen historischen Frauenbewegungen um 1900. Die Interaktion von Öffentlichkeiten«, in: Elisabeth Klaus/Ricarda Drüeke (Hg.), *Öffentlichkeiten und gesellschaftliche Aushandlungsprozesse*, Bielefeld, S. 63–78.

Perspektiven auf Geschlecht in der deutschsprachigen Let's-Play-Szene: Überlegungen am Medium YouTube

Sylvia Wehren

Let's Play!

Im Jahr 1985 – das Netzwerkprotokoll »internet protocol« (IP*)* befand sich gerade in der Phase erster praktischer Erprobungen – vertrat Donna Haraway in ihrem Essay »A Cyborg Manifesto« die Auffassung, dass sich die Menschheit »im Übergang von einer organischen Industriegesellschaft« zu einem »polymorphen Informationssystem« (Haraway 1995 [1985]: 48) befände. Die alten, bequemen und hierarchischen Formen der Unterdrückung, so Haraway, würden sich auflösen, eine »Informatik der Herrschaft« (ebd.: 52) in »unheimlichen, neuen Netzwerken« (ebd.: 48) tätig sein. Im Rahmen dieses gesellschaftlichen Wandels gelte es, neue Möglichkeiten des sozialen Seins zu erproben, gerade mit emanzipativem Anspruch. Dafür seien neue Kategorien der Reflexion sinnvoll, die entlang fundamentaler sozialer Scheidelinien – Haraway nennt ›class‹, ›race‹ und ›gender‹ – auch dauerhaft politisch wirksam werden können. Allerdings bedürfe es dazu grundlegender einer Erneuerung der paradigmatischen Bestimmungen von Welt. Sie erarbeitete Vorschläge: Brauchbar sei nun das Denken in Simulationen statt in Repräsentationen. Ebenso wäre eine analytische Fokussierung von biotischen Komponenten sinnvoll, statt sich weiter auf biologischen Organismen zu konzentrieren. Auch könnten an Stelle von Physiologien Kommunikationstechnologien theoretisch erkundet werden und eine Betrachtung von Differenzfeldern könnte das Nachdenken über Binaritäten ersetzen. Haraway ging davon aus, dass die neuen Ordnungsvorschläge, wenn sie politisch-emanzipativ bearbeitet werden, nicht nur geschlechtlichen Essenzialismen und Biologismen entgegenwirken, sondern auch ein anderes, freiheitlicheres Leben ermöglichen, das zwar universale Theorien entbehren muss, aber soziale Beziehungen eigenverantwortlich gestalten kann (ebd.: 71).

Nicht nur inspiriert von Haraway haben seitdem technologisch orientierte, feministische Forschungen sowohl den konstitutiven Herrschaftscharakter von Technik als auch die neuen digitalen Spaltungen in Bezug auf die Kategorien von Geschlecht ausgearbeitet (vgl. Avanessian/Hester 2015: 7–14). Dabei zeigte sich einerseits, dass sich die großen cyberfeministischen Hoffnungen auf durchgehend geschlechtlich-emanzipatorische Praxen, auf eine »Post-Gender-Welt« im Sinne Haraways (Haraway 1995 [1985]: 35) bislang nicht erfüllen konnten – unter anderem, da sich die traditionellen Paradigmen des Denkens als weiterhin produktiv erweisen, weil zum Beispiel das Denken in Binaritäten Aufschluss über immer noch dual verfasste gesellschaftliche Zustände ermöglicht. Andererseits jedoch bewiesen die zu Beginn des digitalen Zeitalters vorgetragenen Utopien auch Realisierungsvermögen: Dem Individuum vertrauter sind nun die Möglichkeiten, zwischen Subjektivationen zu changieren, mit Versatzstücken von Identität zu spielen, in Widersprüchen zu leben, ohne permanent an diesen zu scheitern, normierte und tradierte Körpervorstellungen zu unterbrechen, sie gar auszusetzen oder sie zumindest zu ironisieren. Gewohnter ist nun, die Konstruktion des Selbst abseits biologischer Verfasstheiten zu wagen, sowie die Unterbrechungen geschlechtlicher Erwartungen voranzutreiben. Zudem bildet heute die noch andauernde Integration des sozio-technischen Systems Internet in sämtliche – auch geschlechtliche – Alltagsbezüge und Umwelten eine der wirkmächtigsten Dynamiken der Zeit. Doch auch diese ist in Bezug auf alle Kategorien sozialer Ungleichheit als exklusiv zu charakterisieren, Geschlecht ist davon nicht ausgenommen. Und wie wohl auch die Hybridisierung von Online- und Offline-Räumen in ihren strukturellen und individualisierten Konsequenzen gewaltvolle und repressive Erfahrungen für viele Geschlechter mit sich führt (vgl. Grammatikopoulou 2018: 131–135), so ist doch ein kollektiviertes Zurück undenkbar. Zur Beschreibung der Normalisierungspotentiale von Digitalität eignet sich daher die Rede von der Postdigitalität, ein gesellschaftlicher Zustand in dem »being digital will be noticed only by its absence, not its presence«, so Nicholas Negroponte (1998). So besitzt die Auflösung des ›digitalen Dualismus‹ (vgl. Jurgenson 2011) nicht nur aufgrund täglicher geschlechtsdiskriminierender Praxen Brisanz, sondern auch in Bezug auf eine neuerliche Verfestigung androzentrischer und patriarchaler Strukturen. Haraway bemerkte bereits früh zu deren Analyse: »[W]ar bisher alles Arbeit, wird nun alles Spiel, ein tödliches Spiel.« (Haraway 1995 [1985]: 48) Ein Hinweis, der zum Nachdenken auffordern kann: Assoziativ wird mit der Formulierung vom ›tödlichen Spiel‹, zumindest in Bezug auf

aktuelle und geteilte öffentliche Debatten, auch die Rede von der ›Gamifizierung des Terrors‹ aufgerufen. Seit den rechtsterroristischen Morden, nicht nur in Christchurch und Halle im Jahr 2019, steht – anknüpfend an die seit den 1980er Jahren empirisch zwar längst überholte, jedoch populär noch immer mäandernde Killerspieldebatte – nicht nur wieder ›die‹ Gamer-Szene, wie Horst Seehofer stereotyp äußerte[1], unter Generalverdacht, sondern auch neu eine vermeintliche terroristische Spielefizierung von Welt.[2] Diese läuft zwar in ihren aufgeregten Beschreibungen den gängigen Phänomenologien des Spiels, die zum Beispiel Freiheit, Freiwilligkeit und Wiederholbarkeit intendieren, zuwider, dennoch wird wieder der Zusammenhang von Gewalt und Spielekultur diskutiert. Auch abseits undifferenzierter Betrachtungen einer spezifischen Ausgestaltung terroristischer Praxen, können mit der Formulierung vom ›tödlichen Spiel‹ besser die massiven Gefährdungen einzelner Menschen resp. geschlechtlich marginalisierter Gruppen, die mit *Gamergate* (2014) einhergingen, diskursiv sichtbar werden. Diese auch sexistischen Anfeindungen von Gamer*innen führten nicht nur zu massiven Auseinandersetzungen in Bezug auf die Kategorie Geschlecht weit über Gaming-Kontexte hinaus (vgl. Ackermann 2017: 190–227), es mehren sich darüber hinaus auch die empirischen Nachweise, dass die Praxis der *Gamergate*-Akteur*innen ein Haupttreiber für rechte Politisierung in US-amerikanischen Debatten darstellt (vgl. Sherr/Carson 2017), die auch in der Bundesrepublik ihre Wirkkraft entfalten, durchaus mit Bezug zu rechtsgerichteten Verbrechen (vgl. Schoppmeier 2019). Erst jüngst hat Yasmina Banaszczuk (2019) herausgestellt, dass auch in Gaming-Kulturen ein Zusammenhang zwischen rechten Ideologemen, Rassismus und Sexismus

1 Horst Seehofer (Innenminister der BRD, CSU) sagte in einem Interview mit dem ARD Hauptstadtstudio vom 12. Oktober 2019 im Wortlaut: »Das Problem ist sehr hoch. Viele von den Tätern oder potenziellen Tätern kommen aus der Gamer-Szene. Manche nehmen sich Simulationen geradezu zum Vorbild. Man muss genau hinschauen, ob es noch ein Computerspiel ist, eine Simulation – oder eine verdeckte Planung für einen Anschlag. Und deshalb müssen wir die Gamer-Szene stärker in den Blick nehmen.«

2 Die mutmaßlichen Attentäter von Christchurch und Halle streamten ihre Anschläge auf Facebook und Twitch. Zudem schrieben beide Männer im Rahmen ihrer Anschlagsvorbereitungen sog. Manuals, wie sie auch zur Spielanleitung für Computerspiele Anwendung finden, und setzten für die Durchführung der Anschläge sog. Achievements; virtuelle Auszeichnungen bzw. Errungenschaften, die Spielende beim Erreichen eines Ziels oder beim erfolgreichen Abschluss einer Spielehandlung im Spiel erhalten.

hergestellt werden kann. Insbesondere gilt dies für bestimmte männerdominierte Gruppen in »reaktionären Gaming- und Trolling-Subkulturen« (Dittrich/Rathje 2020), die erhebliches Gewaltpotential aufweisen.

Bei näherer Betrachtung erweisen sich die Zusammenhänge in den Szenen und Communities mit starkem Gaming-Bezug als äußerst komplex, was nicht nur daran liegt, dass digitales Spielen nicht mehr nur als Bestandteil subkultureller Milieus verstanden, sondern als Massenphänomen begriffen werden muss. Digitales Gaming ist der mittlerweile größte kapitalistisch ausgearbeitete Kulturbereich der Welt. Aus ökonomischer Perspektive lässt sich feststellen, dass dieser bereits 2014 einen globalen Umsatz erreichte, der sich doppelt so hoch ausnimmt wie der der Filmindustrie. Die Bundesrepublik spielt dabei eine besondere Rolle. Sie stellt den größten Markt in Europa und den fünftgrößten Markt weltweit (Gamesreport 2018: 12). Laut dem aktuellen Jahresreport des Branchenverbandes »Game« spielt in Deutschland mittlerweile rund die Hälfte der Bevölkerung digitale Spiele, das sind übergreifend betrachtet circa 34,3 Millionen Menschen. Zumeist wird am Smartphone gespielt und damit an einem Endgerät, welches in besonderem Maße nicht nur eine transhumane Digitalisierung des Menschen anzeigt, sondern auch die Verschmelzung von Online- und Offline-Räumen täglich erlebbar macht. Entgegen öffentlicher Wahrnehmung wird relativ unabhängig von Alter und Geschlecht gespielt. Knapp die Hälfte der Spielenden werden, dem zweigeschlechtlichen Studiendesign entsprechend, im Jahresreport als weiblich ausgewiesen, auch sind relativ gleichförmig alle Altersgruppen vertreten; fast 30 Prozent, Tendenz zunehmend, sind über 50 Jahre alt (vgl. Gamesreport 2019: 6). Diese Sachverhalte zeigen an, dass Analysen zu Geschlecht in Bezug auf digitale Spielewelten zunächst darüber Auskunft geben müssen, welche konkreten Felder betrachtet werden.

Let's Play?

Unter Let's Play wird üblicherweise ein Videoformat verstanden, in dem mindestens eine, manchmal auch zwei oder mehrere Personen ihr eigenes Computerspielhandeln filmen. Das aufgenommene Material wird entweder währenddessen auf einem Live-Streaming-Portal – zum Beispiel auf Twitch (Amazon) – oder anschließend als *Video-on-Demand* – üblicherweise auf

YouTube (Google)[3], dann zumeist nachbearbeitet – veröffentlicht. Viele Let’s Player*innen, jedoch nicht alle, zeigen sich in den Videos selbst; oft über *facecam*, eine Kameraperspektive bei der hauptsächlich das Gesicht fokussiert wird.

Charakteristisch für Let’s Plays ist, dass das eigene Spiel von den Spielenden kommentiert wird. Auf diese Weise treten diese in Interaktion mit anderen Spielenden oder einem (oft zunächst imaginierten) Publikum. Aus den Kommentierungen der Let’s Player*innen, die sich auf Spielehandeln, Spielinhalte, Spielmechaniken oder Spielästhetiken beziehen können (vgl. Nguyen 2016), sowie aus weiteren Kommunikationsgehalten (Witze, Geschichten und Anekdoten sowie Reaktionen auf Chatbeiträge), entsteht – zumindest für die, die sich das Videomaterial gerne anschauen – der Informations- und Unterhaltungswert der Videos (vgl. Biermann/Becker 2017; Tilgner 2017). Die Auswahl der Spiele für Let’s Plays ist sehr vielfältig. Gespielt werden Sportspiele, Action- und Strategiespiele, World-Building- oder Simulations-Spiele, auch Horror- oder Abenteuerspiele sind beliebt. Aktuell sind Multiplayer-Online-Games stark verbreitet, Spielende interagieren in diesen entweder kompetitiv oder kooperativ miteinander. Let’s Player*innen sind oftmals, zumindest, wenn sie erfolgreich agieren bzw. wenn sie ihre Kanäle gewinnbringend monetarisieren, vertraglich an Multi-Channel-Netzwerke bzw. YouTube-Netzwerke gebunden (vgl. Gugel 2013). Das sind Media-Agenturen, die gewinnorientiert zur Vermarktung der Kanäle und Kanalbetreiber*innen beitragen. Einzelne Firmen betreuen teilweise mehrere tausend Kanäle. Die Agenturen versuchen unter anderem Reichweitenvergrößerung zu erreichen, sowie Produktion, Vermarktung und technische Umsetzung zu steuern. Mit dem Blick auf die gegenwärtigen Diskussionen um Let’s Player*innen lässt sich konstatieren, dass Einnahmen unter anderem durch Werbeeinspielungen und Product-Placement generiert werden, ebenso sind Kooperationen mit Computerspielfirmen bekannt. Daneben können Let’s Player*innen sich über Moderationen von Fremdformaten und als personelle Werbeträger*innen weiter vermarkten. Die tatsächlichen Verdienstmöglichkeiten der einzelnen Personen bleiben zwar für Außenstehende zumeist intransparent, deutlich wird jedoch über die gesellschaftlichen Debatten sowie das Engagement von Firmen der potenzielle Kapitalwert des Medienformats und seiner Akteur*innen. Gemeinhin gelten

3 Auch auf YouTube sind Live-Streamings möglich, sie werden jedoch seltener für Let´s Plays genutzt.

daher die öffentlichen Beiträge der Let's Player*innen als wichtiges Meinungsorgan in der digitalen Spielebranche und auch umgekehrt erweist sich die Szene als an die Kapitalisierungsstrategien der Computerspiel- und Werbeindustrien angeschlossen. Gerade die monetäre Popularisierung der Kulturen von Gaming trägt dabei zu ihrer Differenzierung bei. So ist die Entwicklung äußerst heterogener Netz-Communities festzustellen und nur einige davon haben direktes Potential zur Massenwirkung. Größere Fangemeinschaften zeigen sich zum Beispiel auf der »Gamescom«, der weltweit größten Messe für Computer- und Videospiele in Köln, oder dem »Tube-Festival«, einem Online-Community-Treffen im Saarland. Das sind nur zwei Veranstaltungen von vielen, bei denen sich Let's Playende und Publikum kopräsent vergemeinschaften.

In letzter Zeit sind zwei größere Entwicklungen in Bezug auf Let's Plays zu beobachten: Zum einen werden von Let's Play-Akteur*innen zunehmend Inhalte, die nicht direkt mit Gaming in Verbindung stehen, auf Haupt- oder Nebenkanälen veröffentlicht, zum Beispiel eigens entwickelte Comedy-Formate, Cosplay- oder DIY-Videos, VLogs und Fitnessbeiträge. Dies öffnet und popularisiert die Gaming-Netzgemeinschaften erneut, unter anderem determiniert durch die Algorithmen der Videoplattformen. Zum anderen wird mehr live gestreamt. Konsequenz dieser Entwicklung ist, dass Let's Player*innen noch stärker als bislang mit den Zuschauenden interagieren, zum Beispiel über Livechats, aber auch über gemeinsame Spielformate, die viele Spielende direkt miteinander interagieren lassen. Dies beeinflusst auch das Kommentierverhalten der User*innen, da sich im Live-Streaming die bislang eingeübten Praxen der anachronistischen und interpassiven Rezeption in Teilen verändern. Das zunehmende Live-Streaming gibt auch unter anderem der Plattform Twitch Aufschwung, daher wird YouTube von einigen Let's Playenden nur noch als Zweitverwertungsplattform genutzt, da dort nur noch die Mitschnitte der Streams hochgeladen werden. Trotz dieser Tendenz kann YouTube dennoch weiterhin als das Zentrum der Let's Plays gesehen werden. Dies hat auch historische Gründe. Im deutschsprachigen Raum, im Nachgang zu US-amerikanischen Entwicklungen, bildeten sich Let's Plays als eine der ersten soziokulturellen Milieus im Medium YouTube aus (vgl. Ackermann 2017: 2–9) und auch aktuell binden sie noch Millionen von Menschen, zu einem größeren Teil Kinder und Jugendliche. Dass es sich bei den Rezipient*innen vorwiegend um diese Altersgruppen handelt, lässt sich nur aus den deutschlandweiten Mediennutzungsstudien schließen;

denn zum Beispiel Alter, Geschlecht und weitere Kategorien sozialer Differenz sind aus den Kanal- und Nutzer*innenprofilen und deren anhängigen Social-Media-Auftritten zwar hypothetisch ableitbar, im Einzelfall aber kaum zu verifizieren. Nach aktuellen Mediennutzungsstudien ist daher Folgendes anzunehmen: Aktuell nutzen Kinder- und Jugendliche YouTube am stärksten von allen Bevölkerungsgruppen (vgl. Digital Index 2019: 24). 40 Prozent der Sechs- bis-Zwölfjährigen schauen regelmäßig Videos auf YouTube,[4] bei den 13-19jährigen sind es 90 Prozent, die YouTube »mindestens mehrmals die Woche« (Horizont 2019: 7; JIM 2018: 48) in Anspruch nehmen.[5] Die letzten Jahre war mit steigendem Alter auch ein Anstieg der Nutzung zu verzeichnen (vgl. Horizont 2019: 7; KIM-Studie 2018: 28), es ist jedoch unsicher, ob sich dieser Trend fortsetzt, da die Vorlieben der Nutzung sich schnell ändern. Dennoch kann YouTube aktuell als massenmediales Phänomen mit hohem Multiplikationsfaktor begriffen werden. Denn Jugendliche, die sich dafür interessieren, sprechen mit anderen über die gesehenen Inhalte (vgl. Horizont 2019: 27; Wegener/Rihl 2015).

Let's Play: Geschlecht

Bei Let's Plays lässt sich nicht geschlechtlich undifferenziert von Kindern- und Jugendlichen sprechen. Im Gegensatz zum bundesweiten Spielverhalten unterscheiden sich die spezifischen Mediennutzungsweisen in diesem Genre deutlich nach Geschlecht. Noch einmal ist anzumerken, dass viele deutsche Mediennutzungsstudien ihren empirischen Untersuchungen bislang eine zweigeschlechtliche Ordnung zugrunde legen – daher können aktuell quantitative Aussagen nur über ›weiblich‹ und ›männlich‹ getroffen werden. Unter diesem Vorbehalt ist dann festzustellen, dass zwar die Medienausstattung vom Kindes- bis ins Jugendalter mittlerweile kaum mehr geschlechtlich divergiert (vgl. KIM Studie 2018: 27–28), jedoch interessieren sich bereits im frühen Alter mehr Jungen als Mädchen für digitale Gaming-

4 Anzumerken ist, dass die selbstständige Nutzung von YouTube erst ab 16 Jahren erlaubt ist, das gilt insbesondere für die Erststellung von Kanälen und Videobeiträgen.

5 Nahezu die Hälfte der Schülerinnen und Schüler hält YouTube-Videos auch für schulische Belange für wichtig bis sehr wichtig. Sie nutzen die Plattform zumeist für Stoffwiederholung aus dem Unterricht und zur Bearbeitung von Hausaufgaben (vgl. Horizont 2019: 8).

Formate. Auch gilt, dass mehr Jungen bereits früh Let's Play-Videos wahrnehmen (vgl. ebd.: 46). Diese Tendenzen setzen sich bis in das Erwachsenenalter fort (vgl. Digital Index 2019: 39).

Nähere Analysen zur Begründung geschlechtlicher Verhältnisse in Bezug auf Let's Plays sind kaum aus dem bisherigen Forschungsstand abzuleiten. Dies liegt an einem grundsätzlichen Mangel an sozialwissenschaftlichen Studien zum Feld, sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Eine Ausnahme stellt der zu größeren Teilen empirisch ausgerichtete, von Judith Ackermann herausgegebene Sammelband *Phänomen Let's Play-Video* (2017) dar. Die Beiträge der Publikation beschreiben und analysieren umfänglich Let's Plays, allerdings findet dabei die Kategorie Geschlecht auch nur beiläufige Erwähnung. In der Überschau des Forschungstandes lässt sich daher sagen, dass die Nutzungsstudien zwar einerseits zeigen, dass das Format insbesondere bei männlichen Kindern- und Jugendlichen einen sehr hohen Stellenwert besitzt, auch ist einiges über ihre Motive der Nutzung und über die Spielepraxen näher bekannt, dass aber anderseits die geschlechtlichen Dynamiken und deren Zusammenhänge nur marginal beforscht werden. Vermutlich liegt dies daran, dass Let's Plays bislang kaum als bedeutsame kinder- und jugendkulturelle Sozialräume begriffen sind, die dementsprechend in ihren eigenen Kommunikationsdynamiken und in ihren spezifischen Subjektivationsweisen zu analysieren wären.

Als anschlussfähig und aufschlussreich in dieser Hinsicht, zumindest in Bezug auf eine nähere Betrachtung geschlechtlicher Zusammenhänge, erweisen sich Forschungsbeiträge aus den Game Studies. Mit diesen lässt sich zum Beispiel die geschlechtliche Homogenität im Feld der Let's Plays mit der Bedeutung von informellen Lernprozessen in Peer Groups im Bereich Gaming plausibilisieren. Zum Beispiel hat Diane Carr (2005) gezeigt, dass die individuellen Präferenzen im Bereich digitaler Spiele (Genre, Inhalt und Spielstile) stark mit dem Wissen und den Fähigkeiten in Bezug gesetzt sind, die es braucht, um die Spiele zu spielen. Beides wird von Kindern und Jugendlichen in Peer Groups erworben, welche sich im Bereich Spiel oft geschlechtshomogen ausbilden. Die feministisch motivierte Spieleforschung hat zudem immer wieder aufgewiesen, dass »digitale Spiele sich durch eine lange und fortwährende Geschichte der Ausblendung und/oder Abwertung von Feminität und Frauen auszeichnen« (Groen/Tillmann 2019: 150). Auch, wenn dies sicherlich nicht für alle Gaming-Kontexte gilt – wie die Sammlung *Rainbow Arcade: Over 30 Years of Queer Video Game History* belegt – und auch

wenn in Spielen das In-Game-Gender-Switching (zum Beispiel bei »Fortnite«) zunehmend als Spielpraxis ermöglicht ist, so gilt es doch stets die Exklusions- und Diskriminierungsmechanismen in die Forschungspraxis einzubeziehen und die diskursiven und performativen Möglichkeiten der Teilhabe zu beachten.

In Anbetracht der Forschungslage wird allerdings ebenso deutlich, dass sich das Interesse an der Kategorie Geschlecht zumeist auf die Inhalte der Spiele und auf bekanntere Protagonist*innen der Spieleszene richtet[6], somit bleiben in sexismuskritischer Perspektive weithin die Praxen der Nutzenden und damit die geschlechtsbezogenen Charakteristika der Digitalkulturen in der Tendenz unberücksichtigt. In dieser Beziehung aufschlussreich sind Ergebnisse aus der YouTube-Forschung. Mit Nicola Döring (vgl. 2015: 4) ist zum Beispiel darauf zu verweisen, dass sich die geschlechtlichen Differenzen der Nutzung von YouTube bis in die Ausgestaltung und Rezeptionsweisen von YouTube-Content fortsetzen. So ist nachzuweisen, dass mehr Jungen als Mädchen Videos selbst erstellen und entsprechend mehr Jungen als Mädchen auf den Plattformen präsent sind. Bestätigen lässt sich dies mit einem Blick auf die YouTube-Charts für den Bereich der Let's Plays. Seit Jahren zeigen Rankings, dass, zum Beispiel auf die Abonnierendenzahlen fokussiert, die reichweitenstärksten Kanäle von Personen betrieben werden, die männlich positioniert sind.[7]

In medienpädagogischen Zusammenhängen wird etwa die These diskutiert, ob sich dies mit einem stärkeren Interesse von Jungen an Technik (bzw. der stärkeren Förderung dieses Interesses) begründen ließe (vgl. Döring 2015). Angesichts der Entwicklungen zur Medienausstattung von Kindern und Jugendlichen sowie angesichts der Fähigkeiten, die erforderlich sind, um medial präsent zu sein, ist dies jedoch fraglich. Als ein weiterer Erklärungsansatz, der auch deshalb Beachtung verdient, weil er Aufschluss über sozialen Exklusionsdynamiken gibt, ist, dass Mädchen resp. Frauen im Unterschied zu Jungen resp. Männern auf YouTube in viel stärkerem Maße »herabwürdigenden und feindseligen Video-Kommentaren« (ebd.: 19), ausgesetzt sind. Exemplarisch sei in Bezug darauf die Studie von Lindsey Wotanis und Laurie McMillan erwähnt. Beide wiesen bereits 2014 in einem exemplarischen Vergleich von US-amerikanischen YouTube-Kanälen nach,

---

6 Dies beruht wahrscheinlich noch auf einer älteren Tradition der Medienforschung, in der davon ausgegangen wird, dass Medienformate in einem Sender-Empfänger-Prinzip Einfluss auf Nutzende nehmen.

7 Zur Orientierung bietet sich zum Beispiel die Webseite socialblade.com an.

dass Frauen mehr negative Reaktionen auf ihre Videos erhalten als Männer und auch häufiger sexuell-aggressiven Kommentierungen ausgesetzt sind. Unter anderem Nicola Döring und Rohangis Mohseni (vgl. 2018: 512) stützen und differenzieren diesen Befund. Sie zeigen auf, dass Frauen möglicherweise dann mehr negative Kommentare erhalten »if they display their sexuality […] or address feminist topics, but not if they conform to gender role expectations.« Insgesamt lässt sich mit diesen Forschungsergebnissen zeigen, dass Let's Plays aktuell oft noch männlich dominierte Sozialräume sind. Sie weisen nicht nur einen deutlich höheren Anteil an männlich positionierten Sichtbarkeiten auf, sondern erweisen sich auch für alle anderen geschlechtlichen Performanzen als stärkerer Gefahrenhorizont. Die Studien machen außerdem sichtbar, dass YouTube – als Plattform, die neue Online-Beteiligungsräume repräsentiert – die geschlechtsspezifischen Machtstrukturen traditioneller Medien reproduziert. Daher sind wahrscheinlich die Kommentierungen im Allgemeinen aufschlussreich, um den grundsätzlichen Geschlechterdynamiken auf YouTube von Seiten der Nutzenden nachzugehen, auch wenn bislang das Hauptaugenmerk der Forschung auf den Diskriminierungsstrukturen lag. Denn die Frage stellt sich, wie sich eigentlich und grundsätzlich diese Räume geschlechtlich ausgestalten, welche Nutzungspraktiken und welche diskursivierten Dynamiken zur Vergeschlechtlichung sich zeigen und wie geschlechtlichen Phänomene sinnvoll systematischen sowie geschlechtsemanzipativen Untersuchungen zugeführt werden können.

Let's Play: Empirie – erste Angänge

Basierend auf diesem Stand der Auseinandersetzungen und trotz der zunehmenden Bedeutung des Bildhandelns für jugendkulturelle Zusammenhänge (vgl. Reißmann 2014), kann es in Anbetracht der Forschungslage und mit der Frage nach der Ausgestaltung von jugendlichen Lebenswelten als produktiv erachtet werden, die Kommentierungen der Zuschauenden zu analysieren und sich nur ergänzend mit den Videos zu beschäftigen. Dadurch geraten sowohl die Diskursivierungen als auch die Praktiken der Zuschauenden stärker in den Blick. Mit Paula-Irene Villa sind in dieser Hinsicht die Kommentarspalten auf YouTube als »Arenen politischer Auseinandersetzung um Deutungshoheit« (Villa 2011: 149) zu verstehen. Sie sind

auch deshalb aufschlussreich, da YouTube als contentorientierte und nicht als eigentlich kontaktorientierte Plattform konzipiert ist. Dennoch wird YouTube von Kindern und Jugendlichen selbst als »Social Community« (Rösch/Seitz 2015: 25) definiert. Auch ist bekannt, dass gerade »Onlinekommunikation von Jugendlichen als komplementärer Modus der Verständigung und Selbstdarstellung« (Hoffmann 2011: 110) verstanden wird, weshalb die Vergeschlechtlichungen als Teil jugendlicher Subjektivation an diesem Medium näher beforscht werden kann. Überlegungen zur empirischen Umsetzung von Online-Forschung liegen bereits seit längerem vor (vgl. Rössler u.a. 2014). Gerade in der feministisch inspirierten Empirie gilt zudem die Wirksamkeit von Sprache und Sprachhandeln als Selbstverständlichkeit (vgl. Jergus 2018), auch diese Aspekte stützen eine Fokussierung auf die Kommentierungen.

Die folgenden Überlegungen und Ergebnisse basieren mit diesen Setzungen auf den Eindrücken erster qualitativer Explorationen zur Sondierung des Feldes. Betrachtet wurden circa 20 (Haupt-)Kanäle mit starkem Let's Play-Bezug.[8] Die Auswahl erfolgte sowohl nach Bekanntheitsgrad als auch nach geschlechtlichen Aspekten. Entgegen der realen statistischen Verteilung in Bezug auf Geschlecht, wurden möglichst viele Kanäle aufgenommen, deren Erstellende nicht männlich positioniert sind. So finden sich nun 13 Kanäle im Material, die über ihre Protagonist*innen als weiblich definiert werden können. Zudem wurde ein Kanal (»GameTwo«)[9] aufgenommen, der von männlichen und weiblichen Redakteur*innen betreut wird. Auch wenn dieser kein typisches Let's Play-Format darstellt, sondern allgemein über digitale Computerspiele berichtet, so steht der Kanal damit doch für geschlechtliche Doppelcodierung. Die bisherigen Recherchen zum deutschsprachigen Feld ließen bislang keinen Gaming-Kanal auffinden, deren

8 Die ausgewählten deutschsprachigen Kanäle mit Let's Play-Bezug: »Anni the Duck« (w), »AnukLP« (w), »Darkside84« (m), »DoingGamingStuff« (w), »Domtender« (m), »German Let´s Play« (m), »Gronkh« (m), »Hand of Blood« (m), »Honigball« (w), »Lara Loft« (w), »Nessas Gamingzone« (w), »MalibuO13« (w), »MontanaBlack« (m), »paluten« (m), »Pietsmiet« (m), »PoisonRose« (w), »RionQQ« (w), »Saftiges Gnu« (w), »DerSorbus« (m), »Tinkerleo« (w), »tyraphine« (w), »Zanzarah am Zocken« (w).

9 »Game Two« ist ein Kanal, der sich mit Video- und Computerspielen beschäftigt. Er wird als das Nachfolgeprojekt von Game One angesehen, welches im Dezember 2014 eingestellt wurde. Seit dem November 2016 gehört Game Two zum Angebot von funk. Dies ist ein Gemeinschaftsangebot der Arbeitsgemeinschaft der Rundfunkanstalten der Bundesrepublik Deutschland (ARD) und des Zweiten Deutschen Fernsehens (ZDF). Moderiert werden die Sendungen unter anderem von Simon Krätschmer, Daniel Budiman, Nils Bomhoff, Etienne Gardé, Lara Trautmann sowie Sofia Kats.

Akteur*innen sich als trans*Personen identifizieren, auch keine Kanäle, die von Let's Player*innen betrieben werden, die offensiv queere Positionen im Zusammenhang mit Let's Play vertreten. Es ist jedoch nicht davon auszugehen, dass es diese Kanäle prinzipiell nicht gibt. Für den englischsprachigen Bereich ist entsprechendes Material aufzufinden und gerade in Live-Streaming-Portalen scheinen sich queere Verbünde zu entwickeln.[10] Mit diesem Rechercheergebnis weist jedoch auch der hier erstellte Datenkorpus eine zweigeschlechtliche Verteilung auf. Dabei ist mit diesen 20 Kanälen bereits eine Menge an ›natürlichen Daten‹ (vgl. Salheiser 2014) vorhanden, die die Kapazitäten einzelner Forschender bei weitem überschreitet. Zwar gibt es auch überschaubare Kanäle mit nur wenigen Videos, die im Einzelnen zwischen null und 40 Mal kommentiert wurden, gleichwohl sind viele Kanäle mit Abonnierendenzahlen zwischen ca. 500.000 und 5 Millionen dabei. Diese sind oft mit hunderten bzw. tausenden Videos bestückt, die nicht selten tausende Kommentierungen aufweisen. Es erscheint daher in Bezug auf eine weiterführende Analyse sinnvoll, qualitative Forschungen stets mit quantitativen Forschungszugängen zu verschränken.

Dennoch zeigen sich auch in diesem relativ kleinen Sampling Tendenzen, die zunächst die aus den bereits erwähnten Rankings gewonnenen Erkenntnisse stützen: Männlich codierte Kanäle weisen in der Regel eine sehr viel höhere Reichweite auf – sowohl was die Abonnierenden, als auch was die Zahlen zu den Video-Aufrufen angeht. Während szenebekannte Mädchen und Frauen aktuell höchstens um die 500.000-600.000 Abonnierende akquirieren, liegen die Zahlen für populäre Let's Player im Bereich der Millionen.

In qualitativer Hinsicht und in Bezug auf die Inhalte der Kommentare lässt sich zunächst zeigen, dass das Thema Geschlecht sehr wohl Präsenz zeigt und zum Beispiel auch manches Mal als Diskussionsanreger unter den Zuschauenden verstanden wird. Ein Beispiel: Die User*innen »DerMicha« und »Daniel Neumann« reagieren auf »tschoppomontäng«, der eine Redakteurin von »Game Two« (Sara), die im kommentierten Video zu sehen ist, als hübsch bezeichnet hat, und das, obwohl sie in demselben Video darüber spricht, dass sie es ablehnt, im Kontext von Redaktionsarbeit im Bereich Gaming aufgrund ihres Äußeren beurteilt zu werden.

10 Aufschluss darüber gibt zum Beispiel die »List of LGBT YouTubers« auf Wikipedia oder die Webseite www.gameandlove.org, die auch auf einen Twitch-Kanal verweist. Auch auf reddit gibt es Community-Building (transgamers/Trans Gamers Rise!).

»DerMicha«: »@tschoppomontäng Und dann kommst du mit sicherem Auftreten in absolute Ahnungslosigkeit und rechtfertigst oberflächliche Kommentare. Von Sexismus hat niemand geredet, wobei man hier darüber weiter diskutieren könnte. Es geht darum, dass sie in den Kommentaren nicht so wahrgenommen wird, wie ihre männlichen Kollegen und du gehörst zu der Gruppe, die das rechtfertigen wollen. Und nein, wer im Internet ist, muss sich sollche Kommentare nicht gefallen lassen. Das Internet ist kein rechtsfreier Raum und sollche Kommentare kommen von Vollidioten, die nichts anderes zu tun haben. Es ist keine Meinung, die sie äußern. Es sind einfach nur saudumme Kommentare. Du solltest dich echt von Sara angesprochen fühlen. Daher ein wunderschönes Fick Dich.«[11]

»Daniel Neumann«:

»@tschoppomontäng ja es herrscht Meinungsfreiheit und das ist absolut fantastisch. Weißt du was keine Meinung ist? ‚Deine Nase ist… Deine möpse sind…' usw. Das ist Arschlochhaftigkeit.«[12]

Deutlich wird in den Kommentaren, und das entspricht einem allgemeinen Eindruck der vorgenommenen Analyse, dass feministisch-emanzipative Positionen durchaus in Let's Play-Gemeinschaften verhandelt werden. So finden sich bei kursorischen Durchgängen in den Kommentierungen immer wieder Bezüge zu jeweils aktuellen Debatten über Geschlecht, sowohl affirmativ als auch widerständig, zum Beispiel in Bezug auf #metoo. Das heißt, dass sich zwar auch queer- und transfeindliche, misogyne und sexistische Kommentierungen finden lassen, aber ebenfalls sehr wohl kritische Beiträge, emanzipative Statements und empowernde Sprechweisen. Dem Eindruck nach wäre es auch hier geboten, quantifizierende Studien anzustreben, die nicht nur in Bezug auf die Plattformen unterscheiden, sondern auch in Bezug auf szeneinterne Verteilungen.

Deutliche Unterschiede in Bezug auf das Vorkommen von geschlechtsbezogener Diskriminierung lassen sich nämlich mit der Positionierung und der Ausgestaltung der Kanäle begründen – sie zeigen sich je nach Wording und/oder je nach Moderation der Kommentierungen mehr oder weniger

---

11 User*in: »Der Micha« als Antwort auf »tschoppomontäng«. YouTube-Video: Weihnachtsspezial - Ein festlicher Rückblick aufs Gaming-Jahr 2019 (Teil 1) | Game Two #141, veröffentlicht am 14. Dezember 2019. Es gilt im Folgenden für die Zitation von YouTube-Kommentierungen: Rechtschreibung und Grammatik werden nicht verbessert und Fehler nicht mit (sic!) gekennzeichnet.

12 User*in: »Daniel Neumann« als Antwort auf »tschoppomontäng«. YouTube-Video: Weihnachtsspezial - Ein festlicher Rückblick aufs Gaming-Jahr 2019 (Teil 1) | Game Two #141, veröffentlicht am 14. Dezember 2019.

stark ausgeprägt. Dies hängt – so die These – unter anderem mit einer affektiven Bindung der Kommentierenden zu den Kanalbetreibenden zusammen. Dies lässt sich exemplarisch an Kommentierungen zum Kanal von »Saftiges Gnu« zeigen. »Saftiges Gnu« betreibt in Bezug auf ihre Community viel Emotionsarbeit, zum Beispiel indem sie intensiver als andere Kanalbetreibende mit den Kommentierenden resp. mit den Zuschauenden interagiert und dabei affektive Setzungen vornimmt. So bestätigt »Saftiges Gnu« – oder eine Moderator*in, das ist unsicher – fast jede Kommentierung positiv, mindestens durch die Setzung eines Likes. Auch unterstützt sie aktiv die sprachliche Ausarbeitung eines gemeinsamen Referenten, den der »Gnuherde«. Eine Menge Vokabeln haben sich diesbezüglich gebildet, die aktiv und kreativ von der Gemeinschaft der Kommentierenden verwendet werden. So haben sich die Begriffe »Gnumama« (die Kanalbetreiberin), »Gnupapa« (ihr Partner), »Gnukälbchen« und »Gnulis« (Fans), daneben die Wörter »gnuilieren« und gnutastisch« etabliert. Die Accountnamen der Zuschauenden resp. ihrer Fans referieren in diesem Rahmen neologistisch, so kommentieren zum Beispiel das »Gnu-Kälbchen«, »Gnu_Weidenmilch«, »IVI_Gnu«, »Gnukälbchen Tamy«, »Lina das Gnuliiii« und auch »IchBinEinGnu«. Die Familiarisierung der Gemeinschaft wird durch heteronormative Narrative getragen. Der Rahmen ist durch die »Gnumama« (»SaftigesGnu«) und damit durch einen geschlechtlich massiv aufgeladenen Muttertopos gesetzt, der durch den »Gnupapa«, von dem in den Videos nur erzählt wird, ergänzt ist. Weitere stark menschlich-geschlechtliche Differenzsetzungen werden dabei jedoch durch den Herdenbezug nivelliert, so ist den »Gnu-Eltern« eine eher geschlechtsindifferente Kindergruppe gegeben. Es lassen sich daher oft Kommentierungen wie den Folgenden finden:

»jerrymias Gaming«:

> »Hey Gnu-Mami, Du hilfst uns auch in sehr vielen Dingen… Und machst unser Leben besser! ♡ Vielen Dank für alles Gnu! Wie haben dich lieb und werden dich immer unterstützen ♡ ♡ Will mehr Horror! 😅 Wir haben dich lieb! – Deine treue Gnuherde«[13]

Damit wird eine pädagogische Aufladung im Umgang miteinander, die positiv auf die Gemeinschaft wirkt, erkennbar. So fordern sich die Kommentierenden bei wahrgenommen Grenzüberschreitungen auf, doch höflich und

13 User*in: »jerrymias Gaming«. YouTube-Video: Danke :), veröffentlicht am 30. Dezember 2019.

nett zueinander zu sein: »Darya Moradi«: »Josie Reincke isso das ist ein Gnuli wenn du ein nettes gnuli bis dann sei nett zu den anderen«[14]

Auch dadurch entsteht eine ausnehmend freundlich und friedlich wirkende Atmosphäre in den Kommentierungen, wobei jedoch – wie gesagt – unsicher ist, inwieweit der Kommentarbereich moderiert wird. Im Übrigen wirkt die »Gnuherde« in ihren Sichtbarkeiten keineswegs dominant männlich. Dieser Eindruck lässt sich auch für die anderen Kanäle von Mädchen bzw. Frauen verallgemeinern, sie weisen eine sehr viel höhere Anzahl von Kommentierungen auf, die weiblich zu lesen sind. Nichtsdestotrotz kommentieren auch männlich zu positionierende User. Dies unterstützt die These, dass das heterogeschlechtliche Framing des Kanals die Situation der Kommentierenden stärker beeinflusst, insbesondere die »Gnumama« als weibliche Führung unterstützt dies hinsichtlich einer stärkeren Aufweichung von männlicher Dominanz. Dies kann sicherlich auch ein Argument in der in jüngerer Zeit öffentlichen Debatte um Reichweitenverantwortung sein.

Die Relevanzen von Geschlecht zeigen sich auch in diversen Sprachspielen, diese sind nur selten konfliktgeladen. User*in »Das Sahneschnittchen«, welche*r später den persönlichen Account umbenannt hat in »Luisa Ittner« kommentiert ein lang erwartetes Video auf dem Kanal von »Gronkh«, durch einen popkulturellen Verweis auf die Serie »Game of Thrones«. »Luise Ittner« verwendet ein Zitat und bekundet in Bezug auf das erwartete Let's Play Video: »Ein Mädchen hat sehr lange auf diese Folge gewartet. Ein Mädchen ist sehr glücklich.«[15] Die Kommentierung bekam bislang fast 2.000 Likes und über 100 direkte Unterkommentierungen, die im Stil des »Game of Thrones«-Zitats die Anrufung von »Luisa Ittner« fortschreiben, unter permanenten Bezug auf die Kategorie Geschlecht. Einige Beispiele:

– »Paeonia«: »Ein Mädchen kann deine Gefühle sehr gut nachvollziehen.«[16]
– »TheGermanFarmerTx«: »Das Sahneschnittchen Ein Junge guckt heute DbD. Ein Jugen gucktt danach Staffel 7 von GoT.«[17]

14 User*in: »Darya Moradi«. YouTube-Video: Danke :), veröffentlicht am 30. Dezember 2019.

15 User*in: »Luisa Ittner«. YouTube-Video: CONSULTATION- and PUKE HOUR 💀 HWSQ # 001, veröffentlicht am 17. Juli 2017.

16 User*in: »Paeonia«. YouTube-Video: CONSULTATION- and PUKE HOUR 💀 HWSQ # 001, veröffentlicht am 17. Juli 2017.

17 User*in: »TheGermanFarmerTx«. YouTube-Video: CONSULTATION- and PUKE HOUR 💀 HWSQ # 001, veröffentlicht am 17. Juli 2017.

– »Assassine Almoris«: »Ein Mädchen ist da nicht alleine. Ein weiteres Mädchen freut sich ebenfalls.«[18]
– »Der Wolf«: »Ein Junge liebt Anspielungen an GoT.«[19]
– »BenTheGamer89«: »Ein Mann kann dich sehr gut nachvollziehen.«[20]

Zwischendurch findet sich auch ein sexistischer Kommentar. Die Kommentierenden reagieren jedoch nicht auf diesen, sondern setzen das Sprachspiel fort. Dies ist ein häufiges wahrnehmbares Phänomen – die kollektiven Praxen des Ignorierens von sexistischen Kurz-Invektiven.

In anderen Fällen wird Geschlecht direkt unter den Kommentierenden verhandelt, insbesondere dann, wenn Gamerinnen sich feministisch positionieren. »Anni the Duck«, eine YouTuberin, die auf ihrem Hauptkanal unter anderem Parodien und Vlogs mit ihrer Community teilt, auf ihrem Zweikanal jedoch Gaming-Videos, insbesondere Let's Plays, veröffentlichte 2018 das Video »Wie ZOCKEN mein Leben verändert hat«. In diesem spielt »Anni the Duck« mit anderen Mädchen bzw. Frauen, die nicht aus dem Gaming-Bereich kommen, ein Computerspiel. In einer Szene im Video werden die Spielerinnen gemeinsam lauter in der Aufregung über das gemeinsame Spiel. »Ikea Pflanze« kommentiert in Bezug auf diese Szene unter dem Video: »Wie Mädchen beim zocken rumschreien😂😂«[21]. Weder Avatar noch die Namensgebung des Accounts lassen auf das Geschlecht kommentierenden Person schließen. Allerdings erinnert die generalisierende Aussage zur Praxis eines Geschlechts an Zuschreibungen nach dualistischer Kategorisierung. Die Praxis des Schreiens wird als besonders für ein resp. das andere Geschlecht ausgestellt, dadurch kann interpretativ der Eindruck entstehen, dass sich Mädchen im Unterschied zu Jungen besonders auffällig beim ›Zocken‹ verhalten, weil sie ›rumschreien‹. Der Kommentar von »Ikea Pflanze« wird mehrfach nachkommentiert. »Linaoderso« zum Beispiel reagiert mit: »Ich schrei nie rum«[22]. »Linaoderso« hat einen typisch weiblichen

---

18 User*in: »Assassine Almorin«. YouTube-Video: CONSULTATION- and PUKE HOUR 💀 HWSQ # 001, veröffentlicht am 17. Juli 2017.

19 User*in: »DerWolf«. YouTube-Video: CONSULTATION- and PUKE HOUR 💀 HWSQ # 001, veröffentlicht am 17. Juli 2017.

20 User*in: »BenTheGamer89«. YouTube-Video: CONSULTATION- and PUKE HOUR 💀 HWSQ # 001, veröffentlicht am 17. Juli 2017.

21 User*in: »Ikea Pflanze«. YouTube-Video: Wie ZOCKEN mein Leben verändert hat, veröffentlicht am 23. Juni 2018.

22 User*in: »Linaoderso«. YouTube-Video: Wie ZOCKEN mein Leben verändert hat, veröffentlicht am 23. Juni 2018.

Vornamen in den Accountnamen integriert. Da die Person sich in der Kommentierung nicht explizit geschlechtlich positioniert, sind zwar mehrere Interpretationen möglich, eine ist jedoch wahrscheinlich. Anzunehmen ist, dass »Linaoderso« sich mit dem Schreiben als Mädchen angesprochen sieht und die geschlechtliche Zuschreibung von »Ikea Pflanze« zu kontrastieren sucht. Ähnlich ist auch der nachfolgende Kommentar zu verorten. »Maya Jimin« schreibt: »Ich auch nie .. aber ich raste manchmal aus«[23]. Beide Kommentierungen unterbrechen den Versuch von »Ikea Pflanze« ein Geschlechterstereotyp zu etablieren. »Maya Jimin« dreht die Aussage sogar noch weiter, indem die Kommentierung verlauten lässt, dass sie zwar nicht schreit, aber manchmal ausrastet, wodurch sich das Feld der potenziell geschlechtlich codierten Reaktionsweisen auffächert. Die Dekonstruktion von geschlechtlichen Normsetzungen setzt sich fort. »Das Mensch« antwortet ebenfalls: »Ich schrei nie ....ich schnapp mir den nächstmöglichen Gegenstand und schmeiß ihn gegen die wand«.[24] Auch dieser Avatar, ebenso die Playlist sowie das Profil sind kaum geschlechtlich zu verorten, impliziert ist jedoch, dass eine ungeschlechtliche Person, zwar nicht schreit, aber doch hoch emotional durch das Werfen von Gegenständen reagiert. »e l a« schreibt folgend:

> »Ich schreie eigentlich nicht beim Zocken. Aber es gibt momente bei denen ich mich mega erschrecke, zb wenn mich wer plötzlich anschießt wenn ich was erzähle. Dann gibts einen ganz kurzen, nicht lauten schrei😂😂«[25]

und »stefan M« kommentiert: »In unserre gemütlich >20er LAN schreien die Männer mehr (warcraft 3: drauf drauf drauf... Zurück Zurück Zurück. 😂) Oder bei NS2 (Natural Selection 2)«.[26]
Ob intendiert oder nicht, diese Vielstimmigkeiten und die teilweise de-geschlechtlichen User*innen, die sich oft nur abseits von Zweigeschlechtlichkeit diskursivieren lassen, pluralisieren die Deutungsräume und verunmöglichen tradierte Setzungen. Dies erweist sich als großes politisches Potential von Kommentarspalten, denn die Ebenen des Geschlechts nehmen Einfluss

23 User*in: »Maya Jimin«. YouTube-Video: Wie ZOCKEN mein Leben verändert hat, veröffentlicht am 23. Juni 2018.

24 User*in: »Das Mensch«. YouTube-Video: Wie ZOCKEN mein Leben verändert hat, veröffentlicht am 23. Juni 2018.

25 User*in: »e l a«. YouTube-Video: Wie ZOCKEN mein Leben verändert hat, veröffentlicht am 23. Juni 2018.

26 User*in: »stefan M«. YouTube-Video: Wie ZOCKEN mein Leben verändert hat, veröffentlicht am 23. Juni 2018.

auf die Ebenen »der Produktion, Repräsentation und Interaktion« (Groen/Tillmann 2019: 153). Stereotypen sind somit zwar vorhanden, sie werden jedoch schnell konterkariert. Humor, Sarkasmus und Ironie stellen dabei die gängigsten Kommunikationsmodi in den Kommentarspalten dar, diese werden auch über die Ausgestaltung der Videos lanciert. Daher sind auch Sexismen und diskriminierende Sprechweisen in diese Formen des Lustig-Seins verpackt, sie werden gegebenenfalls mit rhetorischen ›War-doch-nur-Spaß‹-Formulierungen gerechtfertigt. Dieser Aspekt in den Kommentierungen bedarf jedoch einer tiefergehenden Betrachtung, da Humor, Sarkasmus und Ironie wahrscheinlich spezifische geschlechtliche Dynamiken mitführen.

Übergreifend betrachtet erscheint somit eine diversifizierte und geschlechterkritische Aushandlung der geschlechtlichen Setzungen innerhalb der Codes der Szene zunächst unproblematisch, zumindest in Bezug auf die Möglichkeiten, die die User*innen wahrnehmen. Weiblich codierte Akteur*innen treten normalisiert in den Diskurs ein und sprechen selbstverständlich mit, wobei zu fragen ist, ob dies im Einzelfall nicht auch als De-Thematisierungsstrategie begriffen werden kann. Dennoch werden emanzipatorische Themen auf diese Weise vielgestaltig bearbeitet, wie auch gezeigt werden kann, dass die Let's Play Community sich zunehmend geschlechtlich diversifiziert, womit sich geschlechtshomogene Räume seltener auffinden lassen. Auch lässt sich schließen, dass einzelnen Let's Player*innen Bindungskräfte aufweisen, die Sexismen und Hate Speech ausbremsen. Allerdings werden noch immer Geschlechterpositionen abseits von Männlichkeit auch angegriffen, für Mädchen und Frauen ist dies bereits vielfach gezeigt (vgl. Sponholz 2018: 120). Auch die Kritik daran erweist sich weiterhin als schwierig und gefährlich, gerade für die, die es betrifft.[27] Die Praxen der Herstellung von Geschlecht im Feld der Let's Plays sind daher keineswegs als konsequent subversiv oder emanzipatorisch zu beschreiben, allerdings haben sie – wie hier im Beitrag skizzenhaft gezeigt – auch pluralisierende, dekonstruierende Wirkungen, damit unterminieren sie die Reproduktion bestehender geschlechtlich hierarchischer Machtverhältnisse. Das Kollektiv »Laboria Cuboniks« (2015: 15) plädiert dafür, Entfremdung als Motivator zu

27 Ein neueres Beispiel zeigen die Vorkommnisse um »Gronkh« und »NeueSappho« auf. Die Diskussion ist zum Beispiel unter https://buechnerwald.com/2019/10/15/reichweiten verantwortung-im-medienzeitalter-das-gronkh-debakel/ (letzter Zugriff: 18.08.2020) zu verfolgen.

verstehen und sich dafür Technik im Sinne progressiver und emanzipatorischer Politik anzueignen. Für wissenschaftliche oder forscherische Praxen kann das bedeuten, stärker noch als bisher die Brüche in den heteronormativen Ordnungen, die Performanzen von diversen Geschlechtlichkeiten, die Potentiale der Nicht-Zuordnungen und die sich etablierenden queeren Räume zur Analyse von Geschlecht zu nutzen. Kommentierungen sind auch in dieser Hinsicht aufschlussreich, da sie zumeist ein Bewusstsein von Vielstimmigkeit evozieren sowie als potentiell offenes Medienformat politische Kraft entfalten. Auch diesbezüglich kann Haraway weiterhin zur Anregung dienen.

Let's Play.

Literatur

Ackermann, Judith (Hg.) (2017), *Phänomen Let's Play-Video. Entstehung, Ästhetik, Aneignung und Faszination aufgezeichneten Computerspielhandelns.* Wiesbaden.

Ackermann, Judith (2017), »Einleitung. Phänomen Let's Play – Entstehung und wissenschaftliche Relevanz eines Remediatisierungsphänomen«, in: dies. (Hg.), *Phänomen Let's Play-Video. Entstehung, Ästhetik, Aneignung und Faszination aufgezeichneten Computerspielhandelns*, Wiesbaden, S. 1–15.

Avanessian, Armen/Hester, Helen (2015), *Dea ex machina*, aus dem Engl. v. Jennifer S. Theodor/ Gesine Strempel, aus dem Frz. v. Stephan Geene, Berlin.

Banaszczuk, Yasmina (2019), »Toxic Gaming. Rassismus, Sexismus und Hate Speech in der Spieleszene«, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), *Aus Politik und Zeitgeschichte. Gaming,* Jg. 31, S. 34–39.

Biermann, Ralf/Becker, Steven (2017), »Faszination Let's Play-Videos: Rezeptionsmotive und –merkmale – Eine explorative quantitative Studie«, in: Judith Ackermann (Hg.), *Phänomen Let's Play-Video. Entstehung, Ästhetik, Aneignung und Faszination aufgezeichneten Computerspielhandelns*, Wiesbaden, S. 161–180.

Carr, Diane (2005), »Contexts, gaming pleasures, and gendered preferences«, in: *Simulation & Gaming,* Jg. 36, S. 464–482, https://initiatived21.de/app/uploads/2019/01/d21_index2018_2019.pdf, letzter Zugriff: 03.06.2020.

[Digital Index] Initiative D21 e.V. (2019), *D21-Digital-Index 2018/2019. Jährliches Lagebild zur digitalen Gesellschaft*, https://initiatived21.de/publikationen/d21-digital-index-2018-2019/, letzter Zugriff: 03.06.2020.

Dittrich, Miro/Rathje, Jan (2020), »Das Netzwerk rechter Onlinekulturen von #Gamergate zu ›Alt Right‹«, in: *Antifaschistisches Infoblatt,* https://www.antifainfoblatt.de/tags/twitch, letzter Zugriff: 03.06.2020.

Döring, Nicola/Rohangis, Mohseni (2018), »Male Dominance and Sexism on YouTube. Results of Three Content Analyses«, in: *Feminist Media Studies*, http://www.tandfonline.com,doi:10.1080/14680777.2018.1467945, letzter Zugriff: 03.06.2020.

Döring, Nicola (2015), »Die YouTube-Kultur im Gender Check«, in: *Medien und Erziehung*, Jg. 59, H. 1, S. 17–24.

game – Verband der deutschen Games-Branche e.V. (2018), *Jahresreport der deutschen Games-Branche 2018*, Berlin.

game – Verband der deutschen Games-Branche e.V. (2019), *Jahresreport der deutschen Games-Branche 2019*, Berlin.

Games Wirtschaft (2019), »Anschlag von Halle: Wie Seehofer die »Gamerszene« erfand, in: *Games Wirtschaft*, https://www.gameswirtschaft.de/politik/seehofer-gamerszene-anschlag-von-halle/, letzter Zugriff: 03.06.2020.

Grammatikopoulou, Christina (2018), »Virale Gender-Performance«, in: Cornelia Sollfrank (Hg.), *Die schönen Kriegerinnen. Technofeministische Praxis im 21. Jahrhundert*, Wien/Linz/Berlin/London/Málaga/Zürich, S. 131–166.

Groen, Maike/Tillmann, Angela (2019), »Let's Play (gender)? Genderkonstruktionen in digitalen Spielewelten«, in: Holger Angenent/Birte Heidkamp/David Kergel (Hg.), *Digital Diversity. Bildung und Lernen im Kontext gesellschaftlicher Transformation*, Wiesbaden, S. 143–159.

Gugel, Betram (2013), *Deutsche YouTube Netzwerke im Überblick*, https://www.gugel productions.de/2013/deutsche-youtube-netzwerke-im-uberblick.html, letzter Zugriff: 03.06.2020,

Haraway, Donna J. (1995[1985]), »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, in: Carmen Hammer/Immanuel Stiess (Hg.), *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M., S. 33–72.

Hoffmann, Dagmar (2011), »Identitätsmanagement in digitalen Kommunikationsräumen«, in: Jürgen Mansel/Thomas Olk (Hg.), *Individualisierung von Jugend: Zwischen kreativer Innovation, Gerechtigkeitssuche und gesellschaftlichen Reaktionen,* Weinheim/Basel, S. 97–115.

Initiative D21 (2019), *D21 – Digital Index 2018/19. Jährliches Lagebild zur Digitalen Gesellschaft*, https://initiatived21.de/app/uploads/2019/01/d21_index2018_2019.pdf, letzter Zugriff: 03.06.2020.

Jergus, Kerstin (2018), »Sprache wirkt. Oder: Wie Sprechen, Anerkennung und Gewalt zusammenhängen«, in: *Betrifft Mädchen*, Jg. 32, H. 3, S. 100–105.

[JIM Studie 2018] Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2018), *JIM-Studie 2018: Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchungen zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger*, Stuttgart, https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf, letzter Zugriff: 03.06.2020.

Jurgenson, Nathan (2011), »Digital Dualism versus Augmented Reality«, in: *Cyborgology*, https://thesocietypages.org/cyborgology/2011/02/24/digital-dualism-versus-augmented-reality/, letzter Zugriff: 03.06.2020.

[KIM Studie] Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2018), *KIM-Studie 2018: Kindheit, Internet, Medien. Basisuntersuchungen zum Medienumgang 6- bis 13-Jähriger*, Stuttgart, https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/KIM/2018/KIM-Studie_2018_web.pdf, letzter Zugriff: 02.06.2020.

Laboria Cuboniks (2015), »Xenofeminismus«, in: Armen Avanessian/Helen Hester (Hg.), *Dea ex machina*, aus dem Engl. v. Jennifer S./Gesine Strempel, aus dem Frz. v. Stephan Geene, Berlin.

Negroponte, Nicholas (1998), »Beyond Digital«, in: *Wired*, http://archive.wired.com/wired/archive/6.12/negroponte.html, letzter Zugriff: 03.06.2020.

Nguyen, Josef (2016), »Performing as Video Game Players in Let's Plays«, in: *Transformative Works and Cultures*, Vol. 22, http://dx.doi.org/10.3983/twc.2016.0698, letzter Zugriff: 03.06.2020,

[Horizont 2019] Rat für Kulturelle Bildung e.V. (2019), *Jugend/YouTube/Kulturelle Bildung. Horizont 2019. Eine repräsentative Umfrage unter 12- bis 19-Jährigen zur Nutzung kultureller Bildungsangebote an digitalen Kulturorten*, Essen.

Reißmann, Wolfgang (2014), »Bildhandeln und Bildkommunikation in Social Network Sites. Reflexion zum Wandel jugendkultureller Vergemeinschaftung«, in: Kai U. Hugger (Hg.), *Digitale Jugendkulturen*, 2., erw. und aktual. Auflage, Wiesbaden, S. 90–103.

Rösch, Eike/Seitz, Daniel (2015), »YouTube als Teil der Jugendkultur – Genres und medienpädagogische Anknüpfungspunkte«, in: Jürgen Lauffer/Renate Röllecke (Hg.), *Dieter Baacke Preis. Handbuch 10. Bewegte Bilder – Bewegende Pädagogik. Visuelle Medienkulturen in der Jugendmedienarbeit; medienpädagogische Konzepte und Perspektiven*, München, S. 25–29.

Rössler, Patrick/Hautzer, Lena/Lünich, Marco (2014), »Online-Inhaltsanalyse«, in: Martin Welker/Monika Taddicken/Jan-Hinrik Schmidt/Nikolaus Jackob (Hg.), *Handbuch Online-Forschung. Sozialwissenschaftliche Datengewinnung und -auswertung in digitalen Netzen*, Köln, S. 214–232.

Salheiser, Axel (2014), »Natürliche Daten. Dokumente«, in: Nina Baur/Jörg Blasius (Hg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*, Wiesbaden, S. 813–827.

Schoppmeier, Sören (2019), »Playing to Make America Great Again: *Far Cry 5* and the Politics of Videogames in the Age of Trumpism«, in: *COPAS: Current Objectives of Postgraduate American Studies,* Vol. 20, No. 1.

Sherr, Ian/Carson, Erin (2017), »GamerGate to Trump: How Video Culture Blew Everything Up«, in: *Cnet*, https://www.cnet.com/news/gamergate-donald-trump-american-nazis-how-video-game-culture-blew-everything-up/, letzter Zugriff: 03.06.2020,

Sponholz, Liriam (2018), »Weil ich ein Mädchen bin: Formen und Folgen von geschlechterbezogenem Hate Speech«, in: *Betrifft Mädchen*, Jg. 31, H. 3, S. 118–122.

Tilgner, Alexander (2017), »Gaming 2.0: Von der Fanproduktion zum Kulturgut – Let's Play-Videos als Schntitstelle zwischen passiver Rezeption und aktiver Par-

tizipation«, in: Judith Ackermann (Hg.), *Phänomen Let's Play-Video. Entstehung, Ästhetik, Aneignung und Faszination aufgezeichneten Computerspielhandelns*, Wiesbaden, S. 209–224.

Villa, Paula-Irene (2011), »Mach mich schön! Geschlecht und Körper als Rohstoff«, in: Willy Viehöver/Peter Wehling (Hg.), *Entgrenzung der Medizin. Von der Heilkunst zur Verbesserung des Menschen, Bielefeld,* S. 143–162.

Wegener, Claudia/Rihl, Alexander (2015), »YouTuber – Freunde fürs Leben. Rezeption und Bedeutung einer neuen Starkultur«, in: Jürgen Lauffer/Renate Röllecke (Hg.), *Dieter Baacke Preis. Handbuch 10. Bewegte Bilder – Bewegende Pädagogik. Visuelle Medienkulturen in der Jugendmedienarbeit. Medienpädagogische Konzepte und Perspektiven*, München.

Wotanis, Lindsay/McMillan, Laurie (2014), »Performing Gender on YouTube«, in: *Feminist Media Studies*, Vol. 14, S. 912–928.

Diskursive Sichtbarkeiten – Aufführungen von Geschlechtlichkeit in (post-)digitalen Jugendkulturen

Anna Carnap und Viktoria Flasche

Die Generation der aktuell Jugendlichen ist die erste, die mit dem selbstverständlichen ›Zuhandensein‹ der Sozialen Netzwerke aufgewachsen ist (vgl. Röll 2014; Lovink 2012: 37; MPFS 2019). Jugendliche Social Media Praktiken können mit dem Konzept des Postdigitalen (vgl. Cramer 2015; Jörissen/Verständig 2016; Stalder 2016) angemessen gefasst werden. Das Präfix ›post‹ meint hier nicht, dass die Phase der Digitalisierung schon abgeschlossen ist, sondern dass vor dem Hintergrund einer vielfältigen und komplexen digitalen Transformation nahezu aller Aspekte des Arbeits- und Alltagslebens die Unterscheidung zwischen analog und digital soziale Phänomene unzureichend beschreibt. Meyer beschreibt diesen Umstand als einen ins »real life gestülpten Cyberspace« (Meyer 2012: 30), der in einem grundlegenden Wechselverhältnis zu einem unsteten, sich beständig transformierenden Kanon an ästhetischen Formen steht (vgl. Jörissen 2015: 64).

Vor diesem Hintergrund hat das Projekt »(Post-)Digitale Kulturelle Jugendwelten« (DiKuJu) im Erhebungszeitraum 2016–2019[1] – allgemeine Jugendkulturstudien und Mediennutzungsstudien (etwa Albert u.a. 2016; Calmbach 2016; MPFS 2019; Albert u.a. 2019) flankierend – untersucht, wie sich der digitale Wandel speziell auf die künstlerisch-kreative Praxis junger Menschen auswirkt. Neben einer quantitativ ausgerichteten Teilstudie wurden im qualitativen Teilprojekt neben Gruppendiskussionen und Expert*inneninterviews auch kasuistisch ausgerichtete, transaktionale Interviews (vgl. Nohl 2012; Engel/Jörissen 2018) geführt. Im Fokus standen hier die von digitalen Netzwerken und algorithmischen Entscheidungsprozessen

1 Das Verbundprojekt »(Post-) Digitale kulturelle Jugendwelten – Entwicklung neuer Methodeninstrumente zur Weiterentwicklung der Forschung zur Kulturellen Bildung in der digitalen und postdigitalen Welt« (DiKuJu) wurde unter der Leitung von Benjamin Jörissen und Susanne Keuchel an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, dem Institut für Bildung und Kultur und der Akademie der Kulturellen Bildung Remscheid durchgeführt und durch das BMBF gefördert.

durchzogenen Lebenswelten und künstlerischen Praktiken von Jugendlichen. Der empirische Ansatz beruht auf der Grundannahme, dass die medial-ästhetischen Praktiken von Jugendlichen jeweils bestimmte, relationale Modi hervorrufen, die den Raum möglicher Subjektpositionen präformieren. Das den Plattformen und Dingwelten der Jugendlichen strukturimmanente Wissen bestimmt eben nicht nur

»ihre ›Gebrauchsmöglichkeiten‹ sondern, auf einer theoretisch tieferliegenden Ebene, ihre Relationierungspotenziale in Hinblick auf andere (dingliche oder menschliche) Akteure. Im Rahmen von Alltagspraktiken stellen Dinge und Dingumwelten Subjektivationsangebote dar, also insbesondere Angebote, auf ›bestimmte‹ Weise zu Nutzer-Subjekten (Konsumenten, Rezipienten, Prosumenten etc.) zu werden« (Jörissen 2015: 218; generisches Maskulinum und Hervorhebung im Original).

Unser Forschungsinteresse gilt den Relationierungs- und Subjektivationsprozessen, die sich transaktional in medial-ästhetischen Praktiken, also in dem Dazwischen von Medium und Praxis, vollziehen.

Exemplarische Falldarstellung: Lara und Lara und die Social Media Plattform TikTok

Lara und Lara, zwei Teilnehmerinnen der DiKuJu Interviewstudie, die beide 12 Jahre alt sind, nutzen häufig und vorzugsweise die Social Media Plattform ›TikTok‹.[2] Im Vergleich mit den quantitativ erhobenen Daten der aktuellen JIM Studie (vgl. MPFS 2019) zeigt sich, dass Laras und Laras Medienpraxis typisch für ihre Altersgruppe und ihr Geschlecht ist.[3] Mit TikTok können Tonspuren wie Minidialoge, Filmausschnitte oder Musiksequenzen mit einem Video, das von den Nutzer*innen meist selbst aufgenommenen wurde,

---

2 Die App TikTok entstand August 2018 aus der Zusammenlegung der bereits populären amerikanischen App Musical.ly mit der chinesischen Videoplattform TikTok. Die 100 Millionen Nutzer*innen von Musical.ly wurden zu TikTok transferiert (vgl. Klicksafe 2018).

3 Zum Zeitpunkt der Befragung der zitierten JIM-Studie von Mai bis August 2018 hieß die App noch Musical.ly. Die zentralen empirischen Befunde sind: Für Mädchen (14 Prozent) ist die App interessanter als für Jungen (vier Prozent). Zudem spricht Musical.ly die jüngeren Teenager am stärksten an, bei den Zwölf- bis 13-Jährigen zählen 15 Prozent zu den regelmäßigen Nutzerinnen (14-15 Jahre: elf Prozent, 16-17 Jahre: vier Prozent, 18-19 Jahre: sechs Prozent) (vgl. MPFS 2019: 23).

verknüpft werden. Die App ist das zentrale Medium, um die Videos zu verknüpfen, zu speichern, zu teilen und zu kommentieren. Laut aktueller Recherchen und Auswertung interner Firmendaten der Redakteur*innen von netzpolitik.org ist TikTok Ende 2019 die am schnellsten wachsende Social Media Plattform (vgl. Reuter/Köver 2019).

Social Media Plattformen wie TikTok erzeugen als diskursiv-operative Netze im Rahmen ökonomischer Strategien reaktive, mediale Konvergenzräume. Das heißt, die wirtschaftlich agierenden Betreiber*innen der Plattformen eröffnen mittels hauptsächlich algorithmisch gesteuerter Prozesse virtuelle und reaktive Gestaltungsspielräume. Um wirtschaftlich rentabel zu agieren, ist das oberste Ziel, das Verbleiben und Agieren auf der Plattform zu erhöhen, denn nur so kann personenbezogene Werbung gezielt platziert werden. Dieses Geschäftsmodell beinhaltet zusätzlich den Handel mit den über die Plattform erhobenen Daten, die weitgehend für marktwirtschaftliche Forschung verwendet wird (vgl. Herrera 2019). Der entwickelte Algorithmus wird auch für andere Plattformen mit anderen Inhalten verwendet (vgl. Hariharan 2017).

TikTok ist eine niedrigschwellig agierende Plattform, so dass Inhalte und Profile auch ohne Anmeldung abgerufen werden können. Kennzeichnend für die Darstellung der Plattform ist die gekachelte Ansicht eines vertikal ablaufenden Video-Webfeeds. Die von den Nutzer*innen veröffentlichten, sehr kurzen Videos (maximal 15 Sekunden) erscheinen in einer individuell-algorithmisch gesteuerten Anzeige (siehe Abbildung 1).

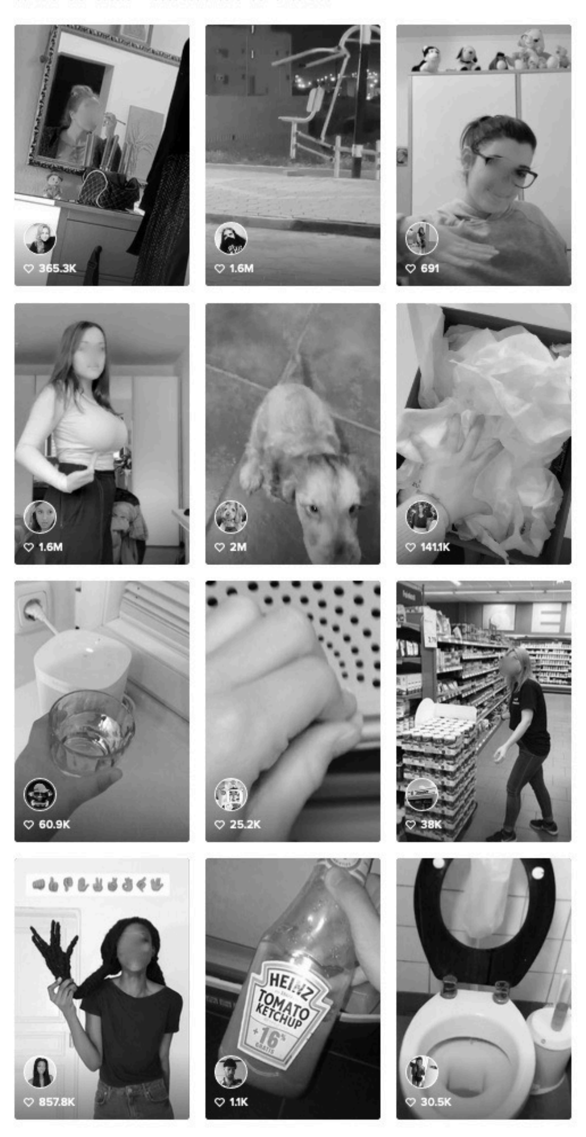


Abb. 1: Ausschnitt aus dem TikTok Video-feed »angesagt« (anonymisiert)

(Quelle: TikTok)

Jedes Video erscheint in einer bewegten Voranzeige, die meist den Anfang des Videos noch ohne Ton zeigt. So erscheint eine sich ständig in Bewegung befindende Übersicht. Eine zentrale Rolle in allen Ansichten spielen die ›Gefällt-mir‹-Angaben, die über jedem Video eingeblendet werden. Nach Auswahl eines Videos wird es ständig wiederholt abgespielt. Der Profilname wird mit dem TikTok Logo in das Video eingeblendet. Verlinkte Hashtags, die die Konnektivität innerhalb des Netzwerkes herstellen, sowie eventuell Titel und Kommentare erscheinen in der Appversion unter, in der Browserversion neben, dem Video.

Hybride Praktiken zwischen Kontagion und Dispositiv

Lara und Lara orientieren sich bei ihren digitalen Aktivitäten an einer gleichgeschlechtlichen Peergroup. Zu dieser Gruppe gehören sowohl Freundinnen aus dem alltäglichen Umfeld als auch ihre ›Internet-Best-Friends‹: Die Gruppe der Internet-Best-Friends ist uneindeutig begrenzt, andere gleichaltrige oder ältere Mädchen mit ähnlichen Interessen wie zum Beispiel eine Influencerin werden als potentiell zugehörig betrachtet. So werden uns im Verlauf des Interviews Videos von eigentlich fremden Personen genauso gezeigt wie eigene Videos. Das Motiv ›des gegenseitigen Folgens‹ als Zugehörigkeits-Anzeige eines diffus offenen Freundinnen-Konzeptes ist Teil der Eröffnungssequenz im Interview und taucht im weiteren Verlauf wiederholt auf. Innerhalb der Freundinnenschaft stecken Lara und Lara – trotz der kollaborativen Praxis und der grundsätzlichen Remixlogik[4] der Plattform – Domänen ab, was auf den identitätsstiftenden Charakter der Kreativpraxen verweist: »L2: Ja. Also ich mach dis mit minecraft und sie macht es mit sich selber. L1: Normal halt. (leise lachend gesprochen)« Für Lara und Lara ist das Finden von Sounds für eigene Produktionen und das Anschauen sowie Kommentieren von Videos anderer TikTok-Nutzer*innen ›eine‹ Handlung. Wie genau sie Musiktitel auswählen und in Videos aufbereiten, können Lara

4 Meyer (2016) beschreibt zeitgenössische Medienkulturen mit Bezug auf Jenkins u.a. (2005) als »Participatory Cultures«, die durch »niedrigschwellige Möglichkeiten der Produktion und Verbreitung von Kunst und kunstähnlichen Artefakten menschlicher Einbildungskraft« geprägt sind und für die Formen des Mash-Ups, des Remix sowie des digitalen copy/pasting charakteristisch sind (vgl. Meyer 2016: 237). TikTok baut auf diesem Prinzip auf, da die zentrale Funktion der Plattform die Neukombination sowie Nachbearbeitung von Video- und Audioaufnahmen ist.

und Lara nicht beschreiben oder in eine chronologische Erzählung einbetten. Hier zeigt sich, wie der TikTok-Algorithmus, der ihnen Musiktitel unter verschiedenen Überschriften vorschlägt, zentral in den Sound-Auswahlprozess und ihr mimetisches Begehren eingeschrieben ist. Der Algorithmus tritt ihnen verdeckt im Interface der Plattform sowie in den »für dich« vorgeschlagenen Videos gegenüber. Der Algorithmus ist analog einer ›Amöbe‹ nur in seinen wechselnden Erscheinungsformen wahrnehmbar.[5] Die Grenzen, Funktionsweisen und Handlungen des Algorithmus sind für Lara und Lara nicht fassbar bzw. beschreibbar. Sie wissen nicht, wie sie im Verhältnis dazu positioniert sind, bzw. wie sie sich gegenüber Plattform und Algorithmus positionieren. Wenn sie ihre kreativen Prozesse beschreiben, bleibt (ihnen) unklar, wo der Algorithmus endet und ihr Tun beginnt. Das zeigt sich an Sprüngen in der Erzählung, in abrupten Brüchen und dem häufigen Nutzen von Füllwörtern:

»I: Und wie kamst du jetzt auf diesen (Sound-) Schnipsel mit dem eins-zwei-drei-vier?

L1: Nja ich hab halt einfach bei meinen Sounds weil ich hab da ja meine eigene Seite quasi und ä da ist es halt so dass ich hier halt geguckt hab und das fand ich halt eigentlich am besten. Oder auch dis hab ich dis hab ich zum Beispiel vor ä zwei Jahren oder so mit ihr gemacht und dieses ähm dis dis ist halt auch bearbeitet.«

Ihre Autor*innenschaft als hybride Konstellation entsteht genau in dieser besonderen Verbindung, die rekonstruktiv eben nicht als Interaktion beschrieben werden kann, denn es gibt keine für sich beschreibbaren, voneinander abgrenzbaren Akteur*innen, die miteinander ›inter‹-agieren.

Vor dem Hintergrund der Ergebnisse der DiKuJu Studie (Jörissen u.a. 2020) stehen Lara und Lara in ihrer ästhetisch-hybriden Praxis stellvertretend für eine spezifische Generationen-Typik. Schäffer (2007) entwickelt mit Rückgriff auf Mannheim (1980) und Latour (1998) das Konzept der generationenspezifischen »›Kontagion‹ mit dem Technischen« (ebd.: 45): ein (vorübergehendes) Eins-Werden, eine strukturale Übereinkunft von generationstypischem Medium/Ding und Akteur*in. Dieser Verbindungsmoment ist die Grundlage für konjunktives Handlungswissen bzw. für nicht explizierbares Know-How, das über die konkrete Mediennutzung hinaus handlungsleitend wird. Ausgehend von einer dem Medienhandeln vorausgegangenen Kontagion ist der Fokus der Analyse auf die Rekonstruktion von

5 Amöben sind sogenannte Wechseltierchen, die durch die Fließbewegungen des sie umgebenden Plasmas permanent ihre Gestalt ändern.

impliziten Homologien bzw. konjunktiven Wissensbeständen seitens des Mediums/Dings ›und‹ Anwender*in zu legen. Digitale Medien und insbesondere Social Media Algorithmen setzen allerdings intentional bei genau dieser stillschweigenden Übereinkunft an, wenn sie eine ›intuitive‹ Bedienbarkeit erreichen wollen und sich – mithilfe weniger Daten wie etwa der Analyse von Suchanfragen – auf ihre jeweilige Nutzer*in ›einstellen‹.[6] Zentral hierfür ist das wechselseitig-reaktive Verhältnis zwischen Plattform und Nutzer*innen, so dass beispielsweise die möglichen Funktionen der App die von ihren Nutzer*innen am meisten nachgefragten Interessensfelder spiegeln. So werden komplexe Mechanismen des Sozialen wie das Herstellen einer gemeinsamen Handlungspraxis in algorithmisch gesteuerte Operationen überführt. Spätestens die Operationalisierungs- und Ökonomisierungsintention der App macht es unserer Ansicht nach notwendig, die praxistheoretisch fundierte Analyse postdigitaler Praktiken subjektivationstheoretisch zu erweitern.

Die Sichtbarkeitsordnungen von Social Media-Anwendungen unterliegen dem Kreativitäsdispositiv (vgl. Reckwitz 2012), das bestimmte Subjektpostitionierungen ermöglicht. Im Anschluss an das von Foucault herausgearbeitete Rationalisierungsdispositiv zeichnet Reckwitz (2015) eine Transformation von Sichtbarkeitsordnungen im Verlauf des 20. Jahrhunderts nach. Statt im Sinne des Rationalisierungsdispositivs auf Schematisierung und Standardisierung von Subjekten und Dingen abzuzielen, sind für das aktuell dominante Kreativitäsdispositiv die Publikumsorientierung, die intensivierte Affektivität und die Orientierung an Singularitäten ausschlaggebend. Die für das Rationalisierungsdispositiv typischen panoptischen Sichtbarkeitsordnungen wurden nicht vollständig abgelöst, aber von zusätzlichen Strukturmomenten überlagert (vgl. ebd.: 11):

»Im Kern dieses Dispositivs haben wir es mit einer Konstellation des Sozialen zu tun, in der die Subjekte sich als ein Publikum für sinnhaft und oder sinnlich eindrucksvolle Objekte oder andere Subjekte versammeln und gleichzeitig in die Position versetzen, Performanzen vor einem solchen Publikum darzubieten. Sowohl Objekte als auch Subjekte werden hier nicht als Replikationen und Wiederholungen

6 Während das Beispiel für das Phänomen, was Mannheim in den 1920er Jahren als Kontagion charakterisiert, bei Heidegger (1986) die von van Gogh gemalten, bäuerlichen Holzpantinen sind, die über die Jahre der Nutzung hinweg sich dem Fuß der Bäuerin angepasst haben bzw. der Fuß der Pantine, ›weiß‹ der Algorithmus binnen Sekunden, dass die Nutzer*in wahrscheinlich y-Musik mag, wenn sie bereits x- und z-Musik zur Playlist hinzugefügt hat.

des Gleichen geformt wie im Rationalisierungsdispositiv, sondern als Singularitäten, das heißt als nichtvergleichbare Besondere.« (ebd.: 2)

Social Media als verspielte Maskierungsräume

Im Hinblick auf die von Reckwitz beschriebene intensive Affizierung der Kreativen innerhalb des Kreativitätsdispositivs erklärt Wüschner (2019) den affektiven Reiz von Social Media in der ›Differenz‹ zur Realität, wobei die Differenz hier »keine überzeitliche Dichotomie, sondern Aktualisierung eines Unterschiedes, der einen Gegenstand in Abstand zu einem anderen bestimmt« (ebd.: 250) beschreibt. In Folge dessen begegnen wir Social Media mit einer ästhetischen Haltung, die grundsätzlich einer Prämisse des Spiels folgt »und den Selbstzweck der Simulation gegen den Zweck als Kommunikationsmittel stark« (ebd.: 256) macht. Hoffarth (2017) stimmt mit Wüschners Argument in Bezug auf die spielerische (Selbstzweck-)Haltung überein, betont aber gerade nicht die Differenz zur Realität, sondern das Eins-Sein von Maske und Selbst, also von medialer Darstellungsweise und Selbstbild. Die Praxis des Maskierens basiert auf einer ambivalenten Gleichzeitigkeit von »Sich-Zeigen und Fixieren« einerseits und dem »Begehren nach einem Verbergen« andererseits (ebd.: 142). Wechselnde Maskierungen bieten insofern einen spielerischen Umgang mit der eigenen konstitutiven Unbestimmtheit. Allerdings ist das Spiel auf das symbolisch geordnete Feld des Erscheinens angewiesen:

> »Wenn davon auszugehen ist, dass vor der Maske, vor der Prothese kein natürlicher Körper vorhanden ist, sondern die ›Natur des Körpers‹ eine Schöpfung der modernen Körpertechniken darstellt, dann kann der Körper, den wir sehen, sowie der Leib, den wir spüren, nicht außerhalb einer Matrix, die Sichtbarkeit erst möglich macht, sichtbar oder spürbar werden. ›Unter der Maske‹ ist kein Körper; die Maske ermöglicht vielmehr erst sein Sichtbarwerden, seine Intelligibilität.« (ebd.: 142)

Hieraus ergibt sich ein Widerspruch: auf der einen Seite das spielerische ›Als Ob‹, die Differenz zur Realität, auf der anderen die im Spiel aufgesetzten Masken, die Sichtbarkeit erst möglichen machen und insofern den einzig möglichen Zugang zur Realität bzw. zum Feld des Erscheinens darstellen (vgl. Schaffer 2008; Carnap 2019).

Die Maske kann aufgesetzt und gewechselt werden, sie schmiegt sich an ihre Träger*in und verschmilzt mit ihr, ›hier‹ ist sie flexibel und beweglich;

die Maske selbst aber ist unbeweglich, schematisch geordnet, generalisiert, wiedererkennbar. Ausgehend von diesem Sowohl-Als-Auch verstehen wir das Spiel mit der Maske als eine Art Scharnier zwischen dem beschriebenen Rationalisierungsdispositiv, dass auf die Schematisierung und Standardisierung von Subjekten und Dingen abzielt und dem Kreativitätsdispositiv, das an Publikum, Affekt und Singularität orientiert ist (vgl. Reckwitz 2015). Die Maske eröffnet Kreativitätsspielräume für das Individuum, das seine*ihre Maske auf ganz individuelle Weise trägt, und gleichzeitig findet eine spielerische Standardisierung im Sinne einer Normierung statt, allerdings ohne finale Fixierung, nur dem spielerischen Selbstzweck bzw. dem Flow der Simulation (vgl. Porombka 2016) verpflichtet. Social Media Plattformen setzen gezielt auf die Vermarktung dieses Spiels. Die für Instagram und Snapchat typischen Fotofilter (vgl. Flasche 2020: 159), aber auch das personalisierte Interface-Design, können als zur Verfügung gestellte Masken rekonstruiert werden. Social Media eröffnen so ein komplexes Anrufungsszenario an das Selbst. Das Spiel mit diesen Szenarien ist performativ und – wie wir sehen werden – vergeschlechtlicht verstrickt. Das Relationierungspotenzial für das Nutzer*innen-Subjekt, dem unser Forschungsinteresse gilt, erscheint als große Spielwiese für Subjektivierungsprozesse und produktive Unterwerfungen – was einem Pleonasmus nahekommt. Gerade TikTok eröffnet mit seinem wilden, scheinbar ungeordneten Video-Feed einen Moment der Übersteigerung von Anrufungen und Affizierungsrelationen. Das subjektivierende Spiel mit der Subjektivierung ist, so unsere Untersuchungsergebnisse, ein Kennzeichen postdigitaler Medienkulturen.

»Ich hatte Glück mit meiner besten Freundin«

Das erste TikTok-Video, das uns Lara und Lara im Interview zeigen, fokussiert eine der beiden. Es zeigt sie gestikulierend vor einem Lebensbaum stehend (Einstellungsgröße: Nahaufnahme/Brustbild) und in die Kamera schauend, während ein Text, synchron zu ihren Lippenbewegungen, zu hören ist (siehe Abbildung 2). Der Text wird von einer erwachsen klingenden Frauenstimme leicht theatral-manieristisch gesprochen: »Ich hatte Glück mit meiner besten Freundin. Meine beste Freundin ist witzig. Intelligent. Kreativ. Wunderschön.« Sie macht dazu Handgesten, wobei jede Sprachsequenz

bzw. Bedeutung eine symbolisch und konjunktiv aufgeladene Geste zugewiesen bekommt, die in einem Aufzählen – pro Eigenschaft ein Finger – mündet.[7]



Abb. 2: Videostil aus dem TikTok Video Ich hatte Glück mit meiner besten Freundin (anonymisiert)

(Quelle: Projekt DiKuJu/Benjamin Jörissen)

Zeit total 13 Sek.	Text	Geste und Blick
#00:50#	»Ich hatte«	Die Augen schließen sich. Flache Hand wird mit Handinnenseite zum Körper Richtung Brust/Dekolletee geführt.

7 Dabei wird nicht ›auf Deutsch‹ gestikuliert: die eins wird nicht mit dem Daumen, sondern mit dem Zeigefinger angezeigt, wie beispielsweise im Amerikanischen; homolog dazu hört sich der Monolog an wie synchronisiert.

#01:20#	»Glück«	Zeigerfinger und Daumen bilden einen Kreis auf Höhe von Hals/Kinn. Der Blick führt auf Augenhöhe rechts aus dem Bild heraus (Sie schaut nicht in die Kameralinse, sondern wahrscheinlich auf das Display ihres Smartphones).
#02:00#	»mit meiner besten Freundin.« (kurze Pause)	Der Mittelfinger kreuzt sich über den Zeigefinger. Bei »besten« zeigt die Handinnenfläche zur Bildbetrachter*in; bei »Freundin« wird die Hand mit den gekreuzten Fingern schnell herumgedreht, so dass der Handrücken zu sehen ist.
#03:80#	»Meine beste Freundin ist« (Pause)	Schnelle Fächerbewegung von Innen nach Außen bzw. vom Körper weg.
#05:80#	»witzig.« (Pause)	Ein Zeigefinger wird nach oben gestreckt.
#07:00#	»Intelligent.« (Pause)	Zwei Finger zeigen nach oben. Mund schließt sich in den kurzen Pausen zwischen der Aufzählung. Blick bleibt fixiert.
#09:00#	»Kreativ.«	Drei Finger oben.
#10:00#	»Wunderschön.«	Vier Finger oben. ›Abgang‹ der Hand seitlich aus dem Bild raus (linker Bildrand).
#12:00#		Die Abgebildete schaut in die Kamera (sie hält den Blick).

Abb. 3: Videotranskript »Meine beste Freundin«

In diesem Kurzvideo bildet der Monolog die von TikTok zur Verfügung gestellte und von Lara gewählte Maske. Die Playback-Aufführung einer erwachsen und weiblich klingenden Stimme bietet Lara die Möglichkeit, in die vergeschlechtlichte Matrix der Erwachsenenwelt einzutauchen, sichtbar zu werden und das Feld des Erscheinens zu betreten. Lara tut dies, indem sie sich auf ihre beste Freundin bezieht, mit der sie Glück hatte. Die Freundin scheint insofern etwas zu sein, womit man Glück oder Pech haben kann; in beiden Fällen ist sie (unkontrollierbares) Schicksal. Wenngleich Lara vom Schicksal nach eigener Aussage positiv bedacht wurde, betritt sie auf propositionaler Ebene, also den Raum des Sagbaren, als Schicksalsergebene; performativ dagegen tritt sie weniger ergeben auf, stattdessen stolz und handlungsmächtig. Ruhig spricht sie das Playback nach und reiht gekonnt eine Pose an die nächste. Sie hält den Blick zu ihrem imaginären Gegenüber, sie begegnet ihm, ihr bzw. sich selbst (auf dem Handydisplay) auf Augenhöhe. Die beste Freundin scheint wie ein Schutzschild zu fungieren, vergleichbar einer Drohgebärde: »Wenn du dich mit mir anlegst, hole ich meine große Schwester«. Die hervorgehobene Perfektion der besten Freundin greift imaginär mimetisch auf Lara über und die Perfektion, von der Laras Performanz geprägt ist, macht sie unangreifbar und handlungsmächtig.

Eine durch Freundinnenschaft bzw. Peergroup-Verhalten bedingte Handlungsmächtigkeit analysiert Przyborski (2014) als begehrenswert und enaktierbar gerade für junge Frauen. Przyborski bittet im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Kommunikation im Medium des Bildes Gruppen mit unterschiedlichen Geschlechter-, Alter- und Milieuzugehörigkeiten, ihr ein populärkulturelles Bild zu geben, das die beforschten Gruppen begeistert. Von einer Gruppe 13-jähriger Mädchen bekommt sie ein Foto aus einer Bademoden-Werbekampagne, das mehrere Frauen im Bikini zeigt. In der ikonisch-ikonologischen Gesamtinterpretation des Bildes hebt Przyborski insbesondere die »Offensivität« der »weibliche[n] Gang oder Peer-Group« hervor, deren »Eindruck von Kraft und Dynamik« sowie »Anmut, Kraft und Erhabenheit« unter anderem durch das Zusammenspiel von »frontale[r] Körperhaltung, Blick und Gesichtsausdruck« und der »Ähnlichkeit des Bewegungsmusters« der Abgebildeten entsteht (ebd.: 354). Diese Mischung aus frontaler Körperhaltung, Offensivität und Erhabenheit sowie demonstrativer Gemeinschaftlichkeit scheint auch Laras Performance anzuleiten, wenn sie von ihrer perfekten besten Freundin erzählt. Der propositionale Verweis auf die Schicksalsergebenheit steht in einem Spannungsverhältnis zur handlungsmächtigen Performanz.

Die postfeministische Maskerade

Die Gleichzeitigkeit von Sich-Zeigen und Sich-Zurücknehmen als Teil der Aufführung von Weiblichkeit ist auch Kennzeichen des prominent zitierten, psychoanalytischen Konzeptes der »Maskerade der Weiblichkeit« von Riviere (1929), auf das sich unter anderem Doane (1982), Butler (1991) und McRobbie (2010) beziehen. Während Riviere die Nicht-Existenz einer »von Natur aus weiblichen Frau« (McRobbie 2010: 100) hinter der Maskerade betont, interessiert sich Butler dafür, »was genau die Maskerade verbirgt, wenn es keine authentische Weiblichkeit ist« (ebd.). Doane sieht in der übertriebenen Inszenierung des Weiblichen eine Möglichkeit, den männlichen Blick zu irritieren und so Räume der Unabhängigkeit und Macht zu öffnen (vgl. ebd.). McRobbie behauptet dagegen, dass mittlerweile »weibliche Unabhängigkeit und Ermächtigung von der Konsumkultur vereinnahmt und sogar unterstützt« werde (ebd.) unter der Bedingung, dass sich die Frau einerseits leistungswillig in das weiterhin großteils patriarchal geordnete System integriert und dabei ferner den Feminismus als nicht mehr zeitgemäß deklariert, also keine weiter reichenden Machtansprüche als eben die neu zugebilligten erhebt (vgl. ebd.: 94–96).

Dabei agiert die symbolische Ordnung

> »durch ein neues Regime der Selbstverbesserung (d.i.: die Herstellung und permanente Optimierung ihrer selbst) [...]. Patriarchale Autorität existiert nun umgeformt innerhalb eines Regimes der Selbstkontrolle, an dessen strengen Kriterien sich Frauen immer und ständig messen müssen [...]« (ebd.: 98).

Um einerseits modern, unabhängig und leistungsstark zu sein und dennoch begehrenswert zu bleiben bzw. um keinen Gegenschlag oder Vergeltungsakt des (zu Recht furchteinflößenden) Patriarchats zu provozieren, gilt es, immer beides aufzuführen: Macht und Ohnmacht; Unabhängigkeit und Abhängigkeit, Aggression und Beschwichtigung. Die Notwendigkeit permanenter Kontrolle und Beschränkung führe zu Wut, Frustration und/oder Melancholie, die es jeweils ebenso zu maskieren gelte wie Machtstreben, Konkurrenz und Rivalität (vgl. ebd.: 104).

McRobbies Analysen beziehen sich auf populärkulturelle Massenmedien wie (Hollywood-)Filme, Werbung und Frauenmagazine. Sie beschreibt die neuen postfeministischen Sichtbarkeitsmöglichkeit junger Frauen mit Bezug auf Deleuze (1986) als »Luminositäten« (ebd.: 95). Uns interessiert, wie die Luminositäten in Zeiten digitaler Medienpluralisierung aufrechterhalten

werden und wie sie sich mit den Medien bzw. mit der Kultur des Digitalen (vgl. Stalder 2016) verändern.

›Alte‹ Blickregime und ›neue‹ Medien

Die Filmwissenschaftlerin Silverman (1997) beschreibt in den 1990er Jahren drei Technologien, die mit der Kamera eng verknüpft sind und das gegenseitige ›Gespiegeltwerden‹ von Welt und Subjekt bestimmen: Standfotografie, Film und Video; wobei sie gerade die Standfotografie als zentral für Subjektbildungsprozesse erachtet (vgl. ebd.: 42). Sie geht mit Verweis auf Lacan (1977) davon aus, dass »wir im Schauspiel der Welt angeschaute Wesen sind« (ebd. zit. n. Silverman 1997: 42) und uns selbst, die Welt bzw. das Reale nicht unmittelbar, sondern nur medial vermittelt und das heißt auch symbolisch geordnet und imaginär verschränkt wahrnehmen können und zwar durch den Blick des Anderen, den die Kamera symbolisiert. So kommt es, dass wir

> »uns unserer eigenen Positionierung im Feld des Sichtbaren genau dann bewußt [werden], wenn wir uns selbst in der Gestalt einer phantasmatischen Fotografie wahrnehmen« (ebd.).

Im Bild werden körperliche Vergänglichkeit und Lebendigkeit des abgebildeten Körpers suspendiert, was Barthes (1989) als »Mortifikation« beschreibt (ebd. zit. n. Silverman 1997: 43) und was sich in dem »Erstarren des Körpers zu statuenhafter Unbeweglichkeit«, wenn er sich seines Fotografiert-Werdens gewahr wird, noch verdoppelt (ebd.). Während das Foto also gegen das Vergessen arbeitet und sich an den abgebildeten Körper heftet – es macht »das Subjekt zum Objekt und sogar, wenn man so sagen kann, zum Museumsobjekt« (Barthes 1989: 21f. zit. n. Silverman 1997: 43) –, heftet der Film ein Bild an das nächste, wodurch der Eindruck von Zeitlichkeit und Beweglichkeit entsteht. Das Imaginäre im Sinne Silvermans, das sie als ein kulturell geteiltes Bildrepertoire versteht, speist sich weniger aus Filmen und Videos als aus materiell und diskursiv zur Verfügung stehenden Bildern (vgl. Schade/Wenk 2011: 139). Ein Beispiel für fotografisches Handeln jenseits der Kamera stellt für Silverman das Einnehmen einer Pose dar. »Die Pose imitiert nicht nur ein schon vorliegendes Bild bzw. eine visuelle Figur, sie imitiert vor allem die Fotografie als solche.« (ebd.: 47) Da die Pose auf das kulturelle Bildrepertoire verweist, ist sie »auf eine Darstellung festgelegt, die zu einem bestimmten Zeitpunkt ›möglich‹ ist« (ebd.: 49).

Die Digitalisierung geht mit einer enormen Dynamisierung unterschiedlicher Bildpraktiken einher (vgl. Reißmann 2015; Schreiber 2017). Eine Entwicklung stellt das »immer kürzer, immer schneller und immer flüchtiger« werdende »Bewegtbild« dar, das seit 2014/2015 »die Timelines erobert hat« (Porombka 2016: 28). »Wer mithalten will, setzt derzeit auf die Weiterentwicklung der Möglichkeit, Kürzestfilme zu produzieren, zu senden, anzuschauen und zu teilen.« (ebd.) Auch das vorgestellte Video von Lara und Lara kann zu der Kategorie der Kürzestvideos gezählt werden. Laut Porombka wirke das Anschauen der Videos im Rahmen einer Social Media App »so magisch«, weil es eine »Teilnahme an einem unüberschaubaren Geschehen« wäre, »das sich durch die Bewegung aller Beiträge und Eingriffe auf der gesamten Plattform ergibt« (ebd.: 31). So käme es einerseits zu einem »temporären Sog, durch den weitere Aktivitäten in Gang gesetzt werden« und gleichzeitig unterhalten die Videos einen besonderen Bezug zu Affekten und sinnlicher Körperlichkeit (ebd.: 32f.).

»Sie konzentrieren sich auf [die Darstellung von] Gesichter[n], Körperhaltungen oder Bewegungen, die Wut, Trauer, Verzweiflung, Resignation, Hingabe, Liebe, Erregung, Ekel [...] zum Ausdruck bringen. Da sie das im Loop tun und damit immer wieder denselben Ausdruck und dieselbe Geste wiederholen, wirken sie besonders intensiv [...].« (ebd., [Anm. d. Verf.])

Das mündet in einem Flow-Erleben, indem sich Bewusstsein und Gewissheit über das eigene, gegenwärtige Raum-Zeit-Körper-Gefüge verflüchtigen, beides weicht einem affektgeleiteten, nahezu magischen »Involviertsein« (ebd.). In Lara und Laras Video »Meine beste Freundin« vermischen sich Aspekte des Kürzestvideos – das Bewegtbild, die Darstellung im Loop, das Remixen von Ton- und Bildspur – mit Aspekten des Fotografischen – insbesondere die Posen, aber auch das klassische Portrait- bzw. Selfiesetting. Das heißt, es werden sowohl Bilder an Bilder geheftet und so der »Amnesie« preisgegeben (Silverman 1997: 44) als auch das Bild an das Subjekt und so aus dem kulturellen Bildrepertoire geschöpft, wobei die »Pose das Subjekt [...] in das Bild ein[schreibt]« (ebd.: 47). Daraus ergibt sich ein Verschwinden von Selbst und Identität hinter den vielen, nahtlos und scheinbar zusammenhangslos aneinandergeknüpften Posen, ›hinter‹ der perfekten besten Freundin bzw. hinter dem Masken-Mash-Up. Allerdings dokumentiert sich in der perfektionierten Performanz der Posen gleichzeitig eine übersteigerte, nahezu ›selbstverliebte‹ Subjektbildung. Ehrgeizig und gekonnt wird

mithilfe der App die Pose der erwachsenen Frau eingenommen (sich angeeignet) – einer Frau, die Glück hatte im Leben und die postfeministische Maskerade der Weiblichkeit perfekt beherrscht.

Enttäuschte Cyborgträume?

»Bevor das Internet allgegenwärtig wurde, inspirierte es zum Träumen.« (Wiedemann 2013) In diesen Träumen dokumentierte sich unter anderem die Hoffnung, dass das Internet mit seiner vernetzten Kommunikationsstruktur die Asymmetrie der klassischen Breitband-Medien überwinden könnte. So hofften Turkle (1999) und Haraway (1995) auch darauf, dass die deliberativen Tendenzen des frühen Internets mit den ersten Angeboten des Web 2.0[8] auch stereotype Geschlechtergrenzen durchlässiger machen würden. Mit der Figur des Cyborgs verband Haraway schon 1985 die Vorstellung, dass technische Entwicklungen an der Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine im Sinne einer feministischen Utopie post-anthropozentristische Heterotopien ermöglichen würde. Ihr »Cyborg Manifesto« fungiert als eine Art Gedankenexperiment, das zentrale theoretische Strömungen der Zeit bündelte.

Den »Cyborgträumen« (Turkle 1999: 431) entgegen steht das Geschäftsmodell der personalisierten Werbung und der weitreichende Handel mit Big Data (vgl. Reichert 2014: 164), auf dem alle aktuell erfolgreichen und populären Plattformen basieren. Aus einer foucaultschen Perspektive der Macht lassen sich alle Social Media Plattformen leicht als »Subjektivierungsapparate« identifizieren, die »zur freiwilligen Selbstausbeutung des Privatlebens« führen und damit zur Auslöschung von Intimität (Wüschner 2019: 254).

Einerseits können Laras und Laras Maskierungspraktiken als Enttäuschung von feministischen Cyborgträumen gelesen werden. Dies würde bedeuten, theoretische Heterotopie und Beharrungsvermögen der Praxis gegeneinander auszuspielen. Andererseits birgt gerade die detaillierte Fallanalyse in ihrer transaktionalen Ausrichtung das Potential, einer simplen

---

8 Web 2.0 ist ein seit 2004 gebräuchlicher Begriff, der die Interaktivität von Internetangeboten betont (vgl. Reichert 2008). Kennzeichnend sind »›anwenderfreundliche‹ Softwarelösungen, die auch ›unerfahrene‹ User/-Innen in die Lage versetzen sollen, ihre ›Do-It-Yourself-Strategien‹ zur verfolgen und ihre multimedialen Formale im Internet zu Publizieren« (ebd.: 9).

Kulturkritik von Mainstream-Diskursen entgegen zu treten. Werden die konvergenten und vernetzten Medienräume als ›Spiel‹räume rekonstruiert (vgl. Flasche 2020; Schreiber 2017; Wüschner 2019), können die Maskierungspraxen im Sinne eines Aktionismus gelesen werden (vgl. Bohnsack/Nohl 2001), der dann auch transformative Praxen ermöglicht. Im Sinne einer Foucaultschen Perspektivierung und einer Würdigung von produktiven Aspekten von machtvollen Subjektivierungen werden in iterativen Prozessen der Einübung auch neue Hoffnungen geweckt.

Ausblick: Trans-aggressive Praktiken

Neben dem Video »Meine beste Freundin...« zeigen uns Lara und Lara noch mehrere, völlig anders gestaltete Videos. Protagonistinnen in diesen wieder etwa zwölf Sekunden langen Musikvideos sind humanoide Katzenfiguren, die gleich gekleidet sind und sich synchron zu Musik oder gesprochenen Dialogen bewegen (siehe Abbildung 3). Diese Videos haben Lara und Lara gemeinsam mit ihren ›Internet-Best-Friends‹ in dem Online-Multiplayer-Spiel Minecraft inszeniert und mittels Bildschirmaufnahme oder mit dem Smartphone vom Computerbildschirm aufgenommen. Die formale Gestaltung dieser Videos steht konträr dem anderen Video gegenüber: Die Schnitte sind schnell und brüchig, die Videos flackern und wechseln abrupt in ihrer Helligkeit sowie Farbgebung. Beispielhaft soll folgend eins dieser Videos vorgestellt werden, um im internen Fallvergleich den Fokus unserer Analysen zuzuspitzen und sie als Ausblick auch gegenüber transgressiven Phänomenen zu öffnen.



Abb. 4: Beschriftung: Videostills aus den Minecraft-TikTok-Musikvideos

(Quelle: Projekt DiKuJu/Benjamin Jörissen)

All diesen Videos ist gemein, dass sie – ob intendiert oder nicht – implizit und abweisend die Interviewsituation bzw. allgemeiner, den neugierigen Blick von außen thematisieren. So startet das Beispielvideo mit der Frage »Did you ever look at someone and wonder: What is going on inside their head?«, um dann zu drängender Elektromusik die Katzenfiguren in verschiedenen, flackernden, schnell wechselnden Settings zu zeigen. Sie laufen synchron über bunte Showtreppen, hüpfen im Takt gemeinsam auf und ab, während aus ihren Köpfen formlose Objekte auf die ›Kamera‹ bzw. die Betrachter*in zufliegen. Es bleibt unklar, wo diese Brocken landen, sie fliegen ins Off der Betrachter*in, sie bombardieren diese gewissermaßen.

Die unaufgeregte, sortierte, wohl choreografierte Ordnung des anderen Videos wird hier von Lara und Lara aggressiv gewendet. Die Video-Eröffnungsfrage »What is going on inside their head?« wird performativ zurückgewiesen, indem die diffusen Bausteine der Minecraftwelt von ihren Köpfen synchron und wie am Fließband produziert werden, um dann ins Off abgefeuert zu werden.

In diesen Videos wird die rekonstruierte Mash-Up Logik von TikTok, Tonspuren mit Videos beliebig miteinander verknüpfen zu können, noch gesteigert, indem verschiedene Plattformen bzw. Spiele reorganisiert wer-

den. Die in TikTok medial angelegte Steigerungsdynamik und Aufmerksamkeitsökonomie wird in Laras und Laras hybriden Praxen mit der App zusätzlich übersteigert.

Einerseits spiegeln ihre ästhetischen Praktiken so die algorithmisch angelegten Entscheidungsprozesse, indem sowohl verschiedene Genres wie Videos, Musikschnipsel, Comedy-Dialoge oder Spiele als auch verschiedene Plattformen mit ihrer je spezifischen Strukturlogik neu kombiniert werden. Andererseits überschreiten sie hier nicht nur die Logiken der einzelnen Plattformen in einem überbordenden, explosiven Formengefüge, sondern auch das bloße (unschuldige) »Involviertsein« (Porombka 2016) und die TikTok-typische »Gute Laune« (Reuter/Köver 2019) mit ihren aggressiven Gesten.

Die trans-aggressiven Praktiken der Multiplayer-Minecraft-TikTok-Musikvideos brechen formal mit den bereits beschriebenen gefälligen, glatten Posen bzw. Maskierungspraktiken und konterkarieren die Posenoptik der Plattform. Sie ignorieren filmische Konventionen und Sehgewohnheiten und lassen Betrachter*innen irritiert sowie mit ihrem abgewiesenen Blick allein zurück, während die Held*innen des Videos als Latzhosen tragende Mädchengang weiter durch virtuelle Spielwiesen hüpfen.

Die relational ausgerichtete Analyse verdeutlicht, wie ihre ästhetisch-medialen Praktiken zwar im Spannungsfeld des Kreativitätsdispositivs gefangen bleiben, aber ihre hybride Autor*innenschaft als generationenspezifische Kontagion mit der Plattform über eine Orientierung an kompetitiven Singularitäten (vgl. Reckwitz 2015) hinausweist. Ihre kollaborative Medienpraxis, in der die Einzelne hinter einem hybriden Geflecht zurücktritt, unterläuft die für das Kreativitätsdispositiv typische Orientierung am Publikum und den Wettbewerbscharakter (vgl. ebd.: 13).

Vor dem Hintergrund der dynamischen Entwicklung im Feld bleibt jedoch unseres Erachtens noch offen, ob die postdigitale Übersteigerung von Anrufungsszenarien das Angebot, neue Subjektpositionierungen im Mash-Up-Aktionismus zu entwerfen, einlösen wird.

Literatur

Albert, Matthias/Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (Hg.) (2016), *Jugend 2017 – 17, Shell Jugendstudie,* Frankfurt/M.

Albert, Matthias/Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (Hg.) (2019), *Jugend 2019 – 18, Shell Jugendstudie: Eine Generation meldet sich zu Wort,* Weinheim.

Barthes, Roland (1989), *Die helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie,* Frankfurt/M.

Bohnsack, Ralf/Nohl, Arnd-Michael (2001), »Jugendkulturen und Aktionismus. Eine rekonstruktive empirische Analyse am Beispiel des Breakdance«, in: Hans Merkens/Jürgen Zinnecker (Hg.), *Jahrbuch Jugendforschung 1*, Opladen, S. 17–37.

Butler, Judith (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter,* Frankfurt/M.

Calmbach, Marc (2016), *Wie ticken Jugendliche 2016? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland,* Wiesbaden.

Carnap, Anna (2019), »Die (Re-) Produktion vergeschlechtlichter Subjekte in ambivalent-anerkennenden Wahrnehmungshandlungen von Lehrer*innen«, in: *pedocs,* https://www.pedocs.de/volltexte/2019/18132/pdf/Carnap_2019_Die_Re_Produktion_vergeschlechtlichter_Subjekte.pdf, letzter Zugriff: 11.01.2020.

Cramer, Florian (2015), »What is ›Post-digital?‹«, in: David M. Berry/Michael Dieter (Hg.), *Postdigital Aesthetics. Art, Computation and Design,* London, S. 12–26.

Deleuze, Gilles (1986), *Foucault*, Minneapolis.

Doane, Mary-Ann (1994 [1982]), »Film und Maskerade. Zur Theorie des weiblichen Zuschauers«, in: Liliane Weissberg (Hg.), *Weiblichkeit als Maskerade,* Frankfurt/M., S. 66–89.

Engel, Juliane/Jörissen, Benjamin (2018), »Unsichtbare Sichtbarkeiten«, in: Thomas Alkemeyer/Nicolaus Buschmann/Thomas Etzemüller (Hg.), *Gegenwartsdiagnosen,* Bielefeld.

Flasche, Viktoria (2020), »Hinter den Spiegeln«, in: Stefan Iske/Johannes Fromme/Dan Verständig/Katrin Wilde (Hg.), *Big Data, Datafizierung und digitale Artefakte,* Wiesbaden. *(Im Erscheinen)*

Haraway, Donna (1995), »Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, in: Donna Haraway (Hg.), *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen,* Frankfurt/M./New York, S. 33–72.

Hariharan, Anu (2017), *The Hidden Forces Behind Toutiao: China's Content King,* https://www.ycombinator.com/library/3x-hidden-forces-behind-toutiao-china-s-content-king, letzter Zugriff 25.05.2020.

Heidegger, Martin (1986), *Der Ursprung des Kunstwerkes,* Stuttgart.

Herrera, Sara (2019), »TikTok: Wie Video-Content und Influencer die Generation Z bewegen«, https://www.handelskraft.de/tiktok-wie-video-content-und-influencer-die-generation-z-bewegen-5-lesetipps/2019/04/, letzter Zugriff 25.05. 2020.

Hoffarth, Britta (2017), »Der maskierte Körper«, in: Ina Herrmann/Sebastian Schinkel (Hg.*), Ästhetiken in Kindheit und Jugend,* Bielefeld, S. 129–148.

Jenkins, Henry/Clinton, Katie/Purushotma, Ravi/Robison, Alice J./Weigel, Margaret (2005), *Confronting the Challenges of Participatory Culture: Media Education for the 21st Century,* https://www.macfound.org/media/article_pdfs/JENKINS_WHITE_PAPER.PDF, letzter Zugriff: 26.05.2020.

Jörissen, Benjamin (2015), »Digital/kulturelle Bildung«, in: Torsten Meyer/Julia Dick/Peter Moormann/Julia Ziegenbein, *where the magic happens. Bildung nach der Entgrenzung der Künste*, München, S. 63–74.

Jörissen, Benjamin/Verständig, Dan (2016), »Code, Software und Subjekt. Zur Relevanz der Critical Software Studies für ein nicht-reduktionistisches Verständnis ›digitaler Bildung‹«, in: Ralf Biermann/Dan Verständig (Hg.), *Das umkämpfte Netz,* Wiesbaden, S. 37–50.

Jörissen, Benjamin/Schröder, Karoline/Carnap, Anna (2020), »Postdigitale Jugendkultur: Kernergebnisse einer qualitativen Studie zu Transformationen ästhetischer und künstlerischer Praktiken«, in: Annette Scheunpflug (Hg.), *Forschung zur kulturellen Bildung,* Wiesbaden. *(Im Erscheinen)*

Klicksafe (2018), »Musical.ly = Tik Tok?«, https://www.klicksafe.de/service/aktuelles/news/detail/musically-tik-tok/, letzter Zugriff: 15.01.2020.

Lacan, Jacques (1977), *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse,* Olten/Freiburg.

Latour, Bruno (1998), »Über technische Vermittlung«, in: Werner Rammert (Hg.), *Technik und Sozialtheorie,* Frankfurt/M., S. 29–81.

Lovink, Geert (2012), *Das halbwegs Soziale,* Bielefeld.

Mannheim, Karl (1980), *Strukturen des Denkens,* Frankfurt/M.

McRobbie, Angela (2010), *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes,* Wiesbaden.

Meyer, Thorsten (2012), »Das Weltweit-Werden und der umgestülpte Cyberspace«, in: Inga Gryl/Tobias Nehrdich/Robert Vogler (Hg.), geo@web, *Medium, Räumlichkeiten und geographische Bildung,* Wiesbaden, S. 201–214.

Meyer, Thorsten (2016), »What's Next, Arts Education? Fünf Thesen zur nächsten Ästhetischen Bildung«, in: Torsten Meyer/Julia Dick/Peter Moormann/Julia Ziegenbein, *where the magic happens. Bildung nach der Entgrenzung der Künste,* München, S. 235–250.

MPFS, Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (Hg.) (2019), »JIM-Studie 2018, Jugend Information Medien«, https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf, letzter Zugriff: 11.01.2020.

Nohl, Arnd-Michael (2012), »Be-Dingte Bildung?«, in: Ingrid Miethe/Hans-Rüdiger Müller (Hg.), *Qualitative Bildungsforschung und Bildungstheorie,* Opladen/Berlin/Toronto, S. 227–245.

Porombka, Stephan (2016), »Sekundentricks«, in: Torsten Meyer/Julia Dick/Peter Moormann/Julia Ziegenbein (Hg.), *where the magic happens. Bildung nach der Entgrenzung der Künste,* München, S. 27–35.

Przyborski, Aglaja (2014), »Rekonstruktive Bildinterpretation(en)«, in: Aglaja Przyborski/Monika Wohlrab-Sahr (Hg.), *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch,* 4. Aufl., München, S. 315–358.

Reckwitz, Andreas (2012), *Die Erfindung der Kreativität. Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung,* Berlin.

Reckwitz, Andreas (2015), »Die Transformation der Sichtbarkeitsordnungen«, in: soziopolis, https://www.soziopolis.de/beobachten/kultur/artikel/die-transformation-der-sichtbarkeitsordnungen/, letzter Zugriff: 11.01.2020.

Reichert, Rámon (2008), *Die Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechniken im Web 2.0,* Bielefeld.

Reichert, Ramón (2014), »Facebook und das Regime des Big Data«, in: Tanja Paulitz/Tanja Carstensen (Hg.), *Subjektivierung 2.0., Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, (Sonderheft 13), Wiesbaden, S. 163–179.

Reißmann, Wolfgang (2015), *Mediatisierung visuell. Kommunikationstheoretische Überlegungen und eine Studie zum Wandel privater Bildpraxis,* Baden-Baden.

Reuter, Markus/Köver, Chris (2019), »Gute Laune und Zensur«, https://netzpolitik.org/2019/gute-laune-und-zensur/, letzter Zugriff: 01.09.2019.

Riviere, Joan (1994 [1929]), »Weiblichkeit als Maskerade«, in: Liliana Weissberg (Hg.), *Weiblichkeit als Maskerade,* Frankfurt/M., S. 34–47.

Röll, Fanz-Josef (2014), »Social Network Sites«, in: Kai Uwe Hugger (Hg.), *Digitale Jugendkulturen,* Wiesbaden, S. 265–282.

Schade, Sigrid/Wenk, Silke (2011), *Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld,* Bielefeld.

Schaffer, Johanna (2008), *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung,* Bielefeld.

Schäffer, Burkhard (2007), »Kontagion mit dem Technischen. Zur generationenspezifischen Einbindung in die Welt der medientechnischen Dinge«, in: Ralf Bohnsack/Iris Nentwig-Gesemann/Arnd-MichaelNohl (Hg.), *Die Dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis,* Wiesbaden, S. 45–67.

Schreiber, Maria (2017), *Digitale Bildpraktiken. Handlungsdimensionen visueller vernetzter Kommunikation,* (Unveröffentlichte Dissertation), University of Vienna.

Silverman, Kaja (1997), »Dem Blickregime begegnen«, in: Christian Krawagna (Hg.), *Privileg Blick,* Berlin, S. 41–64.

Stalder, Felix (2016), *Kultur der Digitalität,* Berlin.

Turkle, Sherry (1999), *Leben im Netz,* Reinbeck.

Wiedemann, Carolin (2013), »Im Netz der Kontrollgesellschaft, Social Media zwischen freiwilliger Selbstkontrolle und widerständigen Praxen«, https://www.prager-fruehling-magazin.de/de/article/1019.im-netz-der-kontrollgesellschaft.html, letzter Zugriff: 11.01.2020.

Wüschner, Philipp (2019), »The Internet is Dead – Long Live the Internet«, in: Rainer Mühlhoff/Anja Breljak/Jan Slaby (Hg.), *Affekt-Macht-Netz,* Bielefeld, S. 247–290

›Sei was du willst, aber sei es richtig‹ – Anforderungen zur Authentizität in Beauty Videos als Strategie flexibler Essentialisierung

Susanne Richter

Einleitung

Werden Medien mit einem Interesse für Geschlecht und Geschlechterverhältnisse analytisch untersucht, stehen dabei häufig Fragen der Repräsentation im Vordergrund (vgl. Lünenborg/Maier 2013). Zwar wurden feministische Netzutopien enttäuscht, die im sich entwickelnden Internet einen potentiell ›genderfreien‹ Raum gesehen und sein Versprechen intensiver Demokratisierung fokussiert haben. Doch es ist zu konstatieren, dass mit der Entwicklung und Etablierung der neuen Medien zahlreiche Transformationen einhergehen und die entstehenden neuen, medialen Räume sowie die sich pluralisierenden, sichtbaren Sprechpositionen auch komplexe Analysen der Aushandlungen der Geschlechterverhältnisse ermöglichen. Am Beispiel einer Analyse von Beauty Videos, Amateur_innenvideos zum Themenfeld Schönheitshandeln, die nicht ausschließlich, aber zum größten Teil von jungen Frauen erstellt und auf der Videoplattform YouTube veröffentlicht werden, möchte ich in diesem Beitrag darlegen, dass und wie die Akteur_innen darin die Geschlechterordnung auf vielschichtige Weise miteinander aushandeln. Dabei werden komplex sowohl tradierte wie emanzipatorische Modelle eingefordert und zurückgewiesen und auch neue Normierungen etabliert.

Als einer von wenigen frauendominierten virtuellen Räumen im Internet können Beauty Videos polarisieren: Sie erreichen und binden vor allem unter jungen Menschen ein breites Publikum und erfreuen sich großer Beliebtheit.[1] In der medialen und auch wissenschaftlichen Debatte jedoch werden

---

1 Laut Angaben des Statistikportals Statista wurden in 2016 über 5,3 Millionen Beauty Videos auf der Videoplattform veröffentlicht (vgl. Statista 2018). In der JIM Studie 2017 zur Mediennutzung deutscher Jugendlicher zwischen 12 und 19 Jahren gaben 27 Prozent der befragten Mädchen und drei Prozent der befragten Jungen an »Fashion/Beauty Videos« täglich oder mehrmals pro Woche zu schauen (vgl. mpfs 2017: 44).

sie oftmals kritisch diskutiert. Aufgrund der Verortung der Akteur_innen in dem tradiert mit Weiblichkeit assoziierten Thema *Beauty* und ihren häufig geschlechterstereotyp anmutenden Performances werden sie mitunter als problematische Manifestationen einer antiquierten, oppressiven Geschlechterordnung wahrgenommen (vgl. Prommer et al. 2019; Grahn 2019; Eckes 2008), als Inszenierungen von »rückwärtsgewandt erscheinenden Geschlechterrollen« (Ankersen 2019: 3). Inwiefern sie jedoch auch als Arena für Verhandlungen und transformierende Bearbeitungen sozialer Hierarchien fungieren und, als solche untersucht, für die Geschlechterforschung von erheblichem Interesse sein können, ist Thema dieses Beitrags.

Ich möchte eine Perspektive entwickeln, auf die der Blick sich richten kann, wenn die neuen Medien mit einer forschungsparadigmatischen Grundannahme der »paradoxen Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz« (Jäger et al. 2013: 33; vgl. auch Maihofer 2007) nach Geschlecht befragt werden. Dazu lege ich im Folgenden Ergebnisse einer qualitativ-empirischen Analyse von Praktiken in der YouTube-Beauty-Community als Performances und Aushandlungen von Weiblichkeit dar. Nach der Vorstellung des Forschungsgegenstands führe ich aus, inwiefern ›Authentizität‹ als ein zentral hervorgebrachter Wert in der Arena eine Schlüsselkategorie der Untersuchung darstellt, der auch für die Verhandlungen von Weiblichkeit eine große Rolle spielt. Dies kann zwar mit Hilfe verschiedener theoretischer Ansätze plausibilisert werden – wie ich skizzieren werde – wirft aber dennoch interpretative Fragen auf. Um diesen nachzugehen, ergründe ich anhand von zwei Materialbeispielen, wie Weiblichkeit anhand der Kategorie ›Authentizität‹ und des Motivs ›Natürlicher Schönheit‹ verhandelt wird: den ›Illegitimen Posen‹ in einer scheiternden Morgenroutine und den Aushandlungen der Geschlechterordnung in der Kommentardiskussion eines Make-up Tutorials. Abschließend werden die Befunde als ›Strategie flexibler Essentialisierung‹ theoretisiert, mit der die tradierte, hierarchische Geschlechterordnung fortbesteht, wenngleich sie stark herausgefordert ist.

Hallo Schönheiten! Beauty Videos als empirisches Material für Analysen von Aushandlungen der Geschlechterordnung[2]

Beauty Videos bilden durch die intensive Interaktion, Vernetzung und Überschneidung von Filmenden und Zuschauenden eine Community[3] auf der Videoplattform YouTube, die viel Aufmerksamkeit in den Medien, der Öffentlichkeit und der Kosmetik- und Modeindustrie bekommt (vgl. Reichert 2013: 82). Die kurzen Amateur_innenfilme, in denen hauptsächlich junge Frauen Schmink- und Frisurentechniken erklären, ihre Einkäufe und Lieblingskosmetik besprechen und über Mode, PR-Events von Kosmetikfirmen oder ihren Alltag berichten, bilden einen umfangreichen Schauplatz der Darstellung und Aushandlung von Weiblichkeit. Die Community ist sehr heterogen. Sie umfasst viele verschiedene Videogenres sowie ein breites Spektrum von sehr amateur_innenhaften bis hin zu stark professionalisierten und kommerzialisierten Videoperformances. Wenngleich die Videos als mitunter professionell erstellt wirkende Medien fungieren, liegt auch viel analytisches Potential darin, sie als ein neues Format natürlicher Daten zu verstehen und zu untersuchen. Dies sind Daten, die von den Akteur_innen ohne Intervention von Forschenden erstellt werden (vgl. Salheiser 2014: 813) und die so einen eigenständigen Zugang zu ihren Erzählungen, etwa von Frau-Werden, Frau-Sein, Erwachsen-Werden und Schönheit, bilden. Da Videos und ihre Kommentardiskussionen der Analyse zugänglich sind, bieten sie reichhaltiges Datenmaterial, in dem die Performances der Akteur_innen im Kontext ihrer Aushandlungen untersucht werden können. Dies macht sie sehr fruchtbar für Analysen, die auf die Komplexität von Beharrlichkeit und Wandel der Geschlechterordnung[4] im Zusammenspiel von Bewegung, Gegenbewegung und den Impulsen verschiedener Machtverhältnisse abzielen.

---

2 Einige YouTuber_innen beginnen mit diesen Worten ritualisiert ihre Videos. Die vielleicht bekannteste ist xKarenina.

3 Der Begriff der ›Community‹ vereint eine gängige Selbstbezeichnung aus dem Feld mit dem soziologischen Verständnis als soziale Formationen, die anhand gemeinsamer Interessen und Praktiken informell verbunden sind und gemeinsame Konventionen, Werte, Normen und Wissensstrukturen ausbilden (vgl. Dolata und Schrape 2013: 32–41). Er inkludiert die YouTuber_innen und ihre Videos, aber auch ihre Zuschauenden, deren Beiträge in den Kommentarfeldern wichtiger Bestandteil des Datenmaterials sind, und betont die Formierung verbindender Strukturen. Allerdings kann der Begriff der ›Community‹ auch eine Verbindlichkeit und Intimität implizieren (vgl. Dahl 2011: 8), von der er in diesem Kontext abzugrenzen ist.

4 Das hier zugrunde gelegte Verständnis der Geschlechterordnung erschöpft sich jedoch nicht in der Differenzierung und hierarchisierten Ordnung der Pole ›männlich‹ und

Der Begriff von Weiblichkeit, der in diesem Beitrag verwendet wird, rekurriert auf ein Verständnis des Geschlechtersystems mit den Polen männlich und weiblich, das soziale Wirklichkeit grundlegend strukturiert und den Menschen auferlegt, sich in einem der beiden Pole eindeutig zu vergeschlechtlichen. Die Subjekte, die in Konsequenz dieses Prozesses als ›Frauen‹ existieren (vgl. Maihofer 1995), sind ›Bewohner_innen‹ der Position von Weiblichkeit im Geschlechterverhältnis – sie sind aber nicht die einzigen.[5] Begründet im Thomas-Theorem – »Situations defined as real are real in their consequences« (Thomas und Thomas 1970) – liegt ein pragmatischer Zugang in der Annahme der »mehr oder weniger sichere[n] Gewissheit aller Beteiligten darüber, was Frau- oder Mann›sein‹ jeweils ausmacht« (Maihofer 1995: 54), die die Akteur_innen und die Forscherin vereint. Ich verstehe Weiblichkeit somit als Position in der Geschlechterordnung, die von den Akteur_innen eingenommen, ausgehandelt und hervorgebracht wird.

Im Zuge der sich transformierenden Geschlechterverhältnisse ist die Position von Weiblichkeit in der Geschlechterordnung spannungsvoll verortet: Dass sich Vorstellungen und Forderungen nach egalitären Geschlechterverhältnissen zunehmend etablieren, macht die historisch tradierte und kulturell tief verwurzelte hierarchisierte und defizitäre Positionierung von Weiblichkeit in der Geschlechterordnung nicht obsolet. Dies wird, so die grundlegende Annahme, in alltagsweltlichen Kontexten nur selten thematisiert. Die Akteur_innen der Beauty Community sind jedoch mit der spannungsgeladenen Positionierung von Weiblichkeit konfrontiert, wenn sie sich mit dem stark feminin konnotierten Thema Schönheitshandeln öffentlich sichtbar

›weiblich‹, sondern inkludiert, in Anlehnung an Bourdieu (2005) formuliert, einen »Kosmos symbolischer Klassifikationen« (Dölling 2009: 174), die sich sowohl im Habitus der Individuen als auch in der sozialen Welt niederschlagen und zusammen wirken. Das Verständnis von ›Verhandlungen‹ der Geschlechterordnung kann mit Maihofers Beschreibung von Geschlecht als »hegemonialem Diskurs« (vgl. Maihofer 1995: 80–83) verdeutlicht werden, der die Wirkmächtigkeit aber auch Fragilität der Geschlechterordnung fasst, die permanent von den Individuen ausgehandelt wird.

5 Die Idee, Weiblichkeit als eine Position in der Geschlechterordnung, also metaphorisch als einen Ort zu denken, hat Wurzeln in einer Formulierung Raewyn Connells. Sie fasst Geschlecht als Vielfältigkeit, mit der körperliche Strukturen, Prozesse menschlicher Reproduktion und Praktiken auf allen Ebenen organisiert werden, was Identitäten, symbolische Rituale und Institutionen inkludiere. Connell beschreibt Männlichkeit sowohl als einen Ort im Geschlechterverhältnis als auch als die Praktiken, durch die Personen mit diesem Ort in Beziehung treten, und als die Effekte dieser Praktiken in ihrer körperlichen Erfahrung (vgl. Schippers 2007: 86). In diesem Verständnis ›bewegen‹ sich Individuen durch Männlichkeit oder Weiblichkeit hindurch, ›bewohnen‹ sie dauerhaft oder auch zeitweise und bringen sie durch ihre Praktiken hervor (vgl. ebd.).

machen und sie müssen dies bearbeiten. In den Videos und Kommentierungen der Beauty Community sind ihre Performances und Aushandlungen der Analyse zugänglich. Durchgeführt wurde sie unter Verwendung der Situationsanalyse nach Adele Clarke (vgl. Clarke 2005; Clarke et al. 2018). Diese wurde aus der Grounded Theory entwickelt und ihre Werkzeuge umfassen unter anderem freies Kodieren und verschiedene Mapping-Methoden.[6] Sie erlaubt die Verbindung eines explorativen Ansatzes – die Community und die in ihr zentralen Diskurse zu ergründen – mit der Ausrichtung an dem stark geschlechtertheoretisch untermauerten Forschungsinteresse an Performances und Aushandlungen von Weiblichkeit in der Community.

Let's get real: ›Authentizität‹ als Schlüsselkategorie

Eine Konsequenz dieses explorativen Ansatzes ist der – im Vorfeld nicht antizipierte – Befund, dass eine der zentralen Kategorien des untersuchten Feldes die der ›Authentizität‹ ist. So sind im Material der Beauty Videos die Begriffe »Authentizität« oder »authentisch« häufig in vivo präsent, werden also als Vokabeln von den Sprechenden genutzt. Beispielsweise werden sie wertschätzend als Feedback für die YouTuber_innen aufgerufen, wie in diesem Kommentar zu einem Video und einem Fragment der ›YouTube Creator Academy‹, in der die Plattform Wissensressourcen zum Aufbau und zur Optimierung der Kanäle bereitstellt:

»Bei dir merkt man, dass du dich nicht absichtlich verstellst. du bist authentisch, dabei sehr sympathisch und vor allem sehr menschlich!« (schönheit_K1).

»Es ist (…) unbedingt erforderlich, dass du vor der Kamera authentisch, interessiert und vor allen Dingen leidenschaftlich rüberkommst. Am natürlichsten gelingt dies, wenn du von wahrer Inspiration angetrieben wirst.« (Creator Academy, »Kreativstrategie«).

Weiterhin wird ›Authentizität‹ auch indirekt verhandelt, wobei der Begriff zwar nicht explizit genannt wird, doch die interpretative Kodierung der Passage sich empfiehlt. Dies vollzieht sich in verschiedenen Kontexten: Neben allgemeinen Sympathiebekundungen oder Bezügen darauf, wie die YouTuber_innen wahrgenommen werden, geschieht dies häufig, wenn die Legitimität von Monetarisierung und Kommerzialisierung der Videos verhandelt

6 Für detailliertere Ausführungen der Methodik vgl. Richter 2021.

wird und im Kontext der Diskussionen von Schönheit, etwa in den Aushandlungen der Intensität von Make-up. Generell spielt ›Authentizität‹ eine große Rolle für die Rezeption der YouTuber_innen, sie ist häufig ein wichtiges Element, wenn die Videos gelobt werden. So ist sie als Schlüsselkategorie im Material von prominenter Bedeutung. Dies wirft die Frage auf, was ›genau‹ verhandelt wird, wenn die Akteur_innen in ihren Aushandlungen und Performances diese Kategorie zentrieren, und wie dies im Rahmen des Forschungsinteresses an Verhandlungen und Performances von Weiblichkeit zu deuten ist.

Medialer Wandel und Verkörperungskompetenz: Authentizität aus soziologischer Perspektive

Die Präsenz von ›Authentizität‹ im Material kann medienwissenschaftlich kontextualisiert werden: Reichertz und Fromm diagnostizieren für die Moderne einen »Zwang zur Authentizität« (Reichertz und Fromm 2002: 79) und konstatieren in diesem Zusammenhang einen generellen Wandel der Medienkultur. Nähe und Intimität werden zunehmend dargestellt und thematisiert, auch die Modi ihrer Darstellung transformieren. Der Anspruch vieler journalistischer und unterhaltender Medien, das Gezeigte nicht nur darzustellen, sondern ›Wirklichkeit abzubilden‹, ist somit eine eher neue Entwicklung, wofür Formate wie Reality Shows und Dokusoaps anschauliche Beispiele sind (vgl. ebd.). Die Präsenz von ›Authentizität‹ in der Beauty Community steht demnach im Kontext eines gegenwärtigen medialen Wandels, in dem sie mit zunehmender Intensität normative Bedeutung erhält. Während im Alltagsverständnis ›Authentizität‹ als ursprünglich, unbeeinflusst und ›echt‹ gedacht wird, als Abwesenheit von Inszenierung, ist sie aus soziologischer Perspektive als überaus soziale Qualität zu verstehen. Cornelia Koppetsch spricht von Authentizität als performte »Einigkeit des Ichs mit dem Körper« (Koppetsch 2000: 110). Dass eine Performance den Eindruck von Authentizität zu erwecken vermag, kann so als Code für ihr Gelingen verstanden und auf die Darstellungskompetenz ihrer Akteur_innen zurückgeführt werden. So können Verhandlungen in der Beauty Community, die auf ›Authentizität‹ fokussieren, als Verhandlungen ›richtiger Performances‹ aufgefasst werden und als Aushandlungen dessen, was diese ausmacht. Dass es sich dabei um eine Schlüsselkategorie der Untersuchung

handelt, also in der Materialanalyse als auffallend präsente und zentrale Kategorie aufscheint, gibt Hinweis darauf, dass diese Aushandlungen in der Community intensiv geführt werden. Wie genau das in der Beauty Community geschieht und wie Weiblichkeit dabei performt und verhandelt wird, wird im nächsten Schritt anhand der Analyse der Aushandlungen von Schönheit und Schönheitshandeln ergründet und dargelegt.

All made-up? Authentizität und Natürliche Schönheit

In der Analyse der Aushandlungen von Schönheit und Schönheitshandeln in der Beauty Community ist empirisch auffällig, dass im Material Schönheit zugleich beständig als wichtiger Wert betont, aber gleichzeitig negiert und trivialisiert wird. ›Es ist‹, so könnte dies paradox zusammengefasst werden, ›wichtig schön zu sein und schön sein ist gar nicht so wichtig‹. Dabei ist insbesondere das Schönheitshandeln kontrovers umkämpft und muss legitimiert werden – obgleich die Beauty Community freilich dem Austausch zu diesem Thema gewidmet ist. Wenig finden sich im Material direkte Normierungen, etwa bezogen auf die Frage ›Was ist schön?‹ Sehr präsent ist hingegen das Spannungsfeld aus den oppositionellen Kategorien von negativ konnotierter ›Künstlichkeit‹ und positiv konnotierter ›Natürlichkeit‹ und, damit verbunden, das Motiv ›Natürlicher Schönheit‹, das als Ideal fungiert. Im Folgenden werden die Analysen von zwei Materialfragmenten dargelegt und dabei gezeigt, wie darin Weiblichkeit anhand des Motives ›Natürlicher Schönheit‹ und der Kategorie ›Authentizität‹ ausgehandelt wird. Anschließend werden diese Befunde der stattfindenden, komplexen Verhandlungen und darin sich formierenden neuen Normativität, als ›Strategie flexibler Essentialisierung‹ theoretisiert.

Illegitime Posen: Eine gescheiterte Morgenroutine

Routine-Videos sind Darstellungen (augenscheinlich) regelmäßiger Handlungen der YouTuber_innen. Vor allem sogenannte Morgenroutinen sind ein beliebtes Format in der Beauty Community.[7] Der formelle Aufbau des

7 Indikator für die Beliebtheit des Formats ist, dass Videos dieses Genres reichlich hochgeladen werden: Eine Googlesuche nach ›morgenroutine‹ und ›youtube‹ bringt

untersuchten Videos gleicht dem ›Standard‹ der Community für das Videogenre der Morgenroutinen: Die Protagonistin Anna beispielsweise inszeniert Aufwachen, Aufstehen, Zähneputzen, Anziehen, Haare Bürsten und das Verlassen des Hauses in einem Video zur Morgenroutine. Allerdings kann Annas Video als ›gescheiterte Morgenroutine‹ eingestuft werden: Es ist von auffallend amateurhafter Qualität, es wirkt unbeholfen, Anna ohne Ambivalenz kindlich. Es erreicht nicht den qualitativen Standard erfolgreicher Videos und ›scheitert‹ vor allem aber hinsichtlich seiner Rezeption.[8] Der Kanal der YouTuber_in ist vergleichsweise klein, er zählt 296 Abonnent_innen zum Zugriffszeitpunkt. Da dieser nur zwei Monate nach der Veröffentlichung des Videos liegt, ist auffällig, dass das Video mit 19.380 verhältnismäßig viele Aufrufe generiert hat. Die Ratio der Bewertungen, der nach oben oder unten gerichteten »Daumen«, die Zuschauende dem Video zuweisen können, beträgt 163 positive und 1374 negative Bewertungen – das Video scheint außerordentlich unbeliebt zu sein und wurde zu einem unbestimmten Zeitpunkt nach dem Zugriff von der Plattform gelöscht. In seinem Diskussionsfeld weisen viele besonders negative Kommentare erbarmungslos auf die zahlreichen Momente des Scheiterns der Performance der YouTuber_in hin. Kritisiert werden so, oft sehr harsch, Erscheinung, Körpergewicht, das junge Alter der Protagonistin, der Zustand ihres Zimmers und ihrer Kleidung sowie der nachlässige Schnitt und Bearbeitung des Videos. Häufig wird sie aufgefordert, das Produzieren von Videos einzustellen.

Eine besondere Sequenz für das Interesse an Aushandlungen ›richtiger‹ Weiblichkeitsperformances und der Kategorie ›Authentizität‹ ist das ›Posen‹. In der Ankleidesequenz ist Anna zu sehen, wie sie eine Strumpfhose unter ihr Nachthemd anzieht. Danach verschwindet sie aus dem Bild und kommt mit einem weiten, weichen Pullover bekleidet zurück. Mit einem Lächeln in die Kamera, das als süffisant-kokett verschmitzt beschrieben werden kann, greift sie in ihre Haare und befreit sie aus dem Pullover. Anschließend präsentiert sie ihr fertiges Outfit und nimmt ›Modelposen‹ ein. Diese verwenden viele YouTuber_innen, hier allerdings werden sie gebrochen durch Annas kindliches Grinsen, ihr unbeholfenes Timing und ungekämmten Haare, den

---

171.000 Treffer (Zugriff: 08.05.2020). Auch in der qualitativen Untersuchung ist dies erfahrbar: Im unten erwähnten Video ›morgen1‹ betont YouTuberin Maxi eingangs, das Video sei von vielen Zuschauenden nachgefragt worden. Der Eindruck bestätigt sich angesichts der affirmativen Reaktionen in seiner Kommentardiskussion.

8 Damit steht es in aufschlussreichem Kontrast zu der später erwähnten Morgenroutine morgen1, was auch die intensive Auseinandersetzung mit beiden Videos begründete.

unmodisch weiten Pullover und den dunklen Raum mit bekritzelten Wänden im Hintergrund. Annas ›Posieren‹ wird in den Kommentaren harsch kritisiert: »So dicke Mädchen wie du sollten echt nicht versuchen zu posen.« (morgen2_K1).

»bist du acht oder neun? meine güte und schneid mal die videos außerdem musst du net posen wenn du dich fertig angezogen hast denn du bist net so gut wie die anderen youtuber du post wie so eine....... aber egal lösch den kanal glaub mir, ich wette du hast genug Probleme!!« (morgen2_K2).

Die Kommentierenden beanstanden Annas ›Posen‹ mit verschiedenen Logiken. Die erste Person begründet ihre Ablehnung mit einem normierenden Bezug auf Annas Figur: so »dicke Mädchen wie [Anna] sollten echt nicht versuchen zu posen«. Annas Bewegung ist als ›Pose‹ klassifiziert und als insuffizient markiert. Anna versucht es nur, in den Augen der Kommentatorin gelingt es also nicht, und das Recht, es zu versuchen, wird ihr abgesprochen. Bei der zweiten Person ist die Kritik an den ›Posen‹ eingebettet in eine Reihe anderer Punkte. Sie erfragt das Alter der Protagonistin, kritisiert die fehlende Bearbeitung und sanktioniert Annas »Posen« mit der Begründung, Anna sei nicht so »gut« wie andere YouTuber_innen. In beiden Fällen wird das Posieren nicht als per se illegitim gerahmt, sondern an defizitäre Merkmale der YouTuberin gekoppelt, die sie für diese Praxis disqualifizieren. Annas Performance wird mit Ablehnung und Aggression begegnet, sie wird nicht akzeptiert, sondern als gespielt, als ›unzulässig inszeniert‹ erkannt und sanktioniert. Sie scheitert, weil Anna vermeintlich zu jung ist, zu dick, nicht hübsch genug ist und nicht den entsprechenden Status als erfolgreiche YouTuber_in habe, die dieses Verhalten unsanktioniert durchführen könne. Anna wird als Kind angesprochen, ihr junges Alter wird oft als Grund für ihr Scheitern in dem Video genannt. Dennoch hält dies viele Kommentierende weder davon ab, sie harsch zu beschimpfen, noch sie an den hohen Ansprüchen für gelungene Videos zu messen. Annas Kindlichkeit, zusammen mit ihren ›Unzulänglichkeiten‹ auf den Ebenen des Schönheitshandelns und der Videoproduktion sind Grund ihres Scheiterns, mit dem sie zum Ziel für verbale Angriffe und der Arena verwiesen wird.

Die Analyse von Annas ›scheiternder‹ Morgenroutine vermittelt einen Eindruck der komplexen Anforderungen an Fähigkeiten der Videoproduktion, Schönheitshandeln und die Performances von Weiblichkeit in der Beauty Community sowie der Grenzen der normativen Erwünschtheit von ›Natürlichkeit‹, ›Ehrlichkeit‹ und ›Authentizität‹. Diese werden noch weiter intensiviert, wenn sie mit einer ›erfolgreichen‹ Morgenroutine kontrastiert

werden. Beispielsweise ist das Video »MEINE MORGENROUTINE Starten wir in den Tag!«[9] der YouTuber_in Maxi offenkundig hoch aufwendig und kunstfertig inszeniert. Es enthält viele verschiedenen Einstellungen und Kameraperspektiven, mit denen Maxis Wohnung, die darin arrangierten Möbel und Objekte, ihr Frühstück, ihre Kosmetikartikel und die Protagonist_in selbst ästhetisch in Szene gesetzt sind. Selbst das Arrangement der Farben des Videos wirkt stimmig, durchdacht und nicht zufällig. Die Aufruf- und Abonnementzahlen verorten Maxis Video und Kanal etwa im Mittelfeld der Beauty Community zum Zugriffzeitpunkt und in der Kommentardiskussion dominiert ein sehr wertschätzender Umgangston. Anhand der Untersuchung der Kommentierungen wird offenbar, dass der offenkundige und gekonnt ausgeführte Inszenierungscharakter des Videos Maxis Wahrnehmung als ›authentisch‹ keinen Abbruch tut, sondern eher dazu beizutragen erscheint. So hebt beispielsweise eine kommentierende Person, die Maxi als »wahnsinnig sympathisch« und ihr Video als »super gelungen« bezeichnet, lobend hervor, dass sie vor allem Maxis Ehrlichkeit schätze, weil sie sich ›nicht zu perfekt‹ zeigt. Dabei referiert sie auf Maxis Bemerkungen bezüglich ihrer Neigung länger zu schlafen und so mitunter in morgendliche Hektik zu verfallen. In dieser Kontrastierung der beiden Morgenroutinen entsteht der Eindruck, dass Annas Video der harschen Kritik ausgesetzt ist, weil es zu ›roh‹ und nicht entsprechend der Ansprüche der Community inszeniert ist. Deren Standards bricht sie beispielsweise, indem sie sichtlich die Aufnahme einschaltet, bevor sie sich schlafend stellt und ›aufwacht‹. Maxis Video beginnt ebenfalls mit einer Sequenz der schlafenden und ›aufwachenden‹ Maxi, ohne dass dies in der Kommentardiskussion als unzulängliche Inszenierung kritisiert wird oder ihre Rezeption als ›ehrlich‹ und dem Erfolg ihres Videos kompromittiert. Deutlich wird so, dass die empirisch auffällige Präsenz von ›Authentizität‹ als maßgebliche Kategorie der Arena nicht als Anforderung einer ungeschliffenen Dokumentation bar jeder Bearbeitung zu verstehen ist. Eher scheint sie als Chiffre für die ›richtige‹ Inszenierung zu fungieren, die stets die Ebenen des ›richtigen‹ Schönheitshandelns und der ›richtigen‹ Videoinszenierung inkludiert und in der die Balance von Amateurhaftigkeit und Professionalität exakt ausgewogen ist. Gelesen als gescheiterte Videoperformance zeigt Annas Beispiel, wie voraussetzungsreich und normiert das Erstellen eines ›guten‹ Beauty Videos ist.

9 Die Titel der herangezogenen Videos sind verfremdet, die YouTuber_innen pseudonomisiert.

Das Patriarchat gehorsam hintergehen: Durch Make-up getäuschte Männer

Das zweite Materialbeispiel fokussiert Kommentardiskussionen eines weiteren Videos. Darin leitet die YouTuberin Hellen ein Silvester-Make-up an, in dem sie einen dem festlichen Anlass entsprechend aufwändigen *look* schminkt. In den Kommentaren zu ihrem Video wird die Geschlechterordnung mit unterschiedlichen Implikationen verhandelt. Ein männlich positionierter User schreibt:

> »Versetze dich mal in die Lage eines Jungen... Du lernst ein Mädchen kennen, die sehr gut aussieht und ihre Art auch echt top ist, dann schminkt sie sich ab und sieht aus wie eine Leiche. […] Dann lieber natürlich zeigen, auch wenn mann leichte Hautprobleme hat, denn auf sowas reagieren die meisten Jungs nicht gut. […] Mann kann ja mal unreine Haut überschminken oder zu besonderen Angelegenheiten etwas auftragen, aber dann auch nicht zu viel« (Silvester_K1).

Dieser Kommentar kann als Beispiel für eine traditionalisierende, patriarchale Logik verstanden werden, die Schönheitshandeln von Frauen selbstverständlich in einem heteronormativen Kontext als intentional auf männliches Begehren bezogen verortet. Er lässt sich als Versuch deuten, kontrollierend auf das Handeln von Frauen zuzugreifen, indem ihr Schönheitshandeln sowohl sanktioniert als auch normierend eingefordert wird. Damit ist dieses Fragment ein nahezu klassisches Beispiel für das Motiv ›Natürlicher Schönheit‹, das als Ideal der Ausführungen des Kommentators wirkt. Auch wird anschaulich, wie es zur Stabilisierung der tradierten Geschlechterordnung wirksam gemacht wird: Es transportiert den Appell, dass Frauen schön sein sollen, beim gleichzeitigen Versuch dies kontrollierend zu regulieren. Wenn sie gelingt, stabilisiert diese Anrufung die patriarchale Logik durch zweifache Unterwerfung: Sie nimmt Frauen in die Pflicht, sich um ihr schönes Aussehen aktiv zu sorgen, dessen ›Übertreibung‹ aber auch zu verhindern.

Allerdings werden die Äußerungen des Kommentators kontrovers und sehr kritisch diskutiert. Dies geschieht unter anderem mit diesen Antworten zwei verschiedener User_innen:

> »das ist keine Kritik, sondern eine Aufforderung, dass sie sich doch bitte deinen (ästhetischen) wünschen anpassen solle. allerdings kann und sollte jeder frei entscheiden, wie viel make-up er/sie tragen möchte und sollte das nicht von anderen Leuten abhängig machen. hellen macht das schon richtig so, sie trägt das make-up, das ihr gefällt und lässt sich nicht rein reden.« (Silvester_K2).

»Ich glaube du hast noch nie jemanden gesehen der viel make up aufträgt, Hellen macht es perfekt und es sieht natürlich aus.« (Silvester_K3)

Anhand der Beurteilungen von Hellens Schminkpraktiken verhandeln die Kommentierenden so die Geschlechterordnung, wobei sich traditionalisierende und emanzipatorische Impulse identifizieren lassen. Beide ›verteidigende‹ Kommentare haben gemeinsam, dass sie die patriarchalen Zugriffe des ersten Kommentators demaskieren und zurückweisen. Dieser Kommentar kann nicht unwidersprochen stehen bleiben: Seine Kritik wird als subjektiver Wunsch markiert und ihm so die beanspruchte, allgemeine Gültigkeit aberkannt. In der Reaktion von K2 erscheint das Schönheitshandeln von potentiell begehrenden Partner_innen abgekoppelt, auch das Geschlecht der schönheitshandelnden Personen in ihrer Aussage ist deutlich offen formuliert. Sich nicht beeinflussen zu lassen, ist das Merkmal, das »richtig[es]« (Schönheits)Handeln auszeichnet. K3 hingegen bewahrt den Bereich des illegitimen Make-ups, indem sie ihn als von Hellen nicht berührt markiert: Es ist durchaus möglich, zu viel Make-up aufzutragen, hier ist es aber nicht der Fall.

Sichtbar werden in beiden Fragmenten die Maximen der freien Wahl und Autonomie als neue normative Anforderungen: Alle, so scheint die zugrundeliegende Haltung, sollen tun, was sie wollen und sich nicht einschränken lassen. In dieser Entwicklung ist eine Lockerung normativer Bezüge und Zurückweisen patriarchaler Herrschaftsansprüche festzustellen, die jedoch nicht mit einer völligen Abwesenheit von Normativität gleichzusetzen ist. Hellen ist weiterhin eingebunden in die normative Bedeutung, gut auszusehen und wird beurteilt, sie ist unter sich wandelnden Spielregeln weiterhin Gegenstand von Überwachung und Bewertung. Die Prädikate »natürlich« und »perfekt« sind voraussetzungsvoll, sie müssen gekonnt hergestellt werden und sind verhandelbar. Entscheidend dafür sind nicht zwingend die Menge der verwendeten Kosmetik oder ein relativ geringer Aufwand, sondern Können und Status der Person. ›Gutes Aussehen‹ ist so zum einen anspruchsvolle Kompetenz für Anerkennung auf der Plattform, fungiert aber auch als Belohnung für adäquate Performances von Weiblichkeit, die ausgehandelt und zugesprochen werden kann. Sichtbar wird hier ein Kontrast, zwischen der artikulierten Offenheit (›alle sollen tun, was sie wollen‹), und der von Hellen performten betonten Weiblichkeit, die den hohen Anforderungen an normative Weiblichkeit entspricht.

Die Strategie flexibler Essentialisierung

Angesichts feministischer Analysen von Schönheit als Instanz mit unterwerfender Wirkung (exemplarisch Wolf 1993; Bordo 1995; Bourdieu 2005; McRobbie 2009), die Weiblichkeit auf eine Position des »Wahrgenommenwerden[s]« (Bourdieu 2005: 117) verweist, erscheint es auf fruchtbare Weise irritierend, dass dies in den Aushandlungen der Arena nicht offenkundig sichtbar wird. Offen rigide normierende Aussagen existieren im Material nur vereinzelt, während ›natürliche Schönheit‹, ›Authentizität‹ und ›Natürlichkeit‹ Leitmotive der Aushandlungen ausmachen. Dennoch ist die Normativität, in Form von hohen Anforderungen an ›richtige Performances von Weiblichkeit‹ präsent, was vor allem erfahrbar wird, wenn ihre Nichterfüllung Sanktionen aufruft. Ich möchte das Deutungsangebot machen, diese wirkmächtige, aber nicht offenbare Normativität als ›Strategie‹ auszulegen, mit der die Persistenz der tradierten Geschlechterordnung in ihrem Wandel beharrt.

Eine Inspiration für diese Auslegung stammt von Antke Engel, die vorschlägt, eine »Gleichzeitigkeit rigider Normativität und flexibler Normalisierung« (Engel 2002: 77) in gegenwärtigen Geschlechterdiskursen anzunehmen.[10] Beide beschreibt sie als Machtmechanismen, die unterschiedlich wirken. Normativität fasst Engel als Instanz mit universellem Geltungsanspruch, die sich über gesellschaftliche Kräfte durchsetzt. Diese Kräfte sind etwa Gesetze, religiöse Dogmen und bürokratische Akte (vgl. ebd.: 75). Anders wirken die »flexiblen Prozesse sozialer Normalisierung« (ebd.), in denen die Akteur_innen zunehmend Handlungsspielräume erhalten, aber unter dem Druck stehen, sich gesellschaftlichen Anforderungen zu unterwerfen, um anerkannt werden und teilhaben zu können. Gegenstand von Engels Überlegungen sind sexuell und geschlechtlich marginalisierte Identitäten. Sie beschreibt mit diesem Konzept, wie sowohl Integration und Normalisierung als auch Ausschluss und Hierarchisierung simultan stattfinden. So wird fassbar, dass und wie Marginalisierungen persistent bleiben, während gleichzei-

10 In der Entwicklung dieser Überlegungen bezieht sich Engel auf Michel Foucault, Jürgen Link und Sabine Hark. Engel weist Link und Foucault als ›Väter dieser Gedanken‹ aus, betont aber, dass die Unterscheidung von Normativität und Normalisierung nicht mit Links Unterscheidung von Protonormalismus und flexibel-normalistischer Strategie zu verwechseln sei. Letztere sei eine »Binnendifferenzierung« der Normalisierung und ziele auf ihr »Umfassungsvermögen«, während Hark und Engel eher deren Durchsetzungskraft per se kritisieren (vgl. Engel: 352).

tig die Flexibilisierung der Geschlechterordnung und Pluralisierung geschlechtlicher Existenzweisen integriert werden (vgl. ebd.: 352). Wichtig ist für Engel die paradoxe Gleichzeitigkeit beider Prozesse. Sie betont, dass nicht das eine das andere ablöse, sondern sie simultan bestehen bleiben und so stets der Umschlag vom einen ins andere drohe (vgl. ebd.: 76). Das Konzept der Gleichzeitigkeit rigider Normativität und flexibler Normalisierung ist inspirierend, um den vermeintlichen Kontrast der Rigidität normativer Weiblichkeit und dem im Material vordergründig freiheitlich formulierten Werten der ›Authentizität‹ einzuordnen, erfordert aber eine Transformation für die Anwendung auf die Beauty Community. Diese ist zwar durch die feminine Assoziation in der binären Geschlechterordnung prekär positioniert, aber darin zugleich auch mainstream, also intelligibel und somit privilegiert. Ich möchte Engels Konzept aufgreifen und das, was sich hier zeigt, in Anlehnung daran als ›flexible Essentialisierung‹ beschreiben.
Mit dem Begriff der Essentialisierung verweise ich auf die Rolle von Konzepten wie ›Authentizität‹, ›Natürlichkeit‹ oder ›natürliche Schönheit‹. Sie transportieren implizit die Annahme von Essenz, eines zugrundeliegenden, ›wahren‹ inneren Kerns. Sie verweisen auf eine Idee von innerlicher Wahrhaftigkeit, die allerdings glaubhaft ausgedrückt werden muss. In den Gender Studies hat sich im Zuge der Rezeption konstruktivistischer Ansätze eine kritische Sensibilität gegen Tendenzen der Essentialisierung etabliert, da die Konstatierung einer inneren Wesentlichkeit in Zusammenhang dazu steht, soziale Zustände und Machtverhältnisse zu begründen, die so als ›unveränderbar‹ argumentiert werden können (vgl. Heselhaus 2002: 88; Maihofer 2015: 651). Flexibilisiert erscheint die Praxis der Essentialisierung im Feld, weil die Annahme eines ›inneren Kerns‹ bewahrt bleibt, aber vorerst nicht inhaltlich gefüllt wird. Nahezu alles kann zunächst ›authentisch‹ sein. Verdeutlicht wird dies auch durch Ausführungen Judith Butlers. Sie fasst Anforderungen an ›Authentizität‹ oder ›Echtheit‹ als Verhandlungen um Urteilsmaßstäbe. In dem Dokumentarfilm »Paris is Burning«, auf den sie sich in »Körper von Gewicht« bezieht, fungiere die ›realness‹, um die die Teilnehmenden der ballroom contests mit ihren drag Performances konkurrieren und für die sie prämiert werden, als Maßstab für Beurteilungen entlang der in diesen Räumen wirksamen Kriterien (vgl. Butler 2017 [1995]: 182f.). Durch gelungene Performances, die überzeugend und glaubwürdig sind, könne der »Effekt der Echtheit« (ebd.: 183) erzielt, also hergestellt und naturalisierend wirksam gemacht werden. ›Echtheit‹ entsteht demnach, wenn

sie als solche anerkannt wird und hat darin die Wirkung, dass sie das Transportierte naturalisiert. Dies bestätigt sich in der empirischen Untersuchung. Rigide, strikt artikulierte Normen, die etwa Frauen vorgeben, was sie zu tun und wie sie auszusehen haben, oder die Schönheitsideale entlang von klassistischen und rassistischen Kategorien festschreiben, sind im Datenmaterial der Beauty Community nur vereinzelt vorhanden. Treten sie auf, ziehen sie oft Auseinandersetzungen und Widerstand nach sich, wie im Beispiel der Diskussion um Hellens Schminkpraxis. Die aufgerufenen Werte der Kategorie ›Authentizität‹ hingegen dominieren als Schlüsselkategorie im Material und provozieren in der Regel keinen Widerspruch. Dabei zeigt sich bei genauer Untersuchung: Das empirisch greifbare Lob von ›Echtheit‹ – etwa der ›authentischen‹ oder ›natürlichen‹ Wirkung der YouTuber_innen – erfordert ›richtige‹ Performances, die komplexe Bündel von Anforderungen transportieren und beantworten. In diesen werden die geltenden Normen eingehalten und in der Wiederaufführung gefestigt. Die bestehende Ordnung wird so stabilisiert und in der passgenauen Wiederaufführung naturalisiert. Die Kategorie der ›Authentizität‹, die als Wert zunächst als vage und flexibel wirkt, erweist sich so in der Analyse als Set normativer Anforderungen. Welche genau dies sind ist dabei nicht fixiert, sondern ergibt sich kontextuell, wobei in der hier diskutierten Untersuchung die Anforderungen normativer Weiblichkeit dabei eine große Rolle spielen.

Bildlich gesprochen fungiert die ›Strategie flexibler Essentialisierung‹ so als Sammelbecken, in dem die Anforderungen normativer Weiblichkeit auf Konzepte von Individualität und freier Wahl treffen und sich so Prozesse gesellschaftlicher Pluralisierung und Flexibilisierung mit einer bestehenden Normativität in einem Kompromiss vereinigen. Pointiert als ›sei was du willst, aber sei es richtig‹ wird diese Fusion in der Anforderung der ›Authentizität‹ sichtbar, die als Maßstab zunächst ›leer‹ ist und in den Aushandlungen der Arena gefüllt werden muss. So wird die Deutung ermöglicht, dass sich in diesen Prozessen die brüchiger werdende Normativität der hierarchischen Geschlechterordnung an die Flexibilisierung und Öffnungen anpasst. Ihre rigide Normativität weicht nur vordergründig auf, und sie hält sich ihrer zunehmenden Delegitimierung zum Trotz ›versteckt‹. Ihre Anforderungen – etwa von ›Authentizität‹ oder ›Natürlichkeit‹– basieren auf der Annahme einer innerlichen Wesentlichkeit, deren konkrete Bedeutung nicht festgeschriebenen ist, die sich aber an gültigen Kriterien des jeweiligen Raumes orientiert und verhandelt werden muss. Deren geglückte Aufführung setzt eine Umsetzung dieser Kriterien voraus, so dass die Normativität, etwa als

normative Weiblichkeit, ›im Verborgenen‹ wirken kann. Als interpretative Bewegung ist die Frage nach Strategien, mit denen die Ordnung ›sich aufrechterhält‹ auch etwas gewagt und als analytischer Kunstgriff zu verstehen. So werden dem abstrakten Konzept der symbolischen Ordnung nur metaphorisch Intention und Handlungsmacht zugeschrieben, um die Gleichzeitigkeit verschiedener Machtverhältnisse und ihre Persistenz angesichts zunehmender Transformationen zu ergründen. Im Paradigma von Wandel und Persistenz der Geschlechterverhältnisse stellt es eine produktive Perspektive dar und erlaubt, das Potential neu entstehender medialer Räume zu nutzen und sie auf Transformationen der Geschlechterverhältnisse zu befragen.

Literatur

Ankersen, Imke (2019), »Weibliche Selbstinszenierung in den Neuen Medien«, in: *MaLisa Stiftung,* https://malisastiftung.org/wp-content/uploads/Selbstinzenierung-in-den-neuen-Medien.pdf, letzter Zugriff: 04.03.2019.

Bordo, Susan (1995), *Unbearable weight: Feminism, Western culture and the body,* Berkeley.

Bourdieu, Pierre (2005), *Die männliche Herrschaft,* Frankfurt/M.

Butler, Judith (1995), *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts,* Berlin.

Butler, Judith (2017), *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts,* Erstausgabe 1995, Frankfurt/M.

Clarke, Adele E. (2005), *Situational Analysis: Grounded Theory After the Postmodern Turn,* Thousand Oaks.

Clarke, Adele E./Friese, Carrie/Washburn, Rachel (2018), *Situational analysis: grounded theory after the interpretive turn, Second edition,* Los Angeles.

Dahl, Ulrika (2011), »Femme on Femme: Reflections on Collaborative Methods and Queer Femme-inist Ethnography«, in: *SQS–Suomen Queer-tutkimuksen Seuran lehti 5*, S. 1–22.

Dölling, Irene (2009), »Männliche Herrschaft (domination masculine)«, in: Gerhard Fröhlich (Hg.), *Bourdieu-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung,* Stuttgart, S. 172–178.

Dolata, Ulrich/Schrape, Jan-Felix (2013), *Zwischen Individuum und Organisation: neue kollektive Akteure und Handlungskonstellationen im Internet,* SOI Discussion Paper 2013 - 02.

Eckes, Thomas (2008), »Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen«, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie,* Wiesbaden, S. 171–182.

Engel, Antke (2002), *Wider die Eindeutigkeit: Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation,* Frankfurt/M.

Grahn, Sarah L. (2019), »Geschlechterdarstellung in sozialen Medien: Nähen, Kochen, Schminken«, in: *Die Zeit,* https://www.zeit.de/gesellschaft/2019-01/geschlechterdarstellung-soziale-medien-frauen-studie, letzter Zugriff: 29.01.2019.

Heselhaus, Herrad (2002), »Essentialismus«, in: Renate Kroll (Hg.), *Metzler-Lexikon Gender Studies, Geschlechterforschung: Ansätze – Personen – Grundbegriffe,* Springer, S. 87–89.

Jäger, Ulle/König, Tomke/Maihofer, Andrea (2013), »Pierre Bourdieu: Die Theorie männlicher Herrschaft als Schlussstein seiner Gesellschaftstheorie«, in: Heike Kahlert/Christine Weinbach (Hg.), *Zeitgenössische Gesellschaftstheorien und Genderforschung. Einladung zum Dialog,* Wiesbaden, S. 15–36.

Koppetsch, Cornelia (2000), »Die Verkörperung des schönen Selbst. Zur Statusrelevanz von Attraktivität«, in: *Körper und Status: Zur Soziologie der Attraktivität,* Konstanz, S. 99–124.

Lünenborg, Margreth/Maier, Tanja (2013), *Gender Media Studies: Eine Einführung,* Konstanz.

Maihofer, Andrea (1995*), Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz,* Frankfurt/M.

Maihofer, Andrea (2007), »Gender in Motion: Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze«, in: Dominique Grisard/Jana Häberlein/Anelis Kaiser/Sibylle Saxer (Hg.), *Gender in Motion: Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung,* Frankfurt, S. 281–315.

Maihofer, Andrea (2015), »Sozialisation und Geschlecht«, in: Klaus Hurrelmann (Hg.), *Handbuch Sozialisationsforschung, Pädagogik,* Weinheim, S. 630–659.

McRobbie, Angela (2009), T*he aftermath of feminism: gender, culture and social change,* Los Angeles/London.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2017), »JIM-Studie 2017. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland«, https://www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2017/JIM_2017.pdf, letzter Zugriff: 04.03.2019.

Prommer, Elizabeth/Wegener, Claudia/Linke, Christine/Hannemann, Mahelia (2019), »Weibliche Selbstinszenierung auf YouTube - Selbstermächtigung oder Normierung?«, https://malisastiftung.org/wp-content/uploads/YouTube-Studie.pdf, letzter Zugriff: 04.03.2019.

Reichert, Ramón (2013), *Die Macht der Vielen. Über den neuen Kult der digitalen Vernetzung,* Berlin.

Reichertz, Jo/Fromm, Bettina (2002), »›Zeig mir Dein Gesicht, zeig mir, wer Du wirklich bist‹ Masken des Authentischen oder: The Comeback of Public Man?« in: Martin K. W. Schweer/Christian Schicha/Jörg-Uwe Nieland (Hg.), *Das Private in der öffentlichen Kommunikation: Big Brother und die Folgen, Fiktion und Fiktionalisierung,* Köln, S. 77–104.

Richter, Susanne (2021), *Hallo Schönheiten! Performances und Aushandlungen von Weiblichkeit und ihrer Position in der Geschlechterordnung in der YouTube Beauty Community* (Arbeitstitel), Frankfurt/M. *(Im Erscheinen)*

Salheiser, Axel (2014), »Natürliche Daten: Dokumente«, in: Nina Baur/Jörg Blasius (Hg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung,* Wiesbaden, S. 813–827.

Schippers, Mimi (2007), »Recovering the feminine other: masculinity, femininity, and gender hegemony«, in: *Theory and Society 36,* S. 85–102.

Statista (2018), »Annual beauty-related content views on YouTube from 2009 to 2017 (in billions)«, https://www.statista.com/statistics/294655/youtube-monthly-beauty-content-views/, letzter Zugriff: 14.11.2018.

Thomas, William I./Thomas, Dorothy S. (1970), »Situations defined as real are real in their consequences«, in: Gregory P. Stone/Harvey A. Farberman (Hg.), *Social psychology through symbolic interaction,* S. 154–155.

Wolf, Naomi (1993), *Der Mythos Schönheit,* Reinbek.

YouTube Creator Academy. (o. J.), »Zehn Grundsätze für eine erfolgreiche Kreativstrategie - YouTube«, https://creatoracademy.youtube.com/page/lesson/creative-fundamentals-bootcamp?cid=great-content&hl=de#strategies-zippy-link-10, letzter Zugriff: 16.09.2019.

Quellen

Die aufgeführten *metrics* (Views, Abonnements, Bewertungen und Kommentare) geben den Stand zum jeweiligen Zugriffszeitpunkt wieder. Im Text sind die Videos als [Schlagwort] angegeben, die ihnen zugehörigen Kommentarfragmente fortlaufend als ([schlagwort]_K1), ([schlagwort]_K2). Die Nummerierung der Kommentare erfolgt in der Reihenfolge, in der sie im Text erscheinen. Die YouTuber_innen, ihre Kanalnamen und Videotitel sind in der Analyse aus forschungsethischen Erwägungen formal anonymisiert.

Schlagwort	Titel	YouTuber_in	Views	Bewertung (positiv/negativ)	Abonnements	Kommentare

morgen1	MEINE MORGEN ROUTINE Starten wir in den Tag!	Maxi (und Jette)	243.245	9.432 / 174	139.981	317
morgen2	Meine Morgenroutine 😁	Anna	19.380	163 / 1.374	296	177
silvester	SILVESTER – MAKEUP TUTORIAL	Hellen	436.644	26.005/ 201	685.511	1.687
schönheit	bin ich schön? bist du schön?	Anjali	392.210	306000 / 283	1.115.219	1.826

»Ich bin immer noch Ich« – Strategien der Selbstthematisierung in Coming-out-Videos auf YouTube

Eva Reuter und Karsten Spindler

»Im Abendland ist der Mensch ein Geständnistier geworden.«

Foucault 1983: 63

Coming-out of the Digital Closet

Die Praxis des Coming-out[1] erscheint seit den 2000er Jahren als eine relevante Form der Selbstthematisierung sowie als Ausdruck der zunehmenden Liberalisierung und Pluralisierung gesellschaftlicher Strukturen[2] (vgl. Plaß 2017: 164). Videos zum eigenen Coming-out, so der Sexualwissenschaftler Sigusch (2016: 40), gehören zum festen Bestandteil aktueller Verhandlungen von Begehren und sexuellen Praktiken. Diese Art der (medialen) Selbstinszenierung, Selbstpreisgabe und Selbsterfindung sei typisch für die aktuelle gesellschaftliche Transformation des Sexuellen, die sich als ›neosexuelle Revolution‹ bezeichnen lasse (vgl. ebd.: 184). Damit umschreibt Sigusch neben

1 Ein aktuelleres Verständnis davon, was Coming-out ist, findet sich bei Schomers (2018: 165), die diesen Akt als Prozess beschreibt, der »[…] sich in mehreren Stufen [vollzieht], die nicht zwangsläufig gradlinig aufeinander folgen«. Dazu verweist sie auf die innere (innerpsychische Vorgänge und die eigene Bewusstwerdung) und die äußere (darüber vor anderen Menschen sprechen) Dimension eines Coming-out (vgl. ebd.: 165). Sie versteht das Coming-out letztlich als »prozesshaftes Ritual des Sprechens und damit als positive Figur innerhalb eines komplexen Einschränkungssystems. Coming-out ist kein einmaliges Ereignis, sondern kann als kontinuierlicher Prozess im Leben […] interpretiert werden, da es immer wieder zu Situationen kommt, in denen Sexualität thematisiert wird und somit Re-Outings notwendig werden« (ebd.: 166).

2 Als Beispiele wären die Einführung der ›Ehe für Alle‹, Rehabilitierung und Entschädigungszahlungen für Betroffene des Paragraphen 175 oder medial breit rezipierte ›Outings‹ von Künstler_innen, Politiker_innen oder anderen, in der Öffentlichkeit stehen Personen zu nennen.

den Transformationen auch die Umbrüche und Umwertungen im Umgang mit Begehren und sexuellen Praktiken[3] seit den achtziger und neunziger Jahren hinsichtlich der Möglichkeitsräume zur Ausgestaltung, Differenzierung und Organisation des eigenen Begehrens (vgl. Sigusch 2019: 164–167).

Vor allem für Jugendliche und junge Erwachsene[4] ist die Auseinandersetzung mit Fragen hinsichtlich ihres Begehrens – auch mit Blick auf Zugehörigkeit und Anerkennung – von großer Bedeutung (vgl. Kleiner 2015: 30). Die Adoleszenz stellt eine Lebensphase dar, in der die Erfassung von Welt- und Selbstverhältnissen neu ausgehandelt wird. Jugendliche und junge Erwachsene stehen dabei vor der Herausforderung, eigenständig auszuloten, wie sie sich innerhalb der Veränderungen und Umbrüche (wie zum Beispiel dem Zerfall von Sinnwelten und der Pluralisierung und Vervielfältigung von sozialen Welten) postmoderner Gesellschaften positionieren möchten (und können). Gegenwärtige Debatten konstatieren, dass dieser Prozess einerseits verbunden ist mit Schwierigkeiten und Chancen und andererseits primär ein privates Projekt geworden ist (vgl. Eickelpasch/Rademacher 2004: 10–11). Das Coming-out scheint in diesem Kontext nach wie vor eine wichtige Praxis zu sein. Kleiner erfasst ein Coming-Out für einige Jugendliche gar als eine

»Bewältigungsstrategie, mit der sie [die Jugendlichen, Anm. der Verf.] versuchen, im Rahmen heteronormativer Verhältnisse für sich und andere sozial verständlich bzw. lesbar zu werden« (2015: 36).

Die aus dem Englischen übernommene Redewendung markiert einerseits eine Positionierung und antizipierte Abweichung im sozialen Gefüge. Andererseits sind es die gesellschaftlichen sowie politischen Diskurse über die Vielfalt sexuellen Begehrens, die damit verbundenen gesetzlichen Wandlungen und ebenso die Gefahr einer Rückwärtsrolle hin zu konservativen und antifeministischen Wertvorstellungen, vor deren Horizont sich die Jugendlichen mit ihrem Coming-out positionieren (müssen).

Während ein Coming-out primär noch immer in analogen Kontexten stattfindet, gewinnen Social-Media-Plattformen wie Facebook, Instagram

---

3 Beispielhaft zu nennen wären hier u.a. die steigende Kommerzialisierung und Mediatisierung von Sex, Liebe und Begehren oder die Diversifikation von Familienverhältnissen (vgl. Sigusch 2019: 167–183).

4 Als Jugendliche und junge Erwachsene werden im vorliegenden Beitrag jene Personen bezeichnet, die sich zwischen dem 12. und 30. Lebensjahr befinden (vgl. Hurrelmann 2016: 44–47).

und YouTube[5] vermehrt an Bedeutung. Dass sich Jugendliche und junge Erwachsene zunehmend dazu entscheiden, auch in digitalen Räumen über ihr Begehren zu sprechen und sich dort vor den Zuschauenden zu ›outen‹ und von ihren Erfahrungen, Eindrücken und Erlebnissen zum Coming-out zu berichten, überrascht kaum. Studien zum Medienverhalten zeigen deutlich den Stellenwert von YouTube im jugendlichen Alltag: So nutzen 90 Prozent der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen (im Alter zwischen 12 und 19 Jahren) die Seite mehrmals pro Woche und davon 64 Prozent sogar täglich (vgl. JIM 2018: 48).[6] Damit zählt YouTube zur beliebtesten und wichtigsten Videoplattform für diese Altersgruppen und nimmt eine zentrale Stellung in deren Freizeitgestaltung ein. Die von Nutzer_innen für YouTube erstellten Inhalte, sogenannte Video-Eigenproduktionen, lassen sich als komplexe[7] audiovisuelle Selbstzeugnisse verstehen, in denen sich Jugendliche unter Bezug auf ihr sexuelles Begehren (sowie häufig auf weitere Identitätsdimensionen) artikulieren.

Vor dem Hintergrund der zuvor genannten gesellschaftlichen Zusammenhänge ergeben sich drei Fragen, denen im Rahmen des vorliegenden Beitrags nachgegangen wird: Auf welche Weise thematisieren Jugendliche und junge Erwachsene ihr Coming-out auf YouTube? Welche Narrative werden aufgerufen und wie lassen sich diese diskursiv verorten? Zur Annäherung an diese Fragen wird im folgenden Abschnitt zunächst das Coming-out als eine Praxis betrachtet und damit der theoretische Rahmen für die Untersuchung gesetzt. In Abschnitt drei stehen die Vorstellung des metho-

---

5 YouTube ist nicht nur eine partizipative Videoplattform, auf der Nutzer_innen-generierte Inhalte sowohl eingestellt als auch angesehen werden können, sondern ebenso ein soziales Netzwerk, auch Social Video genannt, da es (nach vorheriger Registrierung) Funktionen zum Kommentieren, zur Bewertung via Likes (›Daumen hoch‹) und Dislikes (›Daumen runter‹) sowie das Abonnement von Kanälen und die Zusammenstellung eines persönlichen Feeds anbietet.

6 Laut JIM-Studie (vgl. 2018: 6) verfügen 99 Prozent der Jugendlichen und jungen Erwachsenen über ein Smartphone, 98 Prozent über einen Computer bzw. Laptop und ebenso viele über einen Internetzugang. Die tägliche Beschäftigung mit Medien, wozu das Internet allgemein (91 Prozent), die Benutzung des Smartphones (94 Prozent) sowie Musikhören (84 Prozent) und Online-Videos (65 Prozent) gehören, nimmt einen großen Stellenwert in der Freizeitgestaltung von Jugendlichen ein (vgl. JIM 2018: 13).

7 Das Format der Video-Eigenproduktion ist insofern als komplex zu verstehen, als in diesem verbale und non-verbale Ausdrucksformen, Stimmungen und Inhalte im Zusammenspiel von Bewegtbild, Musik und Sprechen zusammenkommen (vgl. Niesyto 2018), ein hoher Grad an Intertextualität und Crossmedia-Praxis herrscht und somit auf spezifische Weise Lebenswelten und Lebensarrangements artikuliert werden.

dischen Vorgehens sowie ein Überblick zum Videomaterial im Vordergrund, das sodann im vierten Abschnitt hinsichtlich der Schwerpunkte Gestaltung und narrativer Ablauf untersucht wird. In Abschnitt fünf werden die Ergebnisse der Untersuchung auf die Frage hin diskutiert, inwiefern die mediale Selbstthematisierung des sexuellen Begehrens zur (De-)Stabilisierung der heteronormativen Wissensordnung beiträgt. Daran knüpft das Fazit an, in dem die wesentlichen Erkenntnisse des vorliegenden Beitrags abschließend zusammengefasst sind.

Coming-out als Praxis

Ein Sprechen über Begehren, zum Beispiel die Thematisierung des eigenen Coming-out, verleiht einer spezifischen, kollektiven Wissensordnung Ausdruck. Es braucht gemeinsame Sinnzusammenhänge und Begrifflichkeiten, Referenzsysteme und Klassifikationen, um dazu und darüber sprechen zu können. Das Coming-out lässt sich als eine Praxis in mehrfacher Hinsicht begreifen: Im Sprechen wird damit nicht nur ein So-und-nicht-anders-sein (›Ich bin …‹) konstatiert, sondern auch mittels der performativen Wirkung der Sprechhandlung Realität konstruiert (vgl. Austin 1962). Mit der Thematisierung des eigenen Begehrens wird sich auf eine besondere Weise exponiert. So zeugt das Coming-out von einem spezifischen Verhältnis sich selbst und der umgebenden sozialen Welt gegenüber – womit ein Akt der Selbstbestimmung verbunden ist. Nicht zuletzt lässt sich das Coming-out als eine Wissenspraxis verstehen, mit der wiederum normative und normierende Setzungen verbunden sind und die, analytisch betrachtet, Aufschluss über soziale Verhältnisse und die darin eingelassenen Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen (vgl. Bourdieu 1987: 116–117) gibt. Die Entstehung und Fortschreibung dieses Wissens sind wiederum eingebunden in soziale und historische Gegebenheiten. Durch stetige Wiederholungen entstehen wirkmächtige Verdichtungen und wirkungsvolle Machtbeziehungen. Foucault (1983) spricht in diesem Zusammenhang von sogenannten Dispositiven. Die Praxis des Coming-out steht dabei nicht lediglich als isolierter Moment für sich, sondern ist eingebettet in gesellschaftliche Verhältnisse. Dabei wirken gleichsam normative und normierende Mechanismen auf diese Verhältnisse ein. Für Foucault ist ein Sprechen über Begehren stets eingebunden in

gesellschaftliche Verhältnisse und Regelwerke, die ihrerseits von einer spezifischen Wissensordnung gerahmt werden. Eine zentrale Strategie für die Diskursivierung von Begehren war und ist nach wie vor die Praxis des Geständnisses. Bereits die Menschen des 18. Jahrhunderts erzählten und gestanden (mal freiwillig, mal unter Zwang) ihre Gefühle, Lüste und Gedanken über ihren Sex. So entstanden Sammlungen von biographischen Schriftstücken, die in aller Ausführlichkeit von sexuellen Abenteuern, Vorlieben und Abneigungen berichteten (ebd.: 66). Begehren und sexuelle Praktiken wurden Gegenstand wissenschaftlicher, rechtlicher und medizinischer – das heißt öffentlicher – Auseinandersetzungen. Ein signifikanter Effekt daraus, der bis heute nachwirkt, ist die Entstehung des Narrativs, das dem eigenen Begehren und den präferierten, sexuellen Praktiken eine subjektivierende Wirkung zugesprochen wird. Foucault hält dazu fest: »Der Homosexuelle des 19. Jahrhunderts ist zu einer Persönlichkeit geworden, die über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt. Nichts von all dem, was er ist, entrinnt seiner Sexualität.« (ebd.: 47) Die sexuelle Praktik, also die Handlung, geriet demnach immer weiter aus dem Blick der Analysen und Beobachtungen. Fragen nach der Persönlichkeit und der (Lebens-)Geschichte des Menschen rückten dafür in den Fokus, mit dem Verdacht, dass diese unmittelbar mit der Ausgestaltung der sexuellen Präferenzen und dem Begehren zusammenhingen und sich daraus eine ganz spezifische ›Identität‹ ableiten ließe.

Mit Blick auf Begehren ist hier vor allem das Konzept der Heteronormativität (vgl. Butler 1991) zu nennen, innerhalb dessen die oben skizzierten Mechanismen verhandelt werden. Butlers Modell der heteronormativen Matrix erfasst den gesellschaftlichen Rahmen, in dem Coming-out-Praxen stattfinden. In dieser hegemonialen Vorstellung sind Geschlecht und Begehren vordiskursive Instanzen, womit vermeintlich naturhafte und somit feststehende Identitätspositionen begründet werden. Dabei stellt ein heterosexuelles Begehren zunächst die unhinterfragte Norm und Erwartung dar. Daraus ergibt sich nicht nur ein machtvolles Ordnungssystem für sexuelle und geschlechtliche Positionen, sondern ebenso der Deutungs- und Definitionsrahmen dafür, was sich abseits normativer und normierender Verhältnisse abspielt. Dabei sind dichotome Logiken von zentraler Bedeutung: Männlichkeit definiert sich durch die Abgrenzung von Weiblichkeit, das heterosexuelle Subjekt durch die Abgrenzung vom homosexuellen Subjekt – kurzum, beide stehen in einem dialektischen Verhältnis zueinander. Dazu

durchzieht die Konstruktion einer vordiskursiven Naturhaftigkeit die wirkungsmächtigen Reglementierungen, nach denen Geschlecht und Begehren organisiert sind. Um diese vermeintliche Naturhaftigkeit aufrecht zu erhalten, werden als weiblich beziehungsweise als homosexuell markierte Subjektpositionen benötigt, die in diesem System allerdings unterdrückt und abgewertet werden (während als männlich beziehungsweise heterosexuell markierte Positionen privilegiert werden). Institutionell sichern Konzepte wie die bürgerliche Kleinfamilie oder die Ehe die hegemoniale Position heterosexueller Lebensentwürfe ab. Heterosexuelles Begehren und die damit verbundenen Praktiken werden (z.B. durch Erziehung und Sozialisation) als Norm in Gesellschaft und Subjekt eingeschrieben, während die Konstruktionsmechanismen eben dieser Norm wirkmächtig von vermeintlichen Natürlichkeits- und Reproduktionsnarrativen verdeckt werden. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Praxis des Coming-out als Versuch zur Emanzipation und der Sichtbarmachung nicht heterosexueller Subjektpositionen begreifen.

Methodisches Vorgehen

Für eine explorative Analyse von Video-Eigenproduktionen zum Coming-out wird ein rekonstruierend-vergleichendes Fallstudien-Design (*cross-case study*[8]) genutzt (vgl. Eisenhardt 1989; Yin 2003; Stake 2005), das mit methodischen Überlegungen und Strategien aus der Qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring 2015; Schreier 2014), Wissenssoziologischen Videohermeneutik (vgl. Raab/Stanisavljevic 2018) sowie der Netnography (vgl. Kozinets 2010) angereichert wird. Ziel des Fallstudien-Vergleichs ist es, möglichst detailliert und umfassend zu rekonstruieren, wie sich die Jugendlichen und jungen Erwachsenen in ihren Videos selbst thematisieren. Dabei stehen die Fragen nach dem ›Was‹, ›Wie‹ und ›Warum‹ im Vordergrund:

8 Das Fallstudien-Design fristet eher ein randständiges Dasein im Kanon empirischer Sozialforschung. Für eine vertiefende Diskussion zur Forschungsstrategie siehe Gerring (2007), Stake (2005), Yin (2003), Eisenhardt (1989), Eisenhardt (1991) sowie für eine Einlassung zu diversen Ansätzen siehe Ridder (2017). Die Anwendung eines Fallstudien-Designs skizziert u.a. Döring (2015).

»Case studies are the […] strategy when ›how‹ or ›why‹ questions are being posed, when […] the focus is on a contemporary phenomenon within some real-life context« (Yin 2003: 1).

Im Folgenden wird die Methode in vier Schritten knapp vorgestellt.
(1) Das Erkunden der Coming-out-Videos – nachfolgend Fälle genannt – beginnt mit der Annäherung an den zu untersuchenden Gegenstand, dem Aufschließen des Untersuchungsfeldes und dem damit verbundenen Ableiten eines Orientierungsrasters, um vielversprechende Videos für die Materialsammlung zu identifizieren (zur Materialbesprechung siehe unten). (2) Im zweiten Schritt erfolgt die systematische Betrachtung des empirischen Materials (zunächst mit einer *within-* und danach einer *cross-case* Perspektive). Zur Systematisierung der Betrachtung wurden vier Kriterien herangezogen, die im Rahmen der ersten Sichtung der Videos erarbeitet und sukzessive erweitert wurden: a. Ablauf, b. Bezugsräume (u.a. Familie und Freund_innen, Institutionen, eigene Biographie, Zuschauer_innen), c. Themen (zum Beispiel Gründe für das Coming-out, biographische Erklärungen sowie theoretische Verweise) sowie d. Struktur und Aufbau des Videos (wie Spannungsbogen, Setting, Hintergrundmusik, Kameraschnitte und -perspektive). In der Betrachtung werden erste Deutungen, Kategorien und Typisierungen mit Hilfe eines im Laufe der Materialbeschau erstellten Kodierungs- und Ordnungssystems formuliert. Dieser Schritt ist durch ein iterativ ineinander verschränkendes ›Vor und Zurück‹ zwischen Material und ersten Formulierungen im Sinne der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1967; Lamnek 2010: 90) geprägt. Mögliche Deutungslücken sollen so identifiziert und getilgt werden. (3) Drittens, aus den gewonnenen Befunden werden konzeptionell-empirische Verdichtungen angefertigt, anhand derer sich einerseits eine systematisierte Typologie bzw. Kategorisierung und andererseits verallgemeinerbare Mechanismen aufzeigen lassen. Gleichsam fungieren diese Verdichtungen auch als möglicher Ausgangspunkt für empirisch begründete Hypothesen- und Theoriebildung. (4) In einem abschließenden Schritt werden die Ergebnisse sozialwissenschaftlich eingeordnet und einer diskurstheoretischen Betrachtung unterzogen.

Für die initiale Suchanfrage auf YouTube wurden die Schlüsselwörter ›mein‹ und ›Coming-out‹ gewählt. Da der Begriff ›Coming-out‹ in Sprachen abseits des Englischen ebenso üblich ist, der Fokus der Analyse jedoch exklusiv auf deutschsprachigem Material liegt, wurde das Possessivpronomen ›mein‹ zur sprachlich eindeutigen Markierung vorangestellt. Einbezogen wurden sowohl die Ergebnisse dieser Suchanfrage als auch die via YouTube-

Algorithmus unterbreiteten, inhaltlich passenden Videoempfehlungen. Zur Eingrenzung der Suchanfrage wurden lediglich Video-Eigenproduktionen ausgewählt, die deutschsprachig sind, deren Veröffentlichung zwischen 2010 und 2020 liegt, die im Durchschnitt 7 Minuten Videolänge nicht überschreiten sowie das persönliche Coming-out thematisieren. Anhand der genannten Kriterien wurden zunächst 87 Videos identifiziert, die inhaltlich in vier Kategorien unterteilt wurden. Wesentlich für die Kategorisierung war, ob sich die YouTuber_innen mit dem Video ›outen‹ (was für 33 Videos der Fall ist), das Coming-out bereits stattgefunden hat und in Form von FAQ, Storytime (biographische Anekdoten und Erzählungen) und/oder Tipps & Tricks darauf Bezug genommen wird (was auf 44 Videos zutrifft) oder es sich um Parodien wie zum Beispiel einem ›Outing als Hetero‹ (10 Videos) oder Solidaritätsbekundungen (3 Videos) handelt. Für eine zweite Sichtung wurden ausschließlich Videos der ersten Kategorie herangezogen, von denen letztlich 19 genauer untersucht worden sind. Ausschlaggebend für die endgültige Auswahl war erstens ein Coming-out zum sexuellen Begehren sowie zweitens die Zugehörigkeit zur Gruppe der Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen. Bei der Zusammenstellung des Videomaterials wurde auf minimale und maximale Kontraste gemäß der Grounded Theory (vgl. Glaser/Strauss 1967) geachtet.

In den 19 Videos positionieren sich die YouTuber_innen als ›homosexuell‹, ›lesbisch‹, ›schwul‹, ›gay‹, ›bisexuell‹, ›asexuell‹, ›demiromantisch‹ oder sie artikulieren, dass sie ›Menschen begehren‹ und das ›Geschlecht egal‹ sei.[9] In der Materialsammlung (siehe Tab. 1) finden sich außerdem kaum bis aufwändig produzierte Inhalte,[10] Videos mit geringen (40) und hohen (6 Millionen) Klickzahlen, YouTuber_innen mit wenigen (zwei) und vielen (1.8 Millionen) Abonnent_innen sowie Videos, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten eingestellt, mit einer spezifischen Kategorien (wie zum Beispiel Menschen & Blogs, Unterhaltung oder Gaming) und wahlweise mit oder ohne Inhaltstext veröffentlicht wurden.

---

9 Die aufgeführten Positionierungen sind von den YouTuber_innen gewählte Selbstbeschreibungen für ihr sexuelles Begehren.

10 YouTube wurde 2005 gegründete und zielte zunächst auf das unkomplizierte Teilen von Videos ab. Mittlerweile ist YouTube eine Unterhaltungsplattform, die sich insbesondere durch einen hohen Grad an professionell und kommerziell produzierten Inhalten auszeichnet und mit der sich durch Produktplatzierung, integrierte Werbung sowie Affilliate-Marketing (Kooperationen zwischen YouTuber_innen und Unternehmen) sogar Geld verdienen lässt (vgl. Döring 2015: 111).

Tab. 1 – Materialsammlung

Nr.	Positionierung zum sex. Begehren	Aufrufe	Kanal-Abos	Likes	Dislikes	Kategorie
1	Bisexuell	4.217	516	314	1	Menschen & Blogs
2	Schwul	18.998	597	449	26	Menschen & Blogs
3	Lesbisch	5.951.317	1.880.000	416.427	26.012	Unterhaltung
4	Gay	35.445	3.170	1.752	29	Menschen & Blogs
5	Bisexuell	625	850	37	3	Nachrichten & Politik
6	Menschen (steht auf Frauen)	13.345	6.990	1.052	21	Menschen & Blogs
7	Frauen	1.877	78	79	0	Menschen & Blogs
8	Menschen, homosexuell	6.172	6.190	384	33	Gaming
9	Asexuell, Demiroman-tisch	244	3	6	4	Menschen & Blogs
10	Bi	316	68	10	3	Unterhaltung
11	Menschen (Geschlecht egal)	47.774	26.300	1.006	190	Bildung
12	Schwul, Gay-lord	60.258	12.000	1.712	247	Praktische Tipps & Sty-ling
13	Schwul	188	69	18	6	Gaming
14	Asexuell, Aromantisch	11.079	13.500	672	20	Musik

15	Schwul	199	33	23	2	Menschen & Blogs
16	Lesbisch	208	2	3	2	Menschen & Blogs
17	Bisexuell	370	56	10	11	Menschen & Blogs
18	Asexuell, Hetero	283	0	14	2	Menschen & Blogs
19	Schwul	40	33	1	0	Menschen & Blogs

Eine Besonderheit und vor allem Stärke des erhobenen Videomaterials ist es, dass sich darin, konturiert durch die Artikulation eines besonderen Selbstzeugnisses, nämlich des Coming-out, eine spezifische Form der Selbstdokumentation finden lässt, welche die beforschten YouTuber_innen freiwillig und in ihrem eigenen Umfeld vornehmen. Die untersuchten Coming-out-Videos sind öffentlich und frei zugänglich. Gerade weil es sich um Video-Eigenproduktionen von Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit hohem biographischen Selbstbezug handelt, die intime Einblicke in die Gedanken- und Gefühlswelt der YouTuber_innen gewähren und sich damit auf besondere Weise vulnerabel machen, ist auf die Einhaltung forschungsethischer und datenschutzrechtlicher Standards in besonderer Weise zu achten. Alle untersuchten Videos wurden anonymisiert, d.h. personenbezogene bzw. personenbeziehbare (Meta-)Daten, wie zum Beispiel Videotitel, Kanalname und -beschreibung wurden hierfür getilgt.

Auswertung

Ausgehend von dem im Methodenabschnitt dargelegten Analyseraster und den darin beschriebenen Kriterien lassen sich die Ergebnisse der Untersuchung unter den Schwerpunkten Gestaltung und Narrativer Ablauf zusammenfassen.

Gestaltung

A. Ästhetik: Die Videos ähneln sich im visuellen Aufbau. Oft blicken die Erzählenden frontal in die Kamera, wobei sie häufig eine sitzende Position einnehmen. Die Einstellungsgröße der Kamera ist bei der Mehrzahl der Videos so gewählt, dass Kopf und Oberkörper zu sehen sind (halbnahe bis nahe Einstellungsgröße). In einigen wenigen Ausnahmen sitzen die YouTuber_innen mit größerer Entfernung vor der Kamera, so dass ihr gesamter Körper zu sehen ist. Die Hintergründe sind unauffällig gestaltet und es handelt sich bei den Videos um Aufnahmen, die vermutlich in den privaten Räumen gemacht wurden. Die Ausnahme bilden zwei Videos, in denen die Sprechenden sich beim Laufen im Freien filmen. Sofern Musik genutzt wird, läuft diese oft leise im Hintergrund während der gesamten Aufnahme mit. Die Videos bedienen sich einer *One-Shot*-Ästhetik (d.h. es gibt keine signifikanten Wechsel der Kameraposition). Hauptsächlich sind es kurze Schnitte, mit denen vermutlich Redundanzen oder längere Pausen beim Sprechen herausgenommen wurden, was letztlich den Eindruck einer kohärenten Erzählung erzeugt bzw. verstärkt. Nur wenige Videos sind stärker bearbeitet, wozu kurze Einspielungen von Musikvideos und Memes genauso wie Screenshots von Kommentaren zählen.

B. Struktur: Der Spannungsbogen und die Struktur der Erzählungen gleichen sich bei allen Videos stark. Nach einer kurzen Begrüßung und Einleitung erfolgt zunächst eine konkrete Geständnisäußerung zum sexuellen Begehren (als ›gay‹, ›schwul‹, ›lesbisch‹, ›asexuell‹, siehe Tabelle 1), bevor anschließend ausgeführt wird, wie die Sprechenden sich anderen Personen aus ihrem Umfeld gegenüber geoutet haben. Sie rekonstruieren verschiedene Coming-out-Momente, häufig verbunden mit biographischen Informationen aus der Kindheit bis in die Gegenwart. Abschließend äußern beinahe alle Sprechenden Worte der Bestärkung, die sich an ihre Zuschauenden richten. Ebenfalls wird diesen das Angebot unterbreitet, ihre Erfahrungen und Fragen im Kommentarbereich mitzuteilen.

C. Adressierung und Zielgruppe: Mit Blick auf den weiteren Inhalt der Kanäle fällt auf, dass die Coming-out-Videos häufig jene mit den höchsten Klickzahlen und den meisten Kommentaren im Vergleich zum restlichen Inhalt darstellen. Ferner variieren die Titel der Videos nur leicht und bedienen sich oft des gleichen Schemas, sodass bei der Suche bereits deutlich wird, welcher Inhalt die Zuschauenden erwartet. ›Mein Coming Out‹, ›Coming Out Geschichte‹ oder auch ›Ich bin […]‹ finden sich darunter häufig.

Dabei erfährt der Begriff Coming-out eine zentrale Platzierung und wird oft in Großbuchstaben hervorgehoben. In einigen Titeln finden sich Zusätze wie ›plus eure Fragen‹ oder verschiedene Symbole wie die Regenbogenflagge oder sonstige Emojis. Für einige Videos wurden inhaltliche Beschreibungen angefertigt. Oft erfolgt dort eine kurze Zusammenfassung des Videoinhalts und zur eigenen Person, dazu einleitende Sätze wie »Das wird sehr persönlich«, »Wie ist es mir in letzter Zeit ergangen« oder auch mit der Frage »Was war los mit mir?«. In einigen Fällen werden noch cross-mediale Referenzen zu Facebook, Twitter und/oder Instagram gesetzt. Das Angebot, die Kommentarfunktion für (Rück-)Fragen zu nutzen, ist ebenfalls oft Inhalt der Videobeschreibung.

Narrativer Ablauf

Von der Begrüßung über die Selbstthematisierung bis hin zu biographischen Einblicken oder bezogen auf Strategien zur Normalisierung und abschließenden Formeln bedienen sich alle YouTuber_innen in ihren Videos Themen und Narrativen, die in der sequentiellen und inhaltlichen Struktur als kongruent zu betrachten sind.

A. Selbstthematisierung & Offenbarung: Nach einer kurzen Begrüßung markiert die konkrete Offenbarungsäußerung den Einstieg in die eigentliche Erzählung. Vereinzelt wird die Offenbarung mit einer vorbereitenden sprachlichen Geste eingeleitet: »Ich habe etwas zu sagen« (YT1), »Ich habe ein lebenslanges Geheimnis« (YT3) oder »Ich habe heute ein spezielles Thema für euch« (YT8). Die Sprechenden positionieren sich im Modus »Ich bin« als ›homosexuell‹, ›lesbisch‹, ›schwul‹, ›gay‹, ›bisexuell‹, usw. (siehe Tabelle 1). Vorbereitend oder begleitend wird dabei oft auf den Videotitel verwiesen, der als Vorabinformation bereits auf die Selbstoffenbarung hindeutet und diese (im Prinzip) vorwegnimmt. Teilweise äußern die Sprechenden unmittelbar vor der Selbstpositionierung auch Gefühle der Unsicherheit und Angst davor, sich in den nächsten Minuten vor den Zuschauenden zu exponieren.

B. Biographische Fahndung: Die anschließende Erzählung bedient sich wiederkehrender Elemente: Im Rückgriff auf biographische Verläufe, die teilweise bis in die Kindheit zurückgeführt werden, wird das eigene Begehren zunächst als Erschütterung oder Irritation der bis dahin nicht in Frage

gestellten ›Normalität‹ dargestellt, was zu Unsicherheiten, Ängsten und intensiven Phasen der prüfenden Selbstreflexion geführt hat. Oft genannt wird ein bereits in der Kindheit vorhandenes Gefühl (bzw. Wissen), sich hinsichtlich des Begehrens von Bekannten, Mitschüler_innen oder Freund_innen zu unterscheiden. Ein YouTuber drückt es wie folgt aus:

»Das eigene Coming-out hatte ich relativ früh [...] denn ich habe schon früher gemerkt, dass das männliche Geschlecht mich eher anzog als das weibliche [...] und zwar war ich dort circa acht Jahre.« (YT2)

Dieses Differenzerleben setzte sich in der Jugend fort und wurde teilweise – je nach gegenwärtigem Alter – bis ins Leben als junge erwachsene Person empfunden. In einem Video wird es als ›roter Faden‹ beschrieben, der sich durch das bisherige Leben gezogen hat. Dabei wurde das eigene Begehren häufig als ›Geheimnis‹ empfunden, als eine Art Last, die mit sich herumgetragen wurde. Die Erzählelemente werden dabei affektiv aufgeladen mit vergleichsweise ausführlichen und konkreten Beschreibungen der empfundenen Emotionen. Wurde es als nötig eingeschätzt, das Begehren und damit verbundene Praktiken im Geheimen zu halten (primär vor Familie und Gleichaltrigen), beschreiben die Sprechenden diese Erfahrungen als leidvoll und belastend. Damit rahmen sie ihr Begehren selbst als etwas Abweichendes, etwas, das immer noch als nicht-sagbar verhandelt wird.

C. Erlösung & Befreiung: Nach den biographischen Ausführungen und dem ›inneren‹ Gewahrwerden ist es ein Empfinden großer Erleichterung, das von den YouTuber_innen benannt wird. Als erste Instanz für Gespräche zum Coming-out fungierten oft Geschwister, beste Freund_innen oder Mütter (auffällig häufig wird angeführt, dass erst nachträglich und verspätet mit den Vätern gesprochen worden ist). Antizipierte Unsicherheit und Angst vor derartigen Unterhaltungen werden hier oft als Empfindungen benannt: »weil es immer wieder schwer ist für mich, das jemanden zu sagen und zu hoffen, dass die Person mich akzeptiert und mich weiterhin liebt« (YT1). Offenes und häufiges Sprechen über das eigene Coming-out wird in diesem Zusammenhang in vielen Videos als hilfreiche und wichtige Strategie skizziert, welches gleichsam Erleichterung und Akzeptanz verspricht. Die berichteten Reaktionen von Familienangehörigen und Freund_innen werden als primär positiv und bestärkend dargestellt – hierzu zählen insbesondere Lob, Stolz und Zuspruch.

D. Normalisierung: Anschließend – und das markiert zumeist den Wendepunkt der Erzählung – bedienen sich die YouTuber_innen spezifischen Strategien der Normalisierung, indem beispielsweise betont wird, dass sich

durch ihr Coming-out nichts an ihrer Person ändere (»Ich bin noch immer der Gleiche und habe nur eine andere Sexualität«, YT16) oder eine Position abseits heterosexueller Konzepte nicht verwerflich, sonderbar oder gar ›unnormal‹ sei. Innerhalb der Erzählungen über die Gespräche mit den Bezugspersonen nutzen einige der YouTuber_innen Argumentationslinien wie beispielsweise die Referenz auf eine Naturhaftigkeit von Begehren (»Man ist es einfach«, YT14) oder die vermeintlich signifikante Bedeutung der inneren und äußeren Akzeptanz des Begehrens für die Konstruktion dessen, was zumeist als Identität bezeichnet wird. Betont wird, dass auch ihr Begehren ebenso ›normal‹ sei, und es keinen Unterschied mache, wen man begehrt oder liebt. Das eigene sexuelle Begehren sei etwas ganz ›Natürliches‹. Während der gesamten Erzählung referieren die Sprechenden zudem auf eine Idee von Begehren, die dieses als etwas Feststehendes und Vordiskursives erfasst. Als eine Art naturhaftes Schicksal, welches sich niemand aussuchen kann, womit teilweise ein Appell für Akzeptanz an ihre Umwelt verbunden ist. Darüber hinaus bewegen sich die Äußerungen entlang hegemonialer Begrifflichkeiten. Es gibt hier kaum Abweichungen oder Ausbrüche. Hinzu kommt, dass Begehren abseits heteronormativer Vorstellungen als spezifisches Wissensfeld konstruiert wird. Viele beklagen in ihren Videos einen Mangel an ›Wissen‹, sehen großen ›Aufklärungsbedarf‹ und berichten gleichzeitig davon, dass sie selbst im Internet nach ›Informationen‹ zu dem Themenfeld recherchiert haben.

E. Bestärkung & *Community Building*: Worte der Bestärkung und Ermutigung an die Zuschauenden runden die Erzählungen zumeist ab, ebenso wie das Angebot, Fragen zu stellen oder eigene Erfahrungen in der Kommentarspalte zu teilen. Der Kommentarbereich wird damit zum kollektiven Erfahrungsraum ausgerufen, in dem die Zuschauer_innen dazu aufgefordert werden, von ihrem eigenen Coming-out zu berichten. Sofern eine Erklärung dazu folgt, wieso sich für ein digitales Coming-out entschieden wurde, gibt es zwei wesentliche Narrative: Entweder wird erneut auf die Bestärkung und die Ermutigung von Zuschauenden verwiesen, ebenfalls mit nahestehenden Personen zu sprechen (»Wenn es Leuten hilft, ist es das wert«, YT10) und sich solidarisch zu zeigen und betreffende Personen zu unterstützen. Oder die YouTube-›Community‹ wurde als weitere wichtige Instanz adressiert, die über das Begehren informiert werden und mit denen das Wissen darüber geteilt werden soll (YT3).

Diskussion

Im Vergleich zu analogen Kontexten ergeben sich bei Coming-out-Äußerungen im Internet Besonderheiten. Die Video-Eigenproduktionen werden öffentlich für alle Nutzer_innen zur Verfügung gestellt. Abhängig von der Abonnent_innenzahl, der Kanalreichweite und der Verbreitung des Videos wird eine unbekannte Menge an Zuschauenden angesprochen. Diese unbekannte Masse wirkt in ihrer vermeintlichen Anwesenheit fast schon kontrastiv zu der oft intimen und teilweise andächtig inszenierten Stimmung in den Videos. Mit der Veröffentlichung des Videos wird eine große Öffentlichkeit adressiert und dennoch wird direkt oder indirekt zu einer (oft nicht näher definierten) Community gesprochen, zu Menschen also, die möglicherweise ähnliche Erfahrungen gemacht haben, zu potentiellen Mitstreiter_innen und Verbündeten, auf deren Unterstützung und Anteilnahme gehofft wird, oder auch Zuschauenden, die in den Videos Unterhaltung suchen. Die YouTuber_innen können kaum kontrollieren, wer ihre Inhalte konsumiert und wie mit diesen weiter umgegangen wird. Lediglich die Kommentarfunktion (sofern aktiviert) bietet in einem eingeschränkten Rahmen die Möglichkeit mit den Zuschauenden zu interagieren. Somit ergibt sich eine signifikante Verschiebung: Nicht nur mit Blick auf die (technische) Gestalt des Coming-out, sondern auch der physische Ort des Sprechens über Begehren verlagert sich von primär privaten bzw. teil-öffentlichen Räumen (Familie, Freundeskreis, Bildungseinrichtung, Arbeitsstelle u.Ä.) hin zu Social-Media-Plattformen wie YouTube, die massenmediale Reichweite und hohe Klickzahlen haben. Innerhalb des untersuchten Materials ließ sich dabei herausstellen, dass viele der Coming-out-Videos bereits selbst als professionelle Produkte verhandelt werden, was sich an den damit verbundenen Inszenierungs-, Selbstpräsentations- und Offenbarungspraxen zeigt. Hier sind die sichtbare Nachbearbeitung der Videos oder das Einspielen eigener Intros zu nennen. Statt einer kurzen Selbstoffenbarung stehen teilweise aufwändig produzierte Videos im Vordergrund, die längst Teil einer medialen Konsumpraxis geworden sind. Diese Tendenz lässt sich überspitzt formuliert als eine Art mediales Spektakel beschreiben, bei dem der Inhalt des Videos nicht mehr allein im Fokus steht.

Die Coming-out-Videos erscheinen als moderne digitale Kompositionen, die als komplexes Zusammenspiel von sprachlicher Handlung, ästhetischer Gestaltung und medialer Vermittlung ihre wirklichkeitskonstituierende Kraft entfalten. Dabei wird von den YouTuber_innen eine spezifische

Wissensordnung über Begehren bedient, reifiziert und schließlich reproduziert: Die YouTuber_innen sprechen von ihrem Begehren als Abweichung vom heteronormativen Standard und damit von der ›Normalität‹. Sie kennzeichnen sich selbst als das ›Andere‹, das Geständnis über das deviante Begehren ablegen muss und gleichsam die Bestätigung und Anerkennung vor sich sowie durch Dritte sucht. Neben möglichen emanzipatorischen Effekten sind die Videos ebenso von normativen sowie reproduktiven Setzungen getragen. Aus Begehren und sexuellen Praktiken werden spezifische Subjektpositionen abgeleitet und durch die wiederholte Anrufung, die in allen Videos auf eine ähnliche Weise geschieht, bestimmte Narrative und ein spezifisches Wissen reproduziert und verstärkt. Oder, um es mit Foucault auszudrücken, bleibt es dem Mechanismus verhaftet,

> »die Frage nach dem, was wir sind, an den Sex zu richten. Und zwar nicht so sehr an den Natur-Sex (als Element des Lebendigen, Gegenstand einer Biologie), sondern an den Geschichts-Sex, den Bedeutungs-Sex, den Diskurs-Sex« (Foucault 1983: 79).[11]

Mehr noch wird dieser Logik folgend Begehren zu einem »Universalschlüssel, wenn es darum geht zu wissen, wer wir sind« (ebd.: 80). Die Technik des Geständnisses »vollzieht sich vermittels eingehender Prüfung und Beobachtungen; sie verlangt einen Austausch von Diskursen durch Fragen die Geständnisse abzwingen, und durch Bekenntnisse, die die Verhöre übersteigen« (ebd.: 48). Coming-out, analog wie digital, als eine moderne Geständnisform ist Teil des modernen Sexualitätsdispositivs (ebd.: 62). So zeigen sich die YouTuber_innen vor der Kamera in sitzender Position und lediglich der Kopf und Teile des Oberkörpers sind zu sehen. Ihr Blick ist frontal ausgerichtet. Kaum bis wenig Schnitte erzeugen insgesamt eine ruhige, fast schon andächtige Atmosphäre. Diese ästhetische Gesamtsituation könnte sich als eine digitale Analogie zu einem Beichtstuhl fassen lassen, bei dem die Kameralinse und dahinter die Zuschauenden die Rolle eines Priesters ausfüllen. Die Sprechenden konstruieren durch ihre diskursiven Äußerungen ein klassisches Geständnisnarrativ im Sinne Foucaults, wobei der konkrete Moment der vermeintlichen Offenbarung lediglich den Auftakt des Geständnisses darstellt. Obwohl diese Praxis eingebunden ist in machtvolle Strukturen, wird ihre Wirkung als solche kaum wahrgenommen. Viel

---

11 Foucault spricht an dieser Stelle zwar von Sex, nimmt in seiner Diskussion dazu jedoch auch Bezug zu daraus diskursiv abgeleiteten Begehrensformen, aus denen letztlich determinierende Identitäten geknüpft wurden.

eher wird das Sprechen über das eigene Begehren als logischer, da wichtiger und emanzipativer, gar bestärkender Akt von den YouTuber_innen beschrieben. Das Geständnis ist gleichzeitig ein Diskursritual und ebenso eine Technik der Wissensproduktion über Begehren – und eben nicht einfach nur die bloße Äußerung einer einzelnen Person, die in der Hoffnung auf Anerkennung, Sichtbarkeit und Akzeptanz ausgesprochen wurde. Dieses Sprechen über sich selbst folgt zumeist einem linearen Erzählverlauf, in dessen Verkündung die Hoffnung und Sehnsucht mitschwingt, gehört, erlöst und akzeptiert zu werden. Gleich einem Gläubigen, der – erdrückt von der Last seines geheimen Vergehens – den Beichtstuhl aufsucht, und den Priester nach der Anhörung um Erlösung bittet. Undefiniert und ungenau bleibt jedoch, wer die Rolle des digitalen Priesters ausfüllt. Zum Teil adressieren die YouTuber_innen direkt, an wen sie sich mit ihrer Offenbarung richten: Zu allererst wären es die Abonnent_innen des Kanals; ebenso werden Eltern, Verwandte und Freund_innen einbezogen. Hinter der Kameralinse verbirgt sich jedoch nicht nur das Spektrum der zuvor genannten Personen, auch ermöglichen die Spezifika der Video-Eigenproduktionen den YouTuber_innen, Geständnis für und vor sich selbst abzulegen: In der Aufnahmesituation, Produktion und Nachbearbeitung sind die YouTuber_innen mit ihren eigenen Äußerungen konfrontiert, denn schließlich sind sie nicht nur Produzent_innen, sondern auch Rezipient_innen ihres eigenen Videomaterials.

Für die YouTuber_innen mögen die Videos ein Akt der Bestärkung und Emanzipation sein, diskurstheoretisch gesehen (re-)produzieren sie die bestehende Wissensordnung und die machtvolle Wirkung des modernen Sexualitätsdispositivs jedoch. Es findet kaum eine Verflüssigung oder gar Auflösung der hegemonialen Begehrensordnung statt. Betont werden muss an dieser Stelle, dass die Sprechenden ihrerseits in diskursive Verstrickungen eingebunden sind, wodurch ein Loslösen oder Erschüttern der Ordnung durch ein Coming-out (digital wie analog) im Grunde verunmöglicht wird. Hinzu kommt, dass insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene verstärkt nach neuen Zugehörigkeiten abseits ihrer Herkunftsfamilie und gleichfalls Anerkennung innerhalb ihrer Peer-Group suchen. Zugänge zu Räumen und Zusammenhängen (wie zum Beispiel Jugendzentren für Jugendliche, die nicht heterosexuell begehren) könnten sich in der Tendenz leichter erschließen lassen, wenn die Beschreibung des eigenen Begehrens kongruent zur herrschenden Wissensordnung erfolgt. Dabei erscheint die Praxis des Coming-outs schließlich nur dann erfolgreich, wenn diese mit

dem hegemonialen Verständnis und dem Wissen über marginalisierte Begehrenspositionen übereinstimmt, was eine Erklärung dafür liefert, wieso sich die Videos in Struktur, Ablauf, Inhalt und Inszenierung so sehr ähneln. Das Begehren avanciert zu einer erfassbaren Instanz: man ›tut‹ nicht etwas, man ›ist‹ etwas. Gerahmt wird dieses Verständnis von der diskursiven Verstrickung mit der Betonung auf die biographisch erlebte Konstanz dieser Empfindung. Das Coming-out fungiert somit als performativer Akt zur Herstellung einer kohärent wirkenden Identität, womit auch ein Anspruch von Authentizität vor den Zuschauenden verbunden ist und das ebenso im Rückgriff auf die hegemoniale Wissensordnung eine relevante Form der Emanzipation und Sichtbarmachung für die YouTuber_innen darstellt. Das Coming-out erscheint somit als signifikanter Diskursstrang und gleichwohl als Teil des modernen Sexualitätsdispositivs.

Fazit und Ausblick

Die Ergebnisse der Analyse deuten darauf hin, dass das Coming-out – analog wie digital – als eine moderne Form des Geständnisses zu begreifen ist und als spezifische kommunikative Handlung ein bestimmtes Wissen über Begehren herstellt und fortschreibt. Vor dem Hintergrund der zuvor entfalteten Theoriezusammenhänge lässt sich davon ausgehen, dass die Praxis des Coming-out ein zentrales und signifikantes Diskurselement des Sexualitätsdispositivs darstellt. Die vorliegende Untersuchung kann hierzu als erste Annäherung verstanden werden. Ergänzende Erkenntnisse würden sich beispielsweise aus einem stärkeren Einbezug der visuellen Gestaltung der Videos gewinnen lassen. Mittels eines Vergleichs zwischen analogen und digitalen Coming-out-Praxen ließen sich zudem die Möglichkeiten, Grenzen und vor allem Auswirkungen der Digitalisierung auf Subjektivierungsprozesse diskutieren. Ein diskursanalytischer Zugang bietet sich darüber hinaus auch für eine dezidierte Betrachtung der Kommentarfunktion der YouTube-Videos an.

Neben den in der Untersuchung aufgeführten Positionierungen zum Coming-out wurde in der ersten Sichtung des Materials deutlich, dass abseits des sexuellen Begehrens auch Positionierungen zu Geschlecht (zum Beispiel als ›non-binary‹, ›intersexuell‹ oder ›transgender‹) oder zu Neurodiversität

(zum Beispiel ›autistisch‹) aufgerufen werden. Zu fragen ist, ob und inwiefern für die genannten Positionierungen ähnliche Mechanismen und Strategien zum Einsatz kommen, wie es für die Praxis des Coming-out zum sexuellen Begehren der Fall ist – gerade auch deswegen, weil Begehren und Geschlecht in ihrer normativen Logik jeweils Bezug aufeinander nehmen und eine vermeintliche Abweichung bei einer Kategorie auch mit einer Irritation der jeweils anderen einhergehen könnte. Interessant wäre außerdem zu prüfen, inwieweit auch Erwachsene sich den in der Auswertung benannten gestalterischen und narrativen Mechanismen bedienen und YouTube als Plattform für ein Coming-out nutzen. Eine elaborierte Rückkoppelung an gesellschaftliche Pluralisierungsprozesse und politische Diskurse wird ebenfalls als eine nötige und fruchtbare Ergänzung für die Auseinandersetzung mit Coming-out Praxen in digitalen Räumen erachtet. Weiterführende Forschung zu den Möglichkeitsräumen für Subjektivierungsprozesse mit Blick auf die fortschreitende Digitalisierung wird dabei als besonders relevant eingeschätzt. Ungeklärt bleibt vorerst die Frage, inwieweit ein Coming-out vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen als Emanzipationsakt eventuell bereits ausgedient hat und welche Möglichkeitsräume und Strategien sich abseits der hegemonialen Wissensordnung entwickeln können.

Literatur

Austin, John L. (1962), *How to do things with words*, Harvard.

Bourdieu, Pierre (1987), *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft,* Frankfurt/M.

Butler, Judith (1991), *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt/M.

Döring, Nicola (2015), »Gesundheitskommunikation auf YouTube. Fallstudien zu 25 Fitness- und Lifestyle-Kanälen», in: Oliver Quiring/Constanze Rossmann/Markus Schäfer (Hg.), *Gesundheitskommunikation im gesellschaftlichen Wandel.* Nomos (Medien + Gesundheit, Band 10), Baden-Baden, S. 105–118.

Eickelpasch, Rolf/Rademacher, Claudia (2004), *Identität*, Bielefeld.

Eisenhardt, Kathleen M. (1989), »Building Theories from Case Study Research«, in: *The Academy of Management Review*, 14 (4), S. 532.

Eisenhardt, Kathleen M. (1991), »Better Stories and Better Constructs: The Case for Rigor and Comparative Logic«, in: *The Academy of Management Review* 16 (3), S. 620.

Foucault, Michel (1983), *Sexualität und Wahrheit*, Frankfurt/M.

Gerring, John (2007), *Case study research. Principles and practices*, Cambridge, New York, Melbourne, Madrid, Cape Town, Singapore, São Paulo.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967), *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research,* Chicago.

Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (2016), *Lebensphase Jugend: Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung,* 13., überarbeitete Auflage, Weinheim.

Kleiner, Bettina (2015), *subjekt bildung heteronormativität. Rekonstruktion schulischer Differenzerfahrungen lesbischer, schwuler, bisexueller und Trans*Jugendlicher*, -Opladen/Berlin/Toronto.

Kozinets, Robert V. (2010), *Netnography. Doing Ethnographic Research Online*, Los Angeles/London/New Dehli.

Lamnek, Siegfried (2010), *Qualitative Sozialforschung*, 5. Aufl., Weinheim/Basel.

Mayring, Philipp (2015), *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2018), *JIM-Studie 2018: Jugend, Information, Medien. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger*, Stuttgart/Baden-Baden, www.mpfs.de/fileadmin/files/Studien/JIM/2018/Studie/JIM2018_Gesamt.pdf, letzter Zugriff: 03.03.2020.

Niesyto, Horst (2018), »Symbolverstehen von Video-Eigenproduktionen«, in: Christine Moritz/Michael Corsten (Hg.), *Handbuch Qualitative Videoanalyse*. Wiesbaden, S. 781–798.

Plaß, Michael (2017), *Homosexualitäten* und Heteronormativität in der Pädagogik*, Bad Heilbrunn.

Raab, Jürgen/Stanisavljevic, Marija (2018), »Wissenssoziologische Videohermeneutik«, in: Christine Moritz/Michael Corsten (Hg.), *Handbuch Qualitative Videoanalyse*. Wiesbaden, S. 57–72.

Ridder, Hans-Gerd (2017), »The theory contribution of case study research designs«, in: *Business Research* 10 (2), S. 281–305.

Schomers, Bärbel (2018), *Coming-out - Queere Identitäten zwischen Diskriminierung und Emanzipation*, Opladen/Berlin.

Schreier, Margrit (2014), *Varianten qualitativer Inhaltsanalyse: Ein Wegweiser im Dickicht der Begrifflichkeiten,* Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research (15, 1), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2043/3636, letzter Zugriff: 13.03.2020.

Sigusch, Volkmar (2019), *Kritische Sexualwissenschaft. Ein Fazit*. Frankfurt.

Stake, Robert E. (2005), Qualitative Case Studies, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.), *The SAGE handbook of qualitative research*, 3. Aufl., Thousand Oaks/London/New Dehli, S. 443–466.

Yin, Robert K. (2003), *Case Study Research. Design and Methods*, 3. Aufl., Thousand Oaks.

»Wichtige Verbündete im Kampf«[1]

Zugehörigkeitskonstruktionen (extrem) rechter Akteur*innen entlang geschlechts- und sexualitätsbezogener Faktoren

Katrin Degen

Äußerungen rund um Geschlecht und Sexualität gehören seit jeher zum Basisrepertoire (extrem) rechter Akteur*innen.[2] Unter Rekurs auf das Ziel des Erhalts der ›Volksgemeinschaft‹ als ethnisch homogene nationale Einheit wurde nicht erst in den 1930er Jahren eine vermeintlich ›natürliche Ordnung‹ gefordert, unter welche auch ein ausschließlich biologistisches Geschlechter- und Sexualitätsbild subsumiert wurde (vgl. Wildt 2012). Auch heute noch beziehen sich extrem rechte und rechtspopulistische Einzelpersonen, Organisationen und Parteien positiv auf den Begriff der ›Volksgemeinschaft‹ (vgl. NPD/Zasowk 2019; AfD 2019b) und die ethnische Separierung von Menschen nach Kulturkreisen zur Sicherung der eigenen ›nationalen Identität‹ wird unter dem Schlagwort des ›Ethnopluralismus‹ weiterhin von (Neu-)Rechten gefordert. Der traditionellen Familie als ›Keimzelle der Nation‹ kommt dabei nach wie vor umfassende Bedeutung zu (vgl. AfD 2019a: 65). In diesem Zusammenhang scheint es wenig verwunderlich, dass (extrem) rechte Akteur*innen hauptsächlich mit sexistischen/antifeministischen, homo- und trans*feindlichen[3] Positionen in die Öffentlichkeit treten (vgl. ebd: 73f; Pirinçci 2019), denn geschlechtliche Gleichstellung und sexuelle Diversität »entwerte[] die für den Bestand der Gesellschaft unverzichtbare Familie und verunsicher[e] Kinder in ihrer sexuellen Identität« (AfD 2019b: 74).

---

1 Trans-Team Philosophia Perennis 2017b.

2 Im Rahmen des vorliegenden Beitrags dient der Gender-Stern als Hinweis auf die Konstruiertheit der Kategorie Geschlecht und findet immer dann Verwendung, wenn ein Begriff eine geschlechtliche Komponente enthält.

3 Die Bezeichnungen trans* und inter* werden im vorliegenden Beitrag als beschreibende Adjektive gebraucht und deshalb kleingeschrieben. Mit dieser Schreibweise soll der Tatsache Rechnung getragen werden, dass die Kategorie Geschlecht nicht die einzige Dimension persönlicher Identifikation darstellt, wie es beispielsweise die Bezeichnung trans*ident oder Trans*-Person suggerieren könnten.

Die Kongruenz dieser Erzählung wird zwar seit jeher durch die politische Aktivität von Frauen* (vgl. Bitzan 2011) und Homosexuellen (vgl. Wielowiejski 2018) in den eigenen Reihen irritiert, kann jedoch durch Argumente wie »einer zu erwartenden Imageverbesserung und erhöhten Rekrutierungserfolgen [, aber] auch mit einer inhaltlichen Unterstützung« (Bitzan 2011: 119) gerechtfertigt werden. Selbst Sexismus-kritische, also pseudo-feministische, oder auch homo- bzw. trans*-freundliche Positionen sind so, beispielsweise unter Berufung auf das Konzept des ›Ethnosexismus‹[4], vertretbar (vgl. Dietze 2019). Es wäre jedoch kurzgefasst, ›Femonationalismus‹ (Farris 2017) und ›Homo-/bzw. Trans*nationalismus‹ (Haritaworn et al. 2008) als bloße Beispiele rechter Instrumentalisierungsbestrebungen zu verstehen, würde hierdurch doch der Blick auf die eigenständige, politische Aktivität der darunter subsumierten Akteur*innen gänzlich unmöglich gemacht.

Ich werde im vorliegenden Beitrag daher eben diese Sprechpositionen in den Blick nehmen und herausarbeiten, wie deren Existenz von den Betreffenden selbst legitimiert wird. Hierfür wähle ich einen konstruktivistisch-diskursanalytischen Zugang, welchen ich in Kapitel 2 näher erläutere. Nach einigen konkretisierenden Informationen bezüglich Datengewinnung und -auswertung (Kapitel 3) werden in den Kapiteln 4 und 5 grundlegende Differenzierungsstrategien der (extremen) Rechten aufgezeigt und auf die Kategorien Geschlecht und Sexualität bezogen. Die anschließende Auseinandersetzung mit drei spezifischen Strategien zur Legitimation als Zugehörige zur (extrem) rechten ›Wir‹-Konstruktion (Kapitel 6) stellt das Kernstück der vorliegenden Analyse dar. Das Fazit dient der Zusammenführung der Ergebnisse und bettet diese ein in die kritische Forschung zur (extremen) Rechten.

4 Siehe Kapitel 4

Geschlecht und Sexualität im Spannungsfeld von Macht/Wissen-Regimen

In Anschluss an Michel Foucault und Judith Butler begreife ich die »grundlegenden Kategorien des Geschlechts, der Geschlechtsidentität und des Begehrens als Effekte einer spezifischen Machtformation« (Butler 2019 [1990]: 9). Geschlecht und Sexualität werden demnach als gesellschaftlich-kulturelle Praxen im Rahmen eines Macht-Wissen-Lust-Regimes (vgl. Foucault 2016 [1976]: 1036) diskursiv hervorgebracht. Das Konzept der ›Heteronormativität‹, also die in weiten Teilen der westlichen Welt hegemoniale »Annahme von zwei klar voneinander abgrenzbaren, sich ausschließenden, [hierarchisch angeordneten] Geschlechtern und […] von heterosexuellem Begehren als natürlich und normal« (Hartmann/Klesse 2007: 9) kann dabei im Sinne Foucaults als ›Dispositiv‹[5] beschrieben werden. Während beispielsweise im Rahmen der Gender und Queer Studies immer differenziertere Kritik am Heteronormativitätsdispositiv formuliert wird, ist davon auszugehen, dass dieses innerhalb (extrem) rechter Strömungen[6] noch weit über das in der Gesamtgesellschaft bestehende Maß hinaus, wirkmächtig ist. Daraus schlussfolgernd kann die These aufgestellt werden, dass involvierte Personen oder Organisationen, welche dem Dispositiv (vermeintlich) widersprechen, erhöhtem Legitimationszwang ausgesetzt sind.

Als methodologische Forschungsperspektive fungiert dabei die Wissenssoziologische Diskursanalyse (WDA) nach Keller (vgl. 2011). Diese verknüpft das foucaultsche Diskurskonzept mit der ›hermeneutischen Wissenssoziologie‹ nach Berger und Luckmann (vgl. Berger/Luckmann 2016 [1966]) unter Berücksichtigung des ›interpretativen Paradigmas‹ innerhalb der Sozialwissenschaften (ebd.: 187f). Die WDA bietet somit den spezifischen Forschungsblick auf die

---

5 Foucault definiert den Begriff des Dispositivs als »heterogenes Ensemble, das Diskurse, Institutionen, architekturale Einrichtungen, reglementierende Entscheidungen, Gesetze, administrative Maßnahmen, wissenschaftliche Aussagen, philosophische, moralische oder philanthropische Lehrsätze, kurz: Gesagtes ebensowohl wie Ungesagtes umfasst« (Foucault 1978: 119f).

6 An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass dies kein Spezifikum (extrem) rechten Gedankenguts darstellt, sondern auch für traditionelle, konservative und unterschiedliche streng-religiöse Strömungen gilt.

»Genealogische[7] Rekonstruktion von Macht/Wissen-Regimen [und] deren Verfestigung und Veränderung durch Wissenspolitiken als Aussageanalyse im Anschluss an rekonstruktiv-interpretative Methoden« (Keller 2018: 35).

Datengrundlage und Vorgehen

Ausgangspunkt für die diesem Beitrag zugrundeliegende Erhebung ist der öffentliche Online-Diskurs innerhalb der (extremen) Rechten zu Gender- und Sexualitätsthemen. Der Zuschnitt auf das Web 2.0 erfolgte dabei aufgrund zweier feldspezifischer Charakteristika. So ist es für Forschende einerseits ungemein schwer, Datenmaterial in direktem Face-to-Face-Kontakt zu erheben, da enorme Zugangshürden von Seiten der (extrem) rechten Akteur*innen bestehen. Häufig werden ausschließlich solche Forschungsvorhaben toleriert, die als anschlussfähig an die eigene Ideologie gelten (vgl. Geden 2007: 43). Damit einher geht die Gefahr von dieser potenziell gewalttätigen Szene als politische*r Gegner*in wahrgenommen zu werden. Andererseits spielt das Internet als Kommunikationsplattform eine herausragende Rolle innerhalb der (extremen) Rechten (vgl. Stier et al 2017).

Der Korpus für die vorliegende Analyse setzt sich aus öffentlich zugänglichen Artikeln von (extrem) rechten Onlinezeitschriften und -magazinen, Online-Blogs von Privatpersonen und Interessengruppen, Webauftritten von Parteien und Organisationen sowie Beiträgen, Bildern und Videos (extrem) rechter Akteur*innen in Sozialen Netzwerken, Videoportalen sowie einem Messenger-Dienst zusammen. Leser*innenkommentare wurden – falls vorhanden – ebenfalls in die Auswertung einbezogen. Die Datenerhebung erfolgte dabei im Sinne eines *Theoretical Sampling* (vgl. Glaser/Strauss 1967) nach dem Schneeballprinzip, ergänzt durch eine gezielte Suche nach Schlüsselbegriffen. Die Zurechnung sämtlicher im Erhebungsprozess berücksichtigten Akteur*innen zur (extremen) Rechten ergab sich dabei entweder von ›außen‹ (Einschätzung durch Fachliteratur oder autorisierte Stellen) oder von ›innen‹ (eigene Zuordnung zur rechten ›Wir‹-Konstruktion). Auf diese Weise

7 Keller orientiert sich hier an Foucaults Genealogie-Begriff, welcher den Fokus auf die Wechselwirkungen von Macht und Wissen als diskurskontrollierende, -selektierende, -organisierende und -kanalisierende Faktoren legt (Foucault/Konersmann 1998 [1970]: 10f).

konnten 124 Online-Artikel und weit über tausend Beiträge und Leser*innenkommentare (extrem) rechter Akteur*innen mit Bezug zu Geschlechts- und Sexualitätsthemen gewonnen werden. Der Korpus bildet dabei den aktuellen Gegenwartsdiskurs (Erhebungszeitraum 2015–2019) ab. Die Auswertung erfolgte – wie in der WDA vorgesehen – sequenzanalytisch mithilfe qualitativer Methoden in Anlehnung an die Grounded Theory.

Externe Andere

Egal ob Alice Weidel die AfD als »die einzige echte Schutzmacht für Schwule und Lesben in Deutschland« (Berger/Weidel 2017) bezeichnet oder die rechte Frauenorganisation »Lukreta« sich »gegen die zunehmende Bedrohung für Frauen im öffentlichen Raum« (Heimatkollektiv 2019a) ausspricht, gemeint ist in beiden Beispielen dasselbe. Dies zeigt sich im weiteren Verlauf der Artikel, wenn Weidel die »Islamisierung« (Berger/Weidel 2017) und »Lukreta« die »unkontrollierte Masseneinwanderung« (Heimatkollektiv 2019a) als Begründung für die jeweiligen Behauptungen anführen. Die Aussage ist klar – eine nationale Gemeinschaft, also eine konstruierte ›Volksgemeinschaft‹ wird durch etwas oder jemand ›Fremdes‹, nicht zur ›eigenen Kultur‹ Gehöriges, gefährdet. Dabei finden beide Akteur*innen deutliche Worte für dieses ›Fremde‹, wenn sie darunter »Männer aus archaischen, frauenfeindlichen Kulturen« (Heimatkollektiv 2019), oder »Burkas, Kopftuchmädchen und alimentierte Messermänner und sonstige Taugenichtse« (Weidel 2018: #07:39#) fassen. Diskursanalytisch lässt sich das Beschriebene als ›Phänomenstruktur‹ benennen, da eine Verschränkung verschiedenster diskursiver Dimensionen zu Gunsten einer kongruenten Erzählung stattfindet (vgl. Keller 2011: 248). Weidel und »Lukreta«, welche hier lediglich als typische Beispiele einer sehr gängigen Sprechposition innerhalb der (extremen) Rechten aufgeführt werden, konstruieren eine kollektive, abendländisch-(christlich-)weiße Identität, welche durch die implizite Annahme, Homo-/Trans*feindlichkeit sowie Sexismus und Misogynie seien Eigenschaften der ›fremden‹ und damit nicht der ›eigenen‹ Kultur, normativ aufgeladen werden. Durch diese ethnopluralistische Perspektive können die genannten Diskriminierungsformen als ›importiert‹ skandalisiert und damit externalisiert werden. Die Tatsache, dass diese Phänomene allesamt auch innerhalb der eigenen ›Wir‹-Konstruktion bestehen, wird auf Grundlage dieser Argumentation

meist ausgeklammert. Das Konzept der Ethnisierung von Gewalt, wie es hier beschrieben wurde, ist dabei Thema einer Vielzahl wissenschaftlicher Publikationen (vgl. Hark/Villa 2017; Dietze 2019; Autor*innenkollektiv Fe.In 2019), weswegen sich der vorliegende Beitrag auf diese kurze Darstellung der Verflechtungen von Rassismus, Sexismus, sowie Queer*feindlichkeit beschränkt.

Interne Andere

In Bezug auf die Schuldfrage dieser imaginierten Gefährdung von außen wird auf »Merkels Politik« (Heimatkollektiv 2019b) oder auch »die so genannten progressiven Kräfte in diesem Land« (Weidel 2017: #17:08#) verwiesen. Diese »strikte Gegenüberstellung von ›Volk‹ und (vermeintlich) korrupter ›Elite‹« (Geden 2007: 6) ist dabei ein zentrales Element rechtspopulistischer Bewegungen, welche sich als Anti-Establishment-Initiative und damit als authentische Vertreter*innen der angeblich nicht repräsentierten ›schweigenden Mehrheit‹ verstehen (ebd.). Hier findet sich somit erneut die bereits geschilderte Gegenüberstellung einer positiv aufgeladenen ›Wir‹-Konstruktion in Abgrenzung zum kritisierten ›Anderen‹. Auffällig ist jedoch, dass sich die Exklusion hier gegen Individuen richtet, welche zumindest teilweise der konstruierten ›Volksgemeinschaft‹ zugeordnet werden. Es kann somit von einer Separation auf zwei Ebenen gesprochen werden. In diesem Zusammenhang erscheint mir der Rechtsextremismusbegriff nach Birsl (2011: 17) anschlussfähig.[8] Demnach zeichnet sich rechtes Gedankengut durch eine ›Ideologie der natürlichen Ungleichheit‹ aus:

»Mit ihr geht (1) eine Differenzierung nach außen (Abgrenzung einer vermeintlichen Gemeinschaft von anderen) über biologisch und naturalistisch begründete Unterschiede zwischen Ethnien und Rassen einher, die eine Ungleichwertigkeit und Hierarchie zwischen ihnen legitimieren sollen. […] Hinzu tritt (2) eine Differenzierung nach innen (Strukturierung/Abgrenzung innerhalb der vermeintlichen Gemein-

---

8 Birsl bezieht sich hierbei auf den soziologischen Rechtsextremismusbegriff nach Heitmeyer (1992: 13f), welchen sie durch einige politikwissenschaftliche und ideengeschichtliche Aspekte ergänzte (vgl. Birsl 2011: 17).

schaft) über biologische und naturalistisch begründete Unterschiede zwischen sozialen Gruppen und zwischen den Geschlechtern, die eine Ungleichwertigkeit und eine Hierarchisierung der Gesellschaft ebenfalls legitimieren sollen.« (Birsl 2011: 17)[9]

Hier findet sich die beschriebene Separation auf zwei Ebenen als ›Differenzierung nach außen‹ und ›Differenzierung nach innen‹ wieder. Es reicht somit scheinbar nicht aus, als zugehörig zur ›Volksgemeinschaft‹ wahrgenommen zu werden, um automatisch gleichwertiger Teil der rechten ›Wir‹-Konstruktion zu sein. Somit müssen vor allem Personengruppen, welche auf dem ersten Blick einer (extrem) rechten Ideologie zu widersprechen scheinen, ihre Position als legitime Sprechende für diese immer wieder rechtfertigen und neu verhandeln.

Abgrenzungs- und Inklusionsstrategien

Die Legitimation der eigenen Zugehörigkeit zur (extremen) Rechten erfolgt dabei in erster Linie durch die persönliche Abgrenzung gegenüber ›internen Anderen‹. Dieses Vorgehen kann sehr differenziert bei unterschiedlichen Themen rund um Geschlecht und Sexualität herausgearbeitet werden.

Gegen Feminismus und den Gender-Begriff

»Genderismus« (Kelle et al. 2017), »Gendergaga« (Storch 2018), »Genderwahn« (DS-TV/NPD 2015: #4:40#) oder »Genderideologie« (Trans-team Philosophia Perennis 2018) – die (extreme) Rechte kennt eine Vielzahl abwertender Bezeichnungen für das Prinzip der Konstruiertheit von Geschlecht und Sexualität[10] (vgl. Abschnitt 1), welches sie verkürzt auf eine

9 Kommt zur Ideologie der natürlichen Ungleichheit noch »die Akzeptanz direkter physischer Gewalt und/oder von Autoritarismus als Form struktureller Gewalt" (Birsl 2011: 18) hinzu, kann von einem geschlossen extrem rechten Weltbild gesprochen werden.

10 Die Ablehnung des Gender-Begriffs bzw. dessen (vermeintlichen) Inhaltes ist jedoch kein exklusiv rechtes Phänomen. Vielmehr eignet sich dieses Thema zur Schaffung breiter Bündnisse zwischen christlichen Fundamentalist*innen und christlich-konservativen Akteur*innen, journalistischen Gender-Gegner*innen, (extrem) rechten Einzelpersonen, Organisationen und Parteien sowie spezifischen Netzwerk-Projekten (vgl. Lang /Peters 2018: 19; Frey et al. 2013: 17ff).

allgemeine Abwehrhaltung gegen den Gender-Begriff vollständig ablehnen (vgl. Demo für Alle 2015).[11] Dabei wird die Tatsache ignoriert, dass Gender der Wortbedeutung nach lediglich eine traditionelle und wertfreie Bezeichnung für die soziale Ebene von Geschlecht darstellt (vgl. Online Etymology Dictionary 2019) und in einigen Kontexten, wie beispielsweise bei der Regierungsstrategie des Gender Mainstreaming, auch ausschließlich in dieser Bedeutung genutzt wird (vgl. BMFSFJ 2016). Insgesamt kann jedoch davon ausgegangen werden, dass

»die Kritiker_innen von Gender gewissermaßen verstanden [haben], dass der Begriff [in seiner wissenschaftlichen und aktivistischen Bearbeitung] auf die – im weitesten Sinne – soziale Beschaffenheit von Geschlecht zielt und damit eine naive, simplifizierende Vorstellung von Geschlecht als naturhafte, unveränderliche, an-sich-so-seiende Tatsache jenseits sozialer, kultureller und spezifisch historischer Bedingtheit überwindet« (Hark/Villa 2015: 7).

Der Gender-Begriff fungiert in diesem Denken somit als absoluter Gegenentwurf zum in der Rechten sehr wirkmächtigen Heteronormativitäts-Dispositiv und steht stellvertretend für Gleichstellungsmaßnahmen im Allgemeinen, die gezielte »Abschaffung von Mann* und Frau* [als Mittel zur] Gleichmacherei« (DS-TV/NPD 2015: #3:19#), oder aber für das genaue Gegenteil, nämlich die Annahme der Existenz einer Vielzahl von Geschlechtern, also der Abkehr vom Prinzip der Zweigeschlechtlichkeit (vgl. Ulfig 2019). Darüber hinaus verbindet die (extreme) Rechte auch queere Lebensweisen, oder allein den positiven Bezug auf solche, beispielsweise als Inhalt in Lehr- und Entwicklungsplänen mit dem Terminus Gender (vgl. DS-TV/NPD 2015: #3:17#; Berger 2019a). Die dargestellte Fixierung der (extremen) Rechten auf diesen Begriff verhüllt außerdem, »dass damit massive Angriffe auf konkrete Werte und Ressourcen verbunden sind« (Autor*innenkollektiv Fe.In 2019: 21), die viel weitreichendere Folgen haben, als die immer wieder von Rechts diskreditierten politischen Forderungen

11 In der Literatur wird zur Beschreibung des Phänomens unter anderem der Begriff des Anti-Genderismus genutzt (vgl. Hark/Villa 2015). Dieser bezieht sich jedoch auf den gender-kritischen Ausdruck des ›Genderismus‹, bei welchem »der Gender-Begriff durch die Endung ›-ismus‹ eine Steigerung als Ideologie erfährt, die als totalitär verstanden wird« (Autor*innenkollektiv Fe.In 2019: 21). Es ist somit nicht möglich von Anti-Genderismus zu sprechen, ohne den polemischen Ausdruck des ›Genderismus‹ damit implizit anzuerkennen und somit dessen Dekonstruktion zu verunmöglichen. Ich schließe mich daher der Argumentation des Autor*innenkollektivs Fe.In an, welche die Mobilisierungen gegen den Gender-Begriff als Teil umfassender zu verstehenden antifeministischen Bestrebungen betrachten (ebd.).

nach der Implementierung von geschlechtsneutralen Toiletten (vgl. Transteam Philosophia Perennis 2017a) oder der Nutzung einer gendersensiblen Sprech- und Schreibweise (vgl. Lisa Licentia 2019). Vielmehr handelt es sich um eine allgemeine Ablehnung geschlechter- und sexualitätspolitischer Liberalisierungen, also Feminismen jeglicher Art (vgl. Lang/Peters 2018: 14).

Im Sinne Laclaus fungiert der Gender-Begriff somit als ›leerer Signifikant‹ (vgl. Laclau 2010 [1996]: 65). Er beschreibt eine

»Vielzahl konkreter oder vereinzelter Kämpfe und Mobilisierungen […] – diese werden alle als miteinander verwandt wahrgenommen, nicht weil deren ›konkrete‹ Ziele miteinander innerlich verwandt wären, sondern weil sie alle in ihrer Konfrontation mit dem repressiven Regime als äquivalent wahrgenommen werden« (ebd.: 71).

Das Wort Gender wird so zu einem rechts-politischen Kampfbegriff, welcher entleert von seiner konkreten Bedeutung als symbolische Verkörperung einer ›Wir‹/›die Anderen‹-Unterscheidung dient. Ein positiver Bezug auf diesen innerhalb der (extremen) Rechten ist hierdurch im diskursanalytischen Sinne nicht-sagbar (vgl. Keller 2007: 17).[12] Dies scheint in besonderem Maße für solche Personengruppen zu gelten, welche als mögliche Adressat*innen queer-feministischer Forderungen fungieren könnten, sich selbst jedoch als Teil der (extrem) rechten ›Wir‹-Konstruktion verstehen. So veröffentlicht der rechtspopulistische Online-Blog »Philosophia Perennis«, dessen Betreiber* David Berger selbst offen homosexuell lebt, beispielsweise regelmäßig antifeministische Beiträge im eigens hierfür erstellten Menüpunkt »Genderideologie« (Philosophia Perennis 2019). Viele dieser Artikel stammen aus der Feder eines so genannten »Trans-teams« (ebd.). Der Blog beschäftigt laut eigener Aussage

»rund ein halbes Dutzend transsexueller Autoren und [hätte] somit vermutlich mehr fachliche Kompetenz, als jedes der großen Mainstreammedien in diesem Thema« (Philosophia Perennis 2019).

Hier sind Artikel unter Überschriften wie »Genderkritiker sollen endlich erkennen, dass Transsexuelle wichtige Verbündete im Kampf gegen den

12 Sehr vereinzelt findet ein positiver Bezug auf den Gender-Begriff innerhalb der (extremen) Rechten bzw. der allgemeinen antifeministischen Bewegung statt. In diesen Fällen wird Gender allerdings ausschließlich als Synonym für Geschlecht genutzt. Der Wortbezug kann dabei als Provokation oder als medienwirksames Mittel zur Verschleierung der tatsächlichen rechts-konservativen Inhalte gelesen werden (vgl. Deutscher Gender Kongress 2019).

Genderwahn sind!« (Trans-team Philosophia Perennis 2017b) oder »Transsexuelle gegen die Glaubenssätze der Genderideologen« (Trans-Team Philosophia Perennis 2018) zu lesen. Selbiges Phänomen lässt sich auch bei politisch aktiven Frauen* aus dem (extrem) rechten Spektrum beobachten. So beteiligt(e) sich Beatrix von Storch (stellvertretende Bundessprecherin der AfD) laut eigener Aussage bei der Organisation der ›Demo für Alle‹ (vgl. Storch 2015, zit. nach Blech 2015[13]), einer queerfeindlichen und sexistischen Bewegung, welche sich unter dem Slogan »Ehe und Familie vor! Stoppt Gender-Ideologie und Sexualisierung unserer Kinder« (Demo für Alle 2019) organisiert und die über die Videoplattform YouTube bekannte rechte Aktivistin* Naomi Seibt bezieht mit dem von ihr initiierten Hashtag »#FierceWithoutFeminism« sowie der Leugnung von struktureller Benachteiligung von Frauen* eine deutlich antifeministische Position (Seibt 2019a: #0:27#), um nur zwei Beispiele für diese Abgrenzungsbemühungen zu benennen. Dabei ist der Feminismus-Begriff innerhalb der (extremen) Rechten jedoch weitaus umkämpfter als der Gender-Begriff. So gibt es durchaus Akteur*innen, welche sich positiv auf diesen beziehen. Die Abgrenzung von den politischen Gegner*innen, also »dritte-Welle Feministen, oder […] links-grünen Feministen« (Boßdorf/Krautzone 2019: #8:45#) erfolgt dabei beispielsweise durch Abwertung von deren Zielen als »machtpolitisches Spiel« (ebd.: #8:47#) aus »persönlicher Verzweiflung« (ebd.: #9:00#), »Neid« (ebd.: #9:19#) oder »weil sie eifersüchtig sind« (ebd.: #9:26#). Im Sinne des Ethnosexismus erkenne ein Großteil der aktuellen Feminist*innen die ›wahre Bedrohung‹, nämlich Flucht, Migration und Islam nicht, weshalb eine »kognitive Dissonanz« (ebd.: #8:18#) bei diesen bestünde. Ein solches Pseudo-Feminismus-Verständnis zielt somit nicht auf die »Befreiung aller Frauen aus benachteiligenden Strukturen« (Bitzan 2011: 359), sondern beschränkt sich auf abendländisch-(christlich-)weiße Frauen*.

13 Inzwischen bestreiten sowohl Hedwig von Beverfoerde (Koordinatorin der ›Demo für Alle‹) als auch Beatrix von Storch eine aktive Beteiligung der AfD an den Demonstrationen (von Beverfoerde 2016). Die Videomitschnitte des Interviews in welchem Beatrix von Storch die Verflechtungen offenlegte, wurden dabei nachweislich nachträglich bearbeitet und die genannte Textpassage entfernt (vgl. Kemper 2016).

Biologismus

Aus der beschriebenen Abwehrhaltung ergibt sich jedoch ein Bedarf an eigenen Begrifflichkeiten und Erklärungsmodellen, welche ihren Ursprung nicht im Prinzip der Konstruiertheit von Geschlecht und Sexualität sowie in queer-feministischen Forderungen haben. Ein häufig angeführter Bezugspunkt ist dabei die Biologie als Wissenschaft mit (vermeintlichem) Objektivitätsanspruch. In Bezug auf die Beziehung zwischen den Geschlechtern wird regelmäßig deren ›Naturhaftigkeit‹ betont. Aussagen wie: »Jungs und Mädchen sind nicht gleich. Sie sind verschieden« (Demo für Alle 2015: #0:07#), bestätigen das althergebrachte bzw. konservative (extrem) rechte Narrativ der ›gleichwertigen, aber nicht gleichartigen‹ Geschlechter (vgl. Bitzan 2017: 359). Auf Grundlage dieser angeblich biologisch bedingten Unterschiedlichkeit lassen sich von rechten Akteur*innen eine ganze Bandbreite verschiedener Frauen*bilder ableiten, welche auch die jeweils als legitim erachteten Sprechpositionen innerhalb der (extremen) Rechten stark beeinflussen. Die wohl reaktionärste Auslegung eines biologistischen Geschlechterbildes verwehrt Frauen* jegliche aktive Einnahme einer Sprechposition, denn die »Bestimmung und zugleich Fähigkeiten des Mannes verweise[...] auf die gesellschaftliche Produktion, die der Frau auf die private Reproduktion« (Hausen 1976: 367). Das folgende Zitat des rechtspopulistischen Autors* und Redners* Akif Pirinçci kann als typische Äußerung hierzu bezeichnet werden:

> »Frauen ist der Weg in die Politik oder zu gesellschaftlichen neuralgischen Punkten zu verwehren. Sie schöpfen niemals aus sich selbst und sind zum rationalen Handeln in der Regel unfähig. Im Gegenteil, sie haben eine Affinität zu wirren Gedankenkonstrukten, deren Rechnungen stets andere begleichen müssen« (Pirinçci 2019).

Wäre eine derart radikale Position innerhalb der (extremen) Rechten ausschließlich anzutreffen, würde sie die politische Aktivität von Frauen* völlig verunmöglichen (Verweigerung des Sprechstatus), weshalb rechte Akteurinnen* auf eine breitere Auslegung der angenommenen biologischen Unterschiede angewiesen sind. Hier lassen sich nach Bitzan (2011) drei unterschiedliche Sprechpositionen für Femonationalistinnen* innerhalb der (extremen) Rechten verorten. Die ›Klassische‹ reduziert sich (fast) ausschließlich »auf Mutterschaft, d.h. auf ihre Funktion als Gebärerin und Erzieherin der nachfolgenden Generationen« (Bitzan 2011: 116) und steht damit in offener (vgl. Der III. Weg 2019) oder verdeckter (vgl.

Sellner/Radikalfeminin 2017: #1:42#) Nachkommenschaft zum Geschlechterbild im Nationalsozialismus. Typische Themen und damit legitime Sprechpositionen sind neben Mutter*schaft und Erziehung auch Brauchtum oder Umweltschutz (als ›Heimatschutz‹) (vgl. Bitzan 2011).

Eine ›modernisierte Variante‹ dieser Sprechposition ermöglicht es Frauen* innerhalb der (extremen) Rechten über ihre Mutter*rolle hinaus politisch tätig zu sein, wobei diese in der Regel weiterhin als tragender Bestandteil hervorgehoben wird. Exemplarisch hierfür möchte ich ein YouTube-Video anführen, welches die NPD in Vorbereitung auf die Europawahlen 2019 veröffentlichte. Unter dem Titel: »Weil Deutschland nicht nur Männersache ist!« stellt es fünf Wahlkandidat*innen vor. Die drei porträtierten Frauen* nennen zu Beginn jeweils die Anzahl ihrer Kinder bevor sie ihren politischen Werdegang darlegen, während die beiden männlichen Kandidaten* nicht auf ihre familiären Hintergründe eingehen. Im weiteren Verlauf des Videos wird das biologistische Geschlechterbild der Anwesenden an vielen Stellen deutlich, wenn beispielsweise Antje Vogt davon spricht, dass »es sicherlich immer politische Standpunkte [gibt], die Männer einfach besser darlegen können, ob es jetzt Finanzpolitik ist oder Wirtschaftspolitik« (Voigt 2019: #2:28#), oder Ricarda Riefling das »emotionale Gespür der Frauen« (ebd.: #11:38#) hervorhebt. Auch die AfD vertritt größtenteils eine solche modernisierte Variante des Frauenbildes, wie beispielsweise eine Rede von Beatrix von Storch verdeutlicht. Von Storch unterscheidet in dieser zwischen einer ihrer Ansicht nach bereits seit Langem erreichten Gleichberechtigung zwischen Frauen* und Männern* und der Forderung des »Staatsfeminismus« (Storch 2019: #3:49#), nach Gleichstellung, welche sie als unrechtmäßige Bevorzugung von Frauen* zum Zwecke der »Gleichmacherei« (ebd.) begreift. »Die einzige Partei in diesem Haus, die die Gleichberechtigung verteidigt [sei demnach] die AfD« (ebd.), da nur diese die unterschiedlichen Lebensentwürfe von Frauen* und Männern* anerkennen und nicht beseitigen wollen würde (ebd.).

Als dritte Sprechposition führt Bitzan einen ›sexismus- bzw. patriarchatskritischen Nationalismus‹ auf. Die hierunter subsumierten Akteurinnen* versuchen sich

> »nicht nur von der allzu starken Überbetonung der Mutterschaft zu lösen und Frauen als selbstständige und zu allen denkbaren Tätigkeiten befähigte Individuen anzuerkennen, sondern insgesamt dem Patriarchat den Kampf anzusagen« (Bitzan 2011: 120).

Für den vorliegenden Beitrag ist diese Sprechposition von besonderem Interesse, da aufgrund der möglichen Anschlussfähigkeit zu europäisch-weißen Feminismen die intensivere Nutzung von Abgrenzungs- und Inklusionsstrategien zur Rechtfertigung der Zugehörigkeit zur (extremen) Rechten erwartet werden kann. Ein aktuelles Beispiel eines solchen sexismuskritischen Nationalismus ist die Frauen*organisation »Lukreta«,[14] die sich auf ihrer Homepage für die

> »[h]arte und konsequente Bestrafung ALLER Sexual- und Gewaltdelikte, unabhängig davon, ob ein Einheimischer oder ein Kulturfremder sie begangen hat« (Heimatkollektiv 2019b)

einsetzt und deren Mitbegründerin* Reinhild Boßdorf sich selbst als Feministin* und »Lukreta« als feministische Kampagne bezeichnet (Boßdorf/Krautzone 2019: #7:00#). Die Gradwanderung zwischen Legitimität und Ausschluss solcher sexismuskritischer Nationalistinnen* zeigte sich dabei deutlich bei »Lukretas« Vorgängerprojekt – der Kampagne

> »120 Dezibel‹ – und der hierfür verantwortlichen rechten Frauen*gruppe der Identitären Bewegung (IB), welche »von oben […] plattgemacht [wurde], ohne jegliche Rechtfertigung, ohne irgendein Argument« (Flesch 2019a: #2:11:00#).

Auch (extrem) rechte trans* und inter* Personen rechtfertigen ihre Zugehörigkeit zur Szene unter anderem anhand (vermeintlicher) biologischer Faktoren. Sie betrachten ihre

> »Position [als] ein absoluter Widerspruch zur Genderideologie und [sie] hassen diese Ideologie, denn sie stellt [ihren] Lebenskampf als etwas Beliebiges dar« (Trans-team Philosophia Perennis 2018).

Während inter* Personen aufgrund der unterschiedlichen Geschlechtschromosomenvarianten die biologisch begründbare Existenz weiterer Geschlechter außerhalb der Zweigeschlechtlichkeit zugesprochen wird, argumentieren (extrem) rechte trans* Akteur*innen mit »neuen neurobiologischen Forschungsergebnissen« (ebd.) für ein ausschließlich binäres Geschlechterbild. Sie führen eine vermeintliche Diskrepanz zwischen Geschlechtschromosomen und »Hirngeschlecht« (ebd.) als »Beweis für die biologische ›Verdrahtung‹ der Geschlechtsidentität« (ebd.) an. Im Sinne eines ontologischen Dualismus wird anschließend dem Gehirn als Ort des mentalen Innenlebens eine dem Körper übergeordnete Rolle zugeschrieben.

---

14 Die Begriffe Organisation, Initiative und Kampagne werden von den »Lukreta«-Mitgliedern ohne erkennbare Begründung synonym verwendet.

Das empfundene Geschlecht siegt somit über die geschlechtliche Geburtsklassifikation, denn »Geschlechtsidentität entsteht zwischen den Ohren, nicht zwischen den Beinen« (ebd.). Dieses biologisch-philosophische Deutungsmuster ermöglicht also eine Erklärung von Trans*geschlechtlichkeit außerhalb der Annahme der sozialen Konstruiertheit von Geschlecht als in der Natur verankert und ist hierdurch mit einer (extrem) rechten Ideologie vereinbar.

Selbstbezeichnungen und -inszenierungen

Zur Verdeutlichung der Zugehörigkeit zur (extrem) rechten ›Wir‹-Konstruktion nutzen die betreffenden Akteur*innen ein großes Repertoire an Schlüsselbegriffen sowie diskursiven Praktiken.

So grenzen sich diese beispielsweise häufig durch die Nutzung spezifischer Selbstbezeichnungen ab, welche eine Unterscheidung zu vermeintlich inhaltsnahen Forderungen politischer Gegner*innen ermöglichen sollen. Femonationalistinnen* benennen ihre Aktivitäten daher in einigen Fällen als »feminine« (Sellner/Radikalfeminin 2017; Boßdorf/Krautzone #19:53#) und nicht als ›feministische‹ Projekte. Statt für ›Emanzipation‹ setzen sie sich für »Frauenrechte« (ebd.: #7:00#; Lukreta 2019a) ein und an Stelle von ›Gleichstellung‹ wird von »Gleichberechtigung« (Storch 2019) gesprochen. Selbige Strategie lässt sich bei (extrem) rechten trans* und inter* Personen beobachten, wenn sie die als inhaltlich veraltet geltenden Begriffe Trans- und Intersexualität zur Selbstbezeichnung nutzen (vgl. Trans-team Philosophia Perennis 2018). Auch die exzessive Verwendung des generischen Maskulinums (extrem) rechter Aktivist*innen zur Selbstbezeichnung (z.B. Reinhild Boßdorf benennt sich selbst als »Mitbegründer der Fraueninitiative ›Lukreta‹« [Boßdorf/Krautzone 2019: #0:19#.]) und die massive Ablehnung geschlechtersensibler Sprech- und Schreibweisen können hiermit erklärt werden.

Eine weitere, häufig zu beobachtende Praktik (extrem) rechter Akteurinnen* ist die Selbstinszenierung als besonders weiblich, wobei diese entweder durch eine massiv sexualisierte, sehr feminine oder aber eine stark auf Familie und Mutter*schaft fokussierte Eigendarstellung gelingt. Auch eine Kombination aller Facetten ist möglich. Beispielhaft für diese Sexualisierung ist der mediale Auftritt des rechten Frauenbündnisses Kandel deren Teilnehmerinnen* sich selbst als »wild & sexy« (Kandel-Kanal 2019) bezeichnen.

Die Mitglieder von »Lukreta« präsentieren sich demgegenüber als ›harmlose Mädchen* von nebenan‹ mit langen Haaren, die häufig zum Zopf geflochten sind und gedeckter Kleidung (vgl. Lukreta 2019b). Ingrid Weiß, die Ehefrau* des Leiters* der IB Leipzig Alex Malenki, gibt sich in ihrem Instagram-Profil traditionell mütterlich (vgl. Weiss 2019) und schließt damit nahtlos an das klassische (extrem) rechte Frauen*bild an.

Fazit

Der vorliegende Beitrag kann nur einen kleinen Einblick in die Komplexität der Aushandlungsprozesse bezüglich der Zugehörigkeit zur (extremen) Rechten bei Geschlechts- und Sexualitätsthemen geben. Dennoch verdeutlichen die vorgestellten Beispiele, wie es unterschiedlichen Akteur*innen der (extremen) Rechten gelingt, durch Umdeutungen und sukzessive Erweiterungen des gültigen Heteronormativitätsdispositivs als Teil dieser ›Wir‹-Konstruktion wahrgenommen zu werden. Die Ideologie wird hierdurch anschlussfähig für eine Vielzahl weiterer Individuen, welche nicht klassischerweise mit (extrem) rechten Gedankengut in Verbindung gebracht werden. Die Anzahl der legitimen Sprecher*innenpositionen wächst, die Szene erscheint nach außen fortschrittlich und vielschichtiger. Dies kann wiederum zu einer generellen Imageverbesserung und steigender Akzeptanz innerhalb der Gesamtgesellschaft führen. Diese Modernisierungsbestrebungen stehen dabei jedoch in ständiger Auseinandersetzung mit den ebenso vorhandenen (Re-)Traditionalisierungstendenzen der (extremen) Rechten. Dietze beschreibt diese scheinbaren Widersprüche innerhalb rechter Bewegungen als ›dynamisches Paradox‹ (Dietze 2018: 35f) und verweist darauf, dass diese »in Bewegung bleiben und stetig neu verhandelt werden« (ebd.). Die Auseinandersetzung mit solchen Ungereimtheiten und Bruchstellen, wie im vorliegenden Beitrag geschehen, erlaubt die Kritik an und die Hinterfragung von vermeintlich progressiven Positionen innerhalb der (extremen) Rechten und damit schlussendlich ihre Dekonstruktion.

Literatur

Autor*innenkollektiv Fe.In (2019), *Frauen*rechte und Frauen*hass. Antifeminismus und die Ethnisierung von Gewalt,* 1. Aufl., Berlin.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (2016) [1966], *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, 26. Aufl., Frankfurt/M.

Birsl, Ursula (2011), »Rechtsextremismus und Gender: ein Paradigmenwechsel in der Forschung«? in: Ursula Birsl (Hg.), *Rechtsextremismus und Gender*, Opladen, S. 11–26.

Bitzan, Renate (2011), »›Reinrassige Mutterschaft‹ versus ›nationaler Feminismus‹. Weiblichkeitskonstruktionen in Publikationen extrem rechter Frauen«, in: Ursula Birsl (Hg.), *Rechtsextremismus und Gender*, Opladen, S. 115–127.

Bitzan, Renate (2017), »Geschlechterkonstruktionen und Geschlechterverhältnisse in der extremen Rechten«, in: Fabian Virchow, Martin Langebach und Alexander Häusler (Hg.). *Handbuch Rechtsextremismus*, (Edition Rechtsextremismus), Wiesbaden, S. 325–373.

Blech, Norbert (2015), »Beatrix von Storch: Ich organisiere die ›Demos für Alle‹«, in: queer.de, https://www.queer.de/detail.php?article_id=23190, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (Hg.) (2016), *Strategie »Gender Mainstreaming«. Gleichstellung und Teilhabe*, https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/themen/gleichstellung/gleichstellung-und-teilhabe/strategie-gender-mainstreaming/strategie--gender-mainstreaming/80436?view=DEFAULT, letzter Zugriff: 08.12.2019.

Butler, Judith (2019) [1990], *Das Unbehagen der Geschlechter*, 20. Aufl., (Gender studies, Bd. 1722 = Neue Folge, Bd. 722), Frankfurt/M.

Dietze, Gabriele (2018), »Rechtspopulismus und Geschlecht. Paradox und Leitmotiv«, in: *Femina Politica* 27 (1), S. 34–46.

Dietze, Gabriele (2019), *Sexueller Exzeptionalismus. Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus*, Bielefeld.

Farris, Sara R. (2017), *In the Name of Women's Rights. The Rise of Femonationalism,* https://ebookcentral.proquest.com/lib/gbv/detail.action?docID=484531, North Carolina.

Foucault, Michel (1978), *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit,* Berlin.

Foucault, Michel (2016) [1976], »Sexualität und Wahrheit - Der Wille zum Wissen«, in: Michel Foucault (Hg.), *Die Hauptwerke*, Unter Mitarbeit von Axel Honneth, 4. Aufl., Frankfurt/M., S. 1024–1151.

Foucault, Michel/Konersmann, Ralf (1998), *Die Ordnung des Diskurses*, [Inauguralvorlesung am Collège de France, 2. Dezember 1970], Frankfurt/M.

Frey, Regina/Gärtner, Mark/Köhnen, Manfred/Scheele, Sebastian (2013), *Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie. Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse*, (Schriften des Gunda-Werner-Instituts, 9), Berlin.

Geden, Oliver (2007), *Rechtspopulismus. Funktionslogiken - Gelegenheitsstrukturen – Gegenstrategien*, Berlin.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967), *The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research*, New York, NY.

Haritaworn, Jin/Tauqir, Tamsila/Erdem, Esra (2008), »Gay Imperialism. Gender and Sexuality Discourse in the ›War on Terror‹«, in: Adi Kuntsman und Esperanza Miyake (Hg.), *Out of place: Interrogating Silences in Queerness/Raciality*, York, S. 71–95.

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2015), »›Anti-Genderismus‹ - Warum dieses Buch«? in: Sabine Hark und Paula-Irene Villa (Hg.), *Anti-Genderismus*, Bielefeld, S. 7–13.

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017), *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart,* Bielefeld.

Hausen, Karin (1976), »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Neue Forschungen*, 1. Aufl., Stuttgart, S. 363–393.

Häusler, Alexander (2017), »Themen der Rechten«, in: Fabian Virchow, Martin Langebach und Alexander Häusler (Hg.), *Handbuch Rechtsextremismus*, Wiesbaden, S. 135–180.

Hartmann, Christian/Klesse, Christian (2007), »Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht – eine Einführung«, in: Jutta Hartmann (Hg.), *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, Bd. 10, Wiesbaden, Wiesbaden, S. 9–15.

Heitmeyer, Wilhelm (1992), *Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie. Erste Langzeituntersuchung zur politischen Sozialisation männlicher Jugendlicher,* Weinheim.

Keller, Reiner (2007), »Diskurse und Dispositive analysieren. Die Wissenssoziologische Diskursanalyse als Beitrag zu einer wissensanalytischen Profilierung der Diskursforschung«. in: *Forum Qualitative Sozialforschung* 8 (2), http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/7, letzter Zu griff: 24.12.2019.

Keller, Reiner (2011), *Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms*, 3 Aufl., Wiesbaden.

Keller, Reiner (2018), *Wissenssoziologische Diskursanalyse,* Unter Mitarbeit von Saša Bosančić und Wolf Schünemann, Augsburg.

Kemper, Andreas (2016), *Demo für Alle, AfD und Geschichtsklitterung,* https://andreaskemper.org/2016/02/26/demo-fuer-alle-afd-und-geschichts klitterung/, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Laclau, Ernesto (2010) [1996], *Emanzipation und Differenz*, Wien.

Lang, Juliane/Peters, Ulrich (2018), »Antifeminismus in Deutschland. Einführung und Einordnung des Phänomens«, in: Juliane Lang und Ulrich Peters (Hg.), *Antifeminismus in Bewegung, Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt*, Hamburg, S. 13–35.

Online Etymology Dictionary (Hg.) (2019), *Gender*, https://www.etymonline.com/search?q=gender, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Stier, Sebastian/Posch, Lisa/Bleier, Arnim/Strohmaier, Markus (2017), »When populists become popular: comparing Facebook use by the right-wing movement Pegida and German political parties«, in: *Information, Communication & Society* 20 (9), S. 1365–1388. DOI: 10.1080/1369118X.2017.1328519.

Villa, Paula-Irene/Hark, Sabine (2017), *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart,* Bielefeld.

Wielowiejski, Patrick (2018), »Homosexuelle gegen Gender Mainstreaming. Antifeministische und antimuslimische Homofreundlichkeit in der Alternative für Deutschland«, in: Juliane Lang und Ulrich Peters (Hg.), *Antifeminismus in Bewegung. Aktuelle Debatten um Geschlecht und sexuelle Vielfalt*, Hamburg, S. 139–158.

Wildt, Michael (2012), *Volksgemeinschaft*; Hg. v. Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), https://www.bpb.de/izpb/137211/volksgemeinschaft, letzter Zugriff: 12.05.2020.

Quellen

Alternative für Deutschland (AfD) (Hg.) (2019a), *Europawahlprogramm. Programm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum 9, Europäischen Parlament 2019,* https://www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2019/03/AfD_Europawahlprogramm_A5-hoch_web_150319.pdf, letzter Zugriff: 07.12.2019.

Alternative für Deutschland (AfD) (2019b), *Weihnachtsgruß,* https://twitter.com/PoggenburgAndre/status/1079810691924742147/photo/1, letzter Zugriff: 07.12.2019.

Berger, David (2019a), »Lehrstühle für Gender-Gedöns und Pornos«, Hg. v. Philosophia Perennis, https://philosophia-perennis.com/2019/09/14/lehrstuehle-fuer-gender-gedoens-und-pornos, letzter Zugriff: 24.12.2019.

Berger, David (2019b): Facebook-Kommentar vom 23.09.2019, Facebook, https://www.facebook.com/profile.php?id=100045072465768, letzter Zugriff: 18.12.2019.

Berger, David; Weidel, Alice (2017), Alice Weidel: »Die AfD ist die einzige echte Schutzmacht für Schwule und Lesben in Deutschland«, Ein PP-Exklusiv-Interview mit AfD-Spitzenkandidatin Alice Weidel – von David Berger, Hg. v. Philosophia Perennis, https://philosophia-perennis.com/2017/09/20/alice-weidel-interview, letzter Zugriff: 15.12.2019.

Beverfoerde, Hedwig von (2016), Beverfoerde: AfD nicht am Bündnis »Demo für Alle« beteiligt, Hg. v. kath.net, http://www.kath.net/news/54030, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Boßdorf, Reinhild; Krautzone (2019), Eine »rechte« Frauenbewegung: KRAZ-Gespräch mit Reinhild (Folge 13), Hg. v. Krautzone, https://www.youtube.com/watch?v=g6Q-v95JoY4, letzter Zugriff: 29.12.2019.

Demo für Alle (Hg.) (2015), »Gender erklärt in weniger als 3 Minuten«, https://www.youtube.com/watch?v=c8hwvyoNOpA, letzter Zugriff: 18.12.2019.

Demo für Alle (Hg.) (2019), »Demo für Alle – Startseite«, https://demofueralle.blog/, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Der III. Weg (Hg.) (2019), »Die Weggefährtin #026: Das ›Frauenbild‹ aus biologisch-weltanschaulicher Sicht – Teil ½«, https://der-dritte-weg.info/2019/03/die-weggefaehrtin-026-das-frauenbild-aus-biologisch-weltanschaulicher-sicht-teil-1-2, letzter Zugriff: 29.12.2019.

Deutscher Gender Kongress (Hg.) (2019), Internetauftritt, https://www.genderkongress.org/, letzter Zugriff: 28.12.2019.

DS-TV/NPD (Hg.) (2015), DS-TV 20-15: »Gender Mainstreaming: Die totale Geschlechterverwirrung«, Der Nachrichtenkanal der Nationaldemokratischen Partei (NPD), https://www.youtube.com/watch?v=u2HP_zzztC4, letzter Zugriff: 18.12.2019.

Flesch, Oliver (2019), »Absurde Tagesschau« LIVE! Mit Lisa, Angel, Alex & Patrick, Video inzwischen gelöscht, https://19vierundachtzig.com/2019/06/01/absurde-tagesschau-live-mit-lisa-angel-alex-patrick/, letzter Zugriff: 30.12.2019.

Heimatkollektiv (Hg.) (2019a), »Lukreta. Weil wir handeln müssen«, https://www.heimatkollektiv.net/lukreta/, letzter Zugriff: 15.12.2019.

Heimatkollektiv (Hg.) (2019b), »Grundsätze. Importierte Kriminalität Verhindern«, https://www.heimatkollektiv.net/grundsaetze/, letzter Zugriff: 16.12.2019.

Kandel-Kanal (Hg.) (2019), Telegramnachricht des Kandel-Kanal vom 12.11.2019, letzter Zugriff: 31.12.2019.

Kelle, Birgit/Kubelik, Tomas/Leisenberg, Wolfgang/Michels, Eva M./Nachbaur, Kathrin/Reichel, Werner (2017), »Genderismus. Der Masterplan für die geschlechtslose Gesellschaft«, 2., erweiterte Auflage. Hg. v. Christian Günther und Werner Reichel, Wien.

Lisa Licentia (2019), Telegramnachricht vom 15.12.2019, letzter Zugriff: 31.12.2019.

Lukreta (2019a), Telegramnachricht vom 02.09.2019, letzter Zugriff: 31.12.2019.

Lukreta (Hg.) (2019b), Telegramnachrichten vom 30.09. und 02.12.2019, letzter Zugriff: 31.12.2019.

Philosophia Perennis (Hg.) (2019), »Genderideologie - Warum eine Sonderseite?«, https://philosophia-perennis.com/genderideologie-gender-auseinandersetzung, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Pirinçci, Akif (2019), »Manifest«, https://der-kleine-akif.de/2019/11/21/manifest/?fbclid=IwAR2J4MBnkiLvQRJeslpXmGaa0AExYNexgb9MQo4CVvtyG6AcMVozjOy7WTg, letzter Zugriff: 29.12.2019.

Ring nationaler Frauen (RNF) (Hg.) (2019), »Über uns, Nationaldemokratische Partei Deutschland (NPD)«, https://www.ring-nationaler-frauen-deutschland.de/index.php/ueber-uns, letzter Zugriff: 29.12.2019.

Seibt, Naomi (2019a), »#FierceWithoutFeminism - Wir sind nicht eure Opfer«, (with English subtitles), https://www.youtube.com/watch?v=1WmLFkP3rRc, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Seibt, Naomi (2019b), »COMING OUT[…] meine Erfahrung #PRIDEMONTH«, (Deutsche Untertitel folgen), https://www.youtube.com/watch?v=G1x0-hzWNE8, letzter Zugriff: 31.12.2019.

Sellner, Martin; Radikalfeminin (2017), »Radikalfeminin - Frauen gegen Genderwahn«, https://www.youtube.com/watch?v=T5eXlysYF7I, letzter Zu-griff: 29.12.2019.

Storch, Beatrix von (2018), »Beatrix von Storch (AfD) - Gendergaga im Innenausschuss«, https://www.youtube.com/watch?v=yr5NIyrqxEE, letzter Zugriff: 18.12.2019.

Storch, Beatrix von (2019), »Beatrix von Storch (AfD) - Gleichstellung bedroht Gleichberechtigung«, https://www.youtube.com/watch?v=QXPwwElbLKg, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Trans-team Philosophia Perennis (2017a), »Unisextoiletten zur Rettung des Abendlandes?«, Hg. v. Philosophia Perennis, https://philosophia-perennis.com/2017/01/11/unisextoiletten-transsexuelle/, letzter Zugriff: 24.12.2019.

Trans-team Philosophia Perennis (Hg.) (2017b), »Genderkritiker sollen endlich erkennen, dass Transsexuelle wichtige Verbündete im Kampf gegen den Genderwahn sind!«, https://philosophia-perennis.com/2017/11/10/transsexuelle-gegen-genderwahn/, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Trans-team Philosophia Perennis (2018), »Transsexuelle gegen die Glaubenssätze der Genderideologen«, Hg. v. Philosophia Perennis, https://philosophia-perennis.com/2018/07/29/transsexuelle-gegen-die-glaubenssaetze-der-genderideologen/

Ulfig, Alexander (2019), »Politische Ideologie, aber keine Wissenschaft: Großangriff auf die ›Gender Studies‹«, Hg. v. Philosophia Perennis, https://philosophia-perennis.com/2019/07/18/politische-ideologie-aber-keine-wissenschaft-grossangriff-auf-die-gender-studies/, letzter Zugriff: 18.12.2019.

Voigt, Udo (Hg.) (2019), »Weil Deutschland nicht nur Männersache ist!«, Nationaldemokratische Partei Deutschland (NPD), https://www.youtube.com/watch?v=ugMfWcoutQk, letzter Zugriff: 29.12.2019.

Weidel, Alice (2017), Wahlkampfabschluss der AfD: Rede von Alice Weidel. Viernheim, https://www.youtube.com/watch?v=nryxvv-BFdM, letzter Zugriff: 16.12.2019.

Weidel, Alice (2018), Generalaussprache zur Regierungspolitik - Dr. Alice Weidel (AfD), Deutscher Bundestag 19. Legislaturperiode, Berlin, https://www.youtube.com/watch?v=Vc8Ra3FmE2Y

Weiss, Ingrid (2019), Instagramnachrichten von Ingrid Weiss vom 25.12.2019 und 15.11.2019, https://www.instagram.com/ingridwss/, letzter Zugriff: 31.12.2019.

Zasowk, Ronny (2019), »Ja zur Volksgemeinschaft – Nein zu Multikulti und Ellenbogengesellschaft!«, Hg. v. Nationaldemokratische Partei Deutschland (NPD), https://npd.de/2019/01/ja-zur-volksgemeinschaft-nein-zu-multikulti-und-ellenbogengesellschaft/, letzter Zugriff: 07.12.2019

.

Cyberkolonialismus und dekoloniale feministische Applikationen

Pinar Tuzcu

In ihrem *A Cyborg Manifesto* von 1985 behauptete Donna Haraway eine imaginäre Subjektivität, die Komponenten von Maschine und Mensch zusammenfügt und es ermöglicht, das techno-ontologische Zusammenleben in einem geschlechtslosen, klassenlosen, rassenlosen Körper zu träumen. Als sie sich ihren Cyborg im Kontext von Feminismus, Sozialismus und Materialismus vorstellte, wies sie auf ein »Mythensystem« hin, das »darauf wartet, eine politische Sprache zu werden, die eine andere Sichtweise auf Wissenschaft und Technologie begründet und die Informatik der Herrschaft zum Kampf herausfordert« (1995 [1985]: 49). In diesem Aufsatz möchte ich unter dem Titel Cyberkolonialismus und dekoloniale feministische Applikationen bei diesem Mythensystem verweilen.

Mit der Analyse eines als *Cambridge Analytica Scandal* bekannten Falls und eines Dokumentarfilms mit dem Titel »The Cleaners« (2018), in dem die *digitalen Pflegearbeiter*innen* in der Stadt Manila auf den Philippinen porträtiert werden, möchte ich mit dem Konzept Cyberkolonialismus zeigen, wie die digitalen Infrastrukturen und Software-Anwendungen (Apps) und ihre sozialen Bedingungen genutzt werden, nicht nur, um die kapitalistischen Profiteur*innen zu befriedigen, sondern auch, um die politische und soziale Landschaft des globalen Südens zu beeinflussen. Diese beiden Fälle zeigen, dass man schließlich nicht segeln und sich an Orten niederlassen muss, um sie zu kolonisieren, sondern lediglich eine Software-Anwendung entwickeln und installieren (lassen) muss. Während der Analyst als neue Figur des Kolonisierers figuriert, werden die alten und neokolonialen Konstellationen als neue *Extensions* und Softwareanwendungen in die Browser dieser Gebiete hochgeladen.

In dieser Hinsicht beschreibe ich Cyberkolonialismus als algorithmische Macht, die in westlichen Gebieten angesammelt wird, und die die neokolonialen und digitalen Infrastrukturen kombiniert, mit denen die Regionen und

ihre Bewohner*innen und sowie ihre sozialen und wirtschaftlichen Schwachstellen, Schwankungen und ausnutzbaren Stärken mithilfe von Software-Anwendungen prognostiziert und manipuliert werden. Obwohl die fortdauernde Geschichte der feministischen Intervention in die Informatik der (weißen) Herrschaft ihren Modus und ihre Werkzeuge vom Cyberfeminismus zum Technofeminismus, vom Hashtag-Feminismus zum digitalen Feminismus (vgl. Scharff et al. 2018) geändert hat, wurde die Reaktion weitgehend in der Form von *Ansätzen* artikuliert. Ich hebe im Folgenden darauf ab, dass die antikoloniale feministische Antwort nicht mehr in Form eines Ansatzes erfolgen sollte, sondern in dekolonialen feministischen *Anwendungen* / *Applications* kodiert werden sollte.

In den letzten zehn Jahren hat das wissenschaftliche Interesse an der digitalen Sphäre unter der Rubrik *Digital Humanities* zugenommen. Die hier relativ neu entstandenen Studien wurden jedoch nicht nur wegen ihrer homogenen, weiß dominierten Perspektiven kritisiert (vgl. McPherson 2018; Losh/Wernimont 2018), sondern auch wegen ihrer Affirmation von Big Data und ihrer unkritischen Positionierung zu Verletzungen der Privatsphäre bei der Sammlung von großen Datenmengen (vgl. Couldry und Mejias 2019; Risam 2019). Dieser Gestus, der früher und auch jenseits des akademischen Kontexts insbesondere in der cyberfeministischen Rhetorik und Politik um die 1990er Jahre wiedergegeben wurde, ist nun vielmehr Skepsis und Kritik gegenüber der Technologie gewichen (vgl. Tuzcu 2016). Insbesondere postkoloniale/dekoloniale und feministische/queere Wissenschaftler*innen of Color auf dem Gebiet der *Digital Humanities* und darüber hinaus haben gezeigt, dass im Gegensatz zu dem unkritischen Ansatz der *Digital Humanities*, der das Digitale verherrlicht hat, davon auszugehen ist, dass digitale Räume nicht von einem analogen Leben getrennt ist, sondern dass sie stark miteinander verwoben sind (Kolko et al. 2000, Wajcman 2004, Namakura 2008; Gajjala/Gajjala 2008; Nakamura/Chow-White 2013; Gajjala 2013). Diese Feststellung markiert die Relevanz einer intersektionalen Perspektive in der und für die Debatte über Technologie, und zeigt, inwiefern das digitale Leben ebenso voreingenommen sein kann wie das analoge Leben selbst und soziale Ungleichheiten sich durch technologische Geräte, Games und Softwareprogramme und sogar durch Suchmaschinen ausbreiten können (vgl. Namakura 2012; Noble 2016; Benjamin 2019).

Diese kritischen Ansätze, die insbesondere von feministischen/queeren Wissenschaftler*innen of color entwickelt wurden, zeigen:

»The true reason for feminist excitement about the extention of virtual reality space [should] not [be] the sudden, redemptive abolishment of all interfering differences, but rather, the opening up new possibilities of politics of difference« (Tuzcu 2016: 1).

Mit anderen Worten, wie ich bereits in meinem Artikel »Allow Access to Location? Digital Feminist Geographies« dargelegt habe: Um die politische Sprache, die die algorithmische Macht und die Informatik der Herrschaft verunsichert, in den Vordergrund zu stellen, müssen wir zunächst

»understand the interface between digital and geographic locations as a place that allows for the production of shifting understandings of borders and locations« (Stehle und Prei-Smith, 9. 2016).

In dem vorliegenden Artikel verweist der Begriff Cyberkolonialismus auf genau dieses *Interface* – die Oberfläche eines Systems, in dem neokoloniale Online- und Offline-Infrastrukturen interagieren, miteinander verbunden werden und die kolonialen Ungerechtigkeiten vertiefen und verbreiten.

Interfacing digitale koloniale Infrastruktur: Apps und Traps

Das Interface bezeichnet

»eine gemeinsame Grenze oder Kontaktzone zwischen einem Computersystem und einem anderen Agenten oder einer anderen Entität, sei es ein Mensch, ein Gerät oder eine periphere Software oder Hardware« (Brown, 2018: 273).[1]

In dieser Hinsicht ist beispielsweise ein Touchscreen auf einem Smartphone oder einem Laptop ein Interface. Wenn es berührt wird (Interaktion), reagiert der Bildschirm auf die Anforderung des Benutzers (*Command*) und öffnet die Anwendungen mithilfe einer algorithmischen Sprache (*Codes*). Interfaces, zumindest in modernen Computersystemen, spielen somit die Rolle einer Art Wand, die Programmierer*innen und Benutzer*innen voneinander trennt. Da Benutzer*innen nicht direkt auf die Sprache und das Codierungssystem der Programmier*in zugreifen und diese nicht sehen können, können sie nicht direkt in das Betriebssystem eingreifen.

Online-Infrastrukturen beziehen sich jedoch auf ein sehr kompliziertes Netzwerk:

1 Übersetzungen von Zitaten im Beitrag durch Pinar Tuzcu.

»Understanding the infrastructure as a network linking various nodes allows us to recognize a plurality of sites where material systems (and their failures) are entwined with social relations and with a complex interplay of structure and agency« (Wilson 2016: 261).

James Edmond erinnert daher daran, dass

»ein nützlicherer Ansatz zur Definition der Infrastruktur darin besteht, nicht zu erfassen, was sie ist, sondern was sie macht; oder genauer gesagt, wie sie macht, was sie macht« (2016: 60).

Mit dem Begriff Cyberstruktur von Craig Stewart et al. wird darüber hinaus ein komplexes Netzwerk beschrieben, das

»viele Technologien (Hardware, Software, Verarbeitung, Speicherung, Kommunikation usw.) zusammenbringt, um eine kohärente End-to-End-Funktionalität zur Unterstützung von Anwendersoftware bereitzustellen« (2010: 5).

Wie die Beschreibung von Stewart et. al. deutlich macht, wäre die Infrastruktur ohne Softwareanwendungen nicht betriebsbereit. Dies bedeutet, dass Softwareanwendungen eine Schlüsselrolle beim *Computing* spielen, da sie die gegebenen Commands der Benutzer*innen in algorithmische Codes übersetzen. Dies ist die einzige Sprache, die ein Computer verstehen kann. Algorithmen sind in diesem Sinne spezifische Programmiersprachen, die eine geeignete und funktionale Befehlskette für Betriebssysteme erstellen. Arithmetisch gesehen sind Algorithmen grundlegende Lösungen für bestimmte Probleme. In sozialer Hinsicht gehört die arithmetische Berechnung zum Alltag. Tatsächlich verwenden wir Algorithmen zum Organisieren und Programmieren unserer täglichen Praktiken, die als alltägliche Algorithmen bezeichnet werden können. Eines der häufigsten und einfachsten Beispiele für alltägliche Algorithmen sind Koch- oder Backrezepte (vgl. Erwing 2017). Das heißt, jeder Schritt, der den Koch zu einem Ergebnis führt, wird als Algorithmus bezeichnet.

Es ist unnötig zu erwähnen, dass Computeralgorithmen besonders sind, da sie viele verschiedene Lösungen für komplexe Probleme gleichzeitig mit einer unglaublich schnellen Geschwindigkeit erzeugen können, die die Fähigkeiten jeder Menschheit übertreffen würde. Genau dieser Charakter macht Computer nicht nur zu etwas Besonderem, sondern lässt sie auch schlauer aussehen. Derek Rabinsons stellt in *Software Studies: Ein Lexikon* die Frage: »Wenn Computer so intelligent sind, warum programmieren sie sich nicht selbst?« Seine Antwort: »Jemand müsste zuerst das Programm schreiben, und noch war niemand so schlau« (2008: 102).

«Who did this?« Algorithmic Bias und Verantwortlichkeit der Codierer*innen

Der Mensch ist Architekt*in der Online-Strukturen und algorithmischen Codierungen. Ohne Menschen gäbe es keine funktionierenden Computer oder Maschinen. Dies bedeutet, dass das Rechnen so sozial wie technisch ist. Was also als technisch angesehen wird, hat unbestreitbar Auswirkungen auf das analoge soziale Leben. Das Erkennen dieser sozio-technischen Aspekte ermöglicht nicht nur, sich kritisch mit Fragen von Codierung und Computing auseinanderzusetzen, sondern ermöglicht es auch, über die Rechenschaftspflicht in Bezug auf den algorithmischen Bias zu sprechen.

Die ich bereits erwähnt habe: Wenn wir das Internet als Erweiterung des sozialen Lebens auf den virtuellen Raum betrachten, sind die diskriminierenden Praktiken in Bezug auf Rasse, Klasse, Geschlecht, Fähigkeiten usw. leider nicht verschwunden, sondern werden durch Codierung und Programmierung in die Online-Infrastruktur eingebettet (vgl. Buolamwini 2016; Noble 2018). Tatsächlich geben Batya Friedman und Helen Nissenbaum bereits 2006 in ihrer Arbeit »Bias in Computing« einen umfassenden Überblick über drei verschiedene Phasen der Verzerrung, die die technosozialen Aspekte des Computing entfalten: »bereits vorhandene Verzerrung«, »technische Verzerrung« und »emergente Verzerrung.« Sie schreiben:

> »Preexisting bias has its roots in social institutions, practices, and attitude: When computer systems embody biases that exist independently, and usually prior to the creation of the system, then we say that the system embodies preexisting bia: Preexisting biases may originate in society at large, in subcultures, and in formal or informal, private or public organizations and institution: They can also reflect the personal biases of individuals who have significant input into the design of the system, such as the client or system designer. This type of bias can enter a system either through the explicit and conscious efforts of individuals or institutions, or implicitly and unconsciously, even in spite of the best of intentions« (Friedmann and Nissenbaum: 333, 1996).

Friedman und Nissenbaum beschreiben weiter, dass sich »technische Verzerrung« auf die Form der Verzerrung bezieht, die aufgrund technischer Einschränkungen und Beschränkungen sowie Prioritäten entsteht. Die »emergente Verzerrung« entsteht allerdings »some time after a design is completed, as a result of changing societal knowledge, population, or cultural values« (ebd.: 336).

Diese Erkenntnis, dass der Computer nicht nur eine Frage des technologischen Fachwissens, sondern auch der sozialen Interpretation ist, eröffnet einen neuen Weg, um die Informatik der ›männlichen‹ Herrschaft und der algorithmischen ›kolonialen‹ Macht kritisch einzubeziehen und herauszufordern. In diesem Kontext dekolonialer feministischer Anwendungen stellt sich die Frage: »Who did this?« Ziel der Befragung ist es, den Prozess der Datafizierung zu entfalten, indem untersucht wird, wie Online-Daten erfasst werden, wer Zugriff auf diese Daten hat und wer nicht, welche Art von Daten ignoriert, priorisiert und übersprungen werden und wie diese Daten beim Codieren und Programmierend interpretiert und integriert werden.

Tatsächlich zeigt Cathy O'Neil in ihrem mittlerweile weithin bekannten Buch *Weapons of Math Destruction: How Big Data Increases Inequality and Threatens Democracy*, das Ausmaß der Auswirkungen von Datafizierung und algorithmischer Kodifizierung nicht nur auf unser persönliches Leben, sondern auch auf die Gesellschaft und ihre Zukunft im Allgemeinen. Weil Daten sehr wichtig sind, um ein laufendes Betriebssystem zu erstellen. Und zwar, wenn ein Programm mit genügend Daten versorgt wird, wird es nicht nur schneller, sondern kann auch prognostizieren, was als Nächstes kommt. O'Neil gibt außerdem an, dass »as the [data companies] gain more information, they will be able to create more powerful prediction: That is the nature of the data economy« (2016: 170).

Prognose in dieser Hinsicht wurde zu einer der gefragtesten Tugenden der Digitalisierung. In diesem Zusammenhang werden ›digitale Daten‹ wirtschaftlich zu einer sehr wertvollen Ressource. Ein bekanntes Finanzmagazin, *The Economist*, behauptete 2017, Daten seien das neue Öl unserer Zeit. Das heißt, wenn das Öl ein Antrieb für eine geografische Invasion war, werden Daten zunehmend zur neuen Motivation für die digitale Expansion. Vorhersagen können als das angesehen werden, was Friedmann und Nissenbaum als »emergente Verzerrung« bezeichneten, da technische Einschränkungen und Beschränkungen tatsächlich niemals übergreifende Interpretationen zulassen, so dass unabhängig davon, wie groß die Daten sind, die Analyst*in gezwungen ist, die Fakten in eine spekulative Erzählung umzuwandeln, um Glaubwürdigkeit zu erzeugen – also eine *Data-fiktion* zu produzieren.

Politik der Prognose und Data-fiktion: Vom Weatherman zum Data Scientist

Mit Blick auf die politischen Zusammenhänge zwischen Finanzspekulation und spekulativer Fiktion untersucht Aimme Bahng (2018), inwiefern die prädiktive Analyse schon immer eines der stärksten Werkzeuge für die Entwicklung kolonialer Erzählungen zur Eroberung von Orten mit ›fantastischen Karten‹ und fabelartigen Fakten war. Wie im gesamten Finanzsektor beruht die Prognose beim Rechnen auch auf »probabilistischen Logiken, um quantitative Daten in einen narrativen Bogen umzuwandeln«, und »diese Datafizierung ist auch eine Wiedergabe von Daten in Fiktion oder statistische Erzählung« (ebd.: 4). Bahng untersucht in ihrem Buch *Migrant Futures: Decolonizing Speculation in Financial Times* (2018), wie Profiteure digitale Daten verwenden, die durch Softwareanwendungen gesammelt wurden, und sie in Wahrscheinlichkeitsaussagen umwandeln, diesmal jedoch nicht nur, um die Zukunft oder das Verhalten von »lesbaren und berechenbaren Subjekten« (ebd.: 5) vorherzusagen, sondern auch mit dem Ziel der Veränderung und Manipulation ihres zukünftigen Verhaltens: Das bedeutet, diese Art der algorithmischen Invasion durch prädiktive Analysen findet nicht nur in persönlichen privaten Räumen statt. Sie zielt auch darauf ab, entfernte Orte, Länder und ihr politisches Klima sowie ihre sozialen Bedingungen zu kontrollieren.

Ein aktuelles Beispiel dafür ist der Skandal um das britische Politikberatungsunternehmen *Cambridge Analytica*. Ende 2015 wurde dank Whistleblowern, die zu diesem Zeitpunkt in den höchsten Positionen des Unternehmens tätig waren, bekannt, dass das Unternehmen rechtswidrig an verschiedenen demokratischen Wahlen und Referenden wie etwa dem Brexit beteiligt war (vgl. Sherr 2018; The Great Hack 2019). Das Unternehmen hatte scheinbar eine Softwareanwendung auf der Facebook-Oberfläche installiert, die in Form eines einfachen Persönlichkeitstests mit dem Titel »Dies ist Ihr digitales Leben« auftauchte. Akzeptierte ein Facebook-Nutzer*in einmal die Allgemeinen Geschäftsbedingungen, um die Fragen zu beantworten, wurde der Software ohne Wissen der Nutzer*innen die Berechtigung erteilt, auf andere Profile in ihrer Freundesliste zuzugreifen (vgl. Confessore 2018; The Great Hack 2019). Auf diese Weise griff das Unternehmen *Cambridge Analytica* allein in den USA auf 50 Millionen Benutzerkonten zu (vgl. Kaiser 2018; The Great Hack 2019). Das Unternehmen verwendete die Daten, um politische Daten zu erstellen und Strategien und

Taktiken für ihre Kunden zu entwickeln, um sie zum Wahlsieg zu führen. Es wurde festgestellt, dass das Unternehmen an zahlreichen Wahlen in Ländern wie Malaysia, Trinidad und Tobago, Litauen, Rumänien, Kenia, Ghana und Nigeria beteiligt war. Der Fall *Cambridge Analytica* zeigt, wie ich im folgenden Teil diskutiere, die digitale territoriale Expansion, die ich als *koloniale Extension/colonial extension* bezeichne.

Hans von Storch und Carsten Gräbel zeigen in ihrem Artikel »The dual role of climatology in German colonialism«, wie »Klimawissen«, das durch Wetterbeobachtung und -vorhersage gesammelt wurde, eine wichtige Rolle »in der westlichen Kolonialpolitik« spielte, um die am besten geeigneten Regionen für die europäischen Siedler vorherzusagen (vgl. ebd. 2018: 3) Wie sie insbesondere in Deutschland berichten, spielte die kaiserliche Behörde »Deutsche Seewarte« in Hamburg eine wichtige Rolle bei der Erfassung von Wetterdaten in Übersee über Wetterstationen (ebd.: 4). Laut von Storch und Gräbel war »eine wichtige Anwendung der Klimatologie die Planung von Kolonialakquisitionen und von Schifffahrtsrouten zur Verbindung von Kolonien mit Heimatländern« (ebd.: 5). Als es erstmals in Deutschland eingerichtet wurde, wurde »das meteorologische Beobachtungsnetzwerk« als großartige kulturelle Errungenschaft und »Qualifizierung« der deutschen Kolonialisierung als »kreatives« Unternehmen gefeiert. Wie die Studie von Storch und Gräbel zeigt, halfen die gesammelten Daten über das Klima durch die Wetterstationen über den Meeren nicht nur den europäischen Kolonisator*innen, über die Lebensbedingungen und Herausforderungen der Kolonialräume, sondern auch über die körperlichen Merkmale wie die Form der Nasen der in diesen Regionen lebenden Einwohner*innen zu spekulieren (ebd.: 7–10). Daher wurden die über Wetterstationen gesammelten Daten im Dienst der Vorhersage und Schätzung von Variabilitäten, Schwachstellen und ausnutzbaren Ressourcen von Zielregionen des Kolonialismus verwendet. In dieser Hinsicht ist die Prognose als Kolonialstrategie kein neues Phänomen. Im digitalen Zeitalter hat das Motiv jedoch ein weiteres Maß an Effizienz und Geschwindigkeit erreicht, da Big Data als *Junk*[2] akkumulierter Online-Fußabdrücke eine bessere und schnellere Vorhersage unseres Verhaltens verspricht. Algorithmen schätzen schließlich nicht nur »wer

---

2 Eine nahezu angemessene Übersetzung des Begriffs wäre das deutsche Wort ›Schrott‹, das eine Ansammlung unbrauchbaren, rohen Materials beschreibt. Der Begriff verweist darauf, dass ein einzelnes Datum für sich kaum Bedeutung generiert, sondern erst in der Kombination mit anderen einzelnen Daten relevant wird. Ohne analytischen Prozess ist es lediglich ein Stück Material.

wir sind« oder einfach »wo wir sind«, sondern werden auch eingesetzt, um durchzusetzen, »wer wir werden« oder »wohin wir gehen könnten«.

Laut Hamid Ekbia et. al. ist »Prognose das Markenzeichen von Big Data« (2015: 10). Wenn Daten das neue Öl unserer Zeit sind, deutet ihre sozio-finanzielle Verwertung in dieser Hinsicht auf ein »Projekt hin, dass die menschliche Stimmung in Daten umwandelt […] mit dem Ziel der Vorhersage« durch Data Mining und algorithmische Extraktion (vgl. Bahng, 2018: 170). Durch *Predictive Analytics* zeigen algorithmisch gestaltete Softwareanwendungen genau, wo die Daten digital genutzt werden können und wer jeweils lokal zugänglich ist.

Brian Godsey macht in seinem Buch *Think Like a Data Scientist* die koloniale Denkweise hinter diesem prädiktiven Ansatz klar, indem er schreibt:

«Because we're currently in the refinement phase of big data collection and the widespread adoption phase of statistical analysis of that data, we've created an entire data ecosystem wherein the knowledge that has been extracted is only a very small portion of the total knowledge contained. Not only has much of the knowledge not been extracted yet, but in many cases the full extent and properties of the data set are not understood by anyone but only a few software engineers who set up the system [...]. The aggregation of all of this underutilized or poorly understood data to me is line an entirely new continent with many undiscovered species of plants and animals, some entirely unfamiliar organisms, and possibly a few legacy structures left by civilizations long departed'. […] If today's ecosystem of data is like a largely unexplored continent, then the data scientist is its explorer. Much like early European explorers of the Americas or Pacific islands« (2017: 47).

Während in der Kolonialzeit spezifische Länder von den Kolonialfirmen wegen ihres Öls oder wegen ihrer unterirdischen Ressourcen besetzt waren, werden unser Privatleben sowie unser soziales Leben für digitale Daten nach und nach annektiert. In dieser Hinsicht kann man argumentieren, dass alltäglich verwendete Begriffe wie Data Mining, Datenextraktion und Datenvermittlung sowie das Wort »Explorer« *nicht* zufälligerweise ein koloniales Vokabular reproduzieren.

Begriffe wie Datenkolonialismus (vgl. Couldary/Mejias) und digitaler Kolonialismus (vgl. McLean 2019) sollen den Zusammenhang zwischen Ausbeutung, Diskriminierung und virtuellem Raum aufzeigen. Die Begriffe erfassen immer noch nicht ganz die Komplexität, die mit der Frage von prädiktiver und algorithmischer Macht verbunden ist. Da die Aufrechterhaltung der kolonialen Bestrebungen im digitalen Zeitalter über den Prozess der Datafizierung hinausgeht und ihre Auswirkungen nicht im digitalen Bereich

verbleiben. Und auch der Begriff *digital* drückt nicht immer die Online-Infrastrukturen und deren Erweiterung in Offline-Einstellungen aus und umgekehrt. Daher behaupte ich, dass der Begriff Cyberkolonialismus nicht nur direkt mit der Kultur von Computern, Informationstechnologie und virtueller Realität zusammenhängt, sondern auch die Diskussion über digitale Ausbeutung und Manipulation radikalisiert. Denn der Begriff Cyberkolonialismus bezieht sich auf die infrastrukturellen Merkmale des Kolonialismus, indem er sich auf die neuen Wege geografischer Invasionen durch Softwareerweiterungen bezieht. Es beschreibt die algorithmische Macht, die in den Tastaturen der westlichen Gesellschaften angesammelt ist und somit neue Formen von Ungleichheiten erzeugt. Diese neue Macht installiert das, was einst als Codes des Offline-Kolonialismus bekannt war, wieder online.

In dieser Hinsicht verstehe ich Cyberkolonialismus als algorithmische Macht, die die Regionen und ihre Bewohner*innen manipuliert, indem sie ihre sozialen und wirtschaftlichen Schwachstellen und ausnutzbaren Stärken prognostiziert. Diese Form des Kolonialismus erfordert zwar anscheinend keine physische oder logistische Bewegung, was ihn gewissermaßen unsichtbarer, weniger wahrnehmbar macht, wie ich im Folgenden zeige, aber dies macht ihn nicht weniger destruktiv. Mit Hilfe von *Predictive Analysis* und Softwareanwendungen muss man nicht in einer bestimmten Geografie physisch segeln und siedeln, sondern lediglich Code schreiben und installieren, wie wir im Fall von *Cambridge Analytica* sehen. Ich nenne das auch *Installer*-Kolonialismus/*installer colonialism* – eine virtuelle Version des Siedler*innen-Kolonialismus.

Diese Definition fordert jedoch dazu auf, die Paradigmen hinter der algorithmischen Codierung zu betrachten und möglicherweise zu überdenken, wie diese algorithmische Logik das postkoloniale Vokabular, etwa das Konzept der ›Subalternität‹, neu definiert, und daraufhin dekoloniale feministische Anwendungen zu entwerfen. Um an diesen Debatten teilzunehmen, nehme ich Gayatri Spivaks Frage »What sort of coding has produced this subject?« (1993: 221) zum Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen.

Nicht codierbare Subjektivitäten, fehlende Parameter

Nichts/*Nothing* im algorithmischen Codesystem bezeichnet die Daten, deren Computerwert dem Programmierer unbekannt ist. Das heißt, da Computer

beim Rechnen vollständig mit Zahlen betrieben werden, symbolisiert ›nichts‹ einen unmessbaren Wert bzw. fehlende Daten. Wenn die Programmierer*innen auf einen fehlenden Parameter stoßen, schreiben sie eine »Dummy-Zeile« mit dem Befehl: // *do nothing,* um Code in der algorithmischen Befehlskette zu überspringen. Der Informatiker Howard Weiner gibt an, dass nichts im Computer gleich Null ist. Das Einfügen einer Null in eine algorithmische Codekette anstelle fehlender Daten führt schließlich zu falschen Vorhersagen. »Wenn Daten fehlen«, schreibt er, »wird es große Unsicherheit bei der Schätzung einer zusammenfassenden Statistik geben, bei der ein Teil fehlt« (2016: 161). Um jedoch die Vorhersageoperation zu erzwingen, verwendet die Programmierer*innen »alle verfügbaren Zusatzdaten, um abzuschätzen, was nicht gemessen wurde« (Weiner, 2016: 162). Kurz gesagt, beim *Computing* muss das, was nicht gemessen wurde und nicht gemessen werden kann, als übersprungener Code (*skipped code*) markiert werden, jedoch nicht mit einer Null.

»The term Subalternity«, wie John Beverly in seinem Buch *Subalternity and Representation: Arguments in Cultural Theory* schreibt, »refers to a condition of subordination brought about by colonization or other forms of economic, social, racial, linguistic, and/or cultural dominance« (1992: 2). Laut Beverly ist die enge Beziehung zwischen Subalternität und Repräsentation mit der Frage der Macht verbunden, durch die eine bestimmte und kleine Gruppe von Menschen die »kognitive Autorität besitzt und [ihre] Hegemonie sichern kann« (ebd.). Er beschreibt die subalterne Subjektivität im Sinne eines übersprungenen Codes, indem das subalterne Subjekt »der Symbolisierung widersteht«, die er schreibt, und »eine Wissenslücke wird, die die Vermutung, sie zu ›kennen‹, umstürzt oder besiegt«. Denn als Datum wird die Subalterne* nicht messbar (ebd.).

In seinem Artikel »Digital Divide 2.0 and the digital Subaltern« (2008) versucht Mike Kent, die Verbindung zwischen dem Digitalen und der Subalterne zu finden, indem er den Begriff *Digital Divide* zum Einsatz bringt. Er bezieht sich auf die demographische Lücke zwischen denjenigen, die Zugang zum Internet, zur Hardware und zum technologischen Wissen haben, und denjenigen, die diese nicht haben. Kents Darstellung der digitalen Subalterne* bietet in diesem Sinne einen produktiven Einstiegspunkt in die Diskussion, da er die digitalen Subalternen beschreibt als »Gruppe ohne Stimme«, die »nicht unbedingt aufgrund mangelnder physischer Infrastruktur, sondern aufgrund von Kräften im Zusammenhang mit kulturellem Kapital oder Bewusstsein vom Zugang zur digitalen Umgebung ausgeschlossen

sind« (ebd.: 87). Kents Verständnis der digitalen Subalternität in dieser Definition bezieht sich auf das »Problem des Zugangs« in Bezug auf technische und soziale Barrieren sowie Informationsgrenzen, das die Cyberwelt insgesamt für einige unzugänglich macht (ebd.: 87–88).

In Kents Beschreibung bleibt jedoch der Unterschied zwischen der sogenannten analogen und der digitalen Subalternität unklar. Wie er festhält, haben »die digitalen Subalternen wie ihre analogen Entsprechungen keinen Platz zum Sprechen und kein Bewusstsein für ihre Position. [...] Ohne gemeinsame Räume im Internet kann die digitale Subalterne nicht erkennen, wovon sie ausgeschlossen ist« (ebd.: 87). Laut Kent hat die Subalterne in der digitalen Welt erneut keine Stimme, nur weil sie nicht *verbunden* sind. Aber wenn die Subalternen im digitalen Zeitalter offline bleiben, was konstruiert sie dann als digital?

Laut Radhika Gajjala sollten wir zur Beantwortung dieser Frage die Subalternen in der digitalen Welt nicht in Bezug auf die Fragen der Konnektivität verfolgen. Denn sie schreibt: »Was als Kluft erscheint, ist komplexer als das« (2016: 16). Das heißt, unabhängig davon, ob die Subalterne* verbunden/connected ist oder nicht, erscheint sie dennoch im »Zusammenspiel von unsichtbarem Interfacedesign und politischer, wirtschaftlicher und diskursiver Hierarchien, die die Subalterne als Daten codiert haben« (ebd.). Nach Gajjalas Argumentation schlage ich vor, dass das, was die Subalterne* im Digitalen rekonstruiert, nicht einfach eine Frage der ›Zugänglichkeit‹ ist, sondern eine Frage der ›Codierung‹. Da den Subalternen möglicherweise der Zugriff auf die digitale Welt verwehrt wird, werden sie in der algorithmischen Befehlskette weiterhin als übersprungener Code/*skipped code* oder möglicherweise als Null angezeigt, da sie außerhalb des codierbaren Bereichs liegen. Dies bedeutet, dass sie als ›nicht-codierbare Subjektivitäten‹ weiterhin in den algorithmischen Berechnungen und digitalen Vorhersagen enthalten sind, die die Welt prägen.

Cambridge Analytica: Datenanalysten als neue Trickser

Das britische Beratungsunternehmen *Cambridge Analytica*, das an den Wahlen 2010 in Trinidad & Tobago beteiligt war, fand in der Öffentlichkeit besondere Aufmerksamkeit, da Alexander Nix, wie ich im folgenden Teil zeige, als

einer der CEOs des Unternehmens erstaunliche Details zu diesem Wahlkampf in einem Werbevideo enthüllte, das letztlich von einem Whistleblower der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. In diesem Video entfaltet Nix Rede die Dynamik des Cyberkolonialismus und seine prädiktiven Tricks:

»There are two main political parties, one for the blacks and one for the Indian: And you know, they screw each other. So, we were working for the Indian: We went to the client and we said, 'We want to target the youth'. And we try to increase apathy. The campaign had to be non-political, because the kids don't care about politic: It had to be reactive, because they're lazy. So, we came up with this campaign, which was all about: Be part of the gang. Do something cool. Be part of a movement. And it was called the 'Do So!' campaign. It means ›I'm not going to vote‹, ›Do so! Don't vote.‹ It's a sign of resistance against, not the government, against politics and voting. They're making their own YouTube video« (*Who we are?* 2019 #0:29-1:30#).

Wie Nix erklärt, standen in Trinidad & Tobago zwei Parteien im Wettbewerb um die Regierung. Eine ist die Indische Partei des United National Congress (UNC), welche im Wesentlichen von Indo-Trinidadianer*innen gewählt wurde, und die People's National Movement Partie (PNM), deren Wähler*innen hauptsächlich Afro-Trinidadianer*innen waren. Durch die Einrichtung eines Facebook-Kontos mobilisierte *Cambridge Analytica* die Jugend des Landes gegen eine Abstimmung bei den Wahlen, die wie eine Jugendbewegung an der Basis aussah. Sie zielte vornehmlich darauf ab, die schwarzen Jugendlichen von den Wahlen auszuschließen, um die Oppositionspartei zum Sieg zu führen.

Im Gegensatz zur Darstellung der Bewegung als Jugendbewegung wurden die Slogans und symbolischen Gesten der Nichtwahlkampagne von einem 81-jährigen Rentner inspiriert, der mit dem Arm ein Kreuzzeichen machte, um den damaligen Premierminister während dessen Besuchs in seiner Nachbarschaft am Betreten seines Grundstücks zu hindern. Diese spontane Geste des Anwohners, Percy Villafana, wurde zum Symbol für die Kampagne »Don't Vote!« und damit zu der durch *Cambrigde Analytica* fingierten ›Grassroots-Bewegung‹. Während des Werbevideos, in dem Nix versucht, dem zukünftigen Kunden die prädiktive Kompetenz des Unternehmens als Produkt zu verkaufen, hört man im Hintergrund eine Gruppe junger Leute, die singen: »Do So! Do So! Run with it! Run with it! Run, Run, run!« (*Who we are?* 2019 #1:30-1:40#).

Laut Alexander Nix bestand die strategische Absicht darin, den Anschein zu erzeugen, dass eine Bewegung geschaffen werden sollte, die jeden jungen

Menschen im Land anziehen und einbeziehen sollte. Wie Nix jedoch herausstellt, bestand die Strategie des Unternehmens darin, explizit die schwarze Jugend anzusprechen, um, in seinen Worten, »die Apathie« unter ihnen zu »erhöhen« und sie davon abzuhalten, zu wählen. Im folgenden Teil des Videos erklärt Nix ihren prädiktiven Erfolg auf die Art und Weise, wie Donna Haraway es prominent bezeichnete, einen »god trick«. Mit Haraway ließe sich der Datenwissenschaftler Nix verstehen als «not just [acting] mythically about the god trick of seeing everything from nowhere, but [he also] put[s] the myth into ordinary practice« (Harraway 1988: 581). Nix weiter:

»We knew that when it came to vote, all the Afro-Caribbean kids wouldn't vote, because they ›Do So!‹ But all the Indian kids would do what their parents told them to do, which is ›go out and vote‹. They [the Indo-Trinidadian youth] had a lot of fun doing this, but they're not go against their parents' will« (*Who we are?* 2019 #1:43–2:01#).

Aber: Wie um alles in der Welt wusste *Cambridge Analytica*, dass die schwarze Jugend des Landes bei den Wahlen von der sogenannten »Do so!«-Bewegung erreicht werden würde und die indo-trinidadische Jugend nicht? Als Soziolog*in, Sozialwissenschaftler*in, die selbst mit analytischen Methoden arbeitet, wirft dies für mich viele methodologische Fragen auf: Welche Art von Daten oder welche Art von analytischem Ansatz und Methodik würden eine solche Interpretation ermöglichen? Wenn es nicht nur um die Frage der Methode geht, sondern auch um die Frage des Rechnens, dann frage ich mich: Welche Art der algorithmischen Kategorisierung und Filterung könnte es ermöglichen, das politische Verhalten der Jugendlichen bei den Wahlen vorherzusagen?

Nix Vorhersage-Analyse erinnert an die Verwendung von Wettervorhersagen durch frühe Kolonisator*innen, um die anatomischen Merkmale von Menschen darzustellen. Hier zeigt Nix Data-fiktion das politische Verhalten zweier verschiedener Gruppen in der Zukunftsform, wodurch er *Cambridge Analytica* auch als verhaltensveränderndes Unternehmen sichtbar werden lässt.

The Cleaners: Digitale Pflegearbeit, Koloniale Toxizität und Cyberkoloniale Viralität

Der Dokumentarfilm »The Cleaners« macht auf weitere Aspekte des Cyberkolonialismus aufmerksam. Er porträtiert die Arbeiter*innen in Manila auf den Philippinen, welche bei einem Subunternehmen beschäftigt sind, das für Facebook arbeitet. Diese Mitarbeiter*innen, die als »Content Moderator« bezeichnet werden, sind dafür verantwortlich, die verschieden Arten von Medien zu sortieren, die im Widerspruch zu den sogenannten Community-Standards von Soziale Medien stehen. Sie bereinigen das Internet etwa von gewalttätigen, pornografischen Inhalten, aber auch von bestimmten politischen Aussagen, von denen angenommen wird, dass sie die diplomatischen Beziehungen zwischen bestimmten Ländern gefährden könnten. Das heißt, wenn jemand Inhalte veröffentlicht, die gegen die Richtlinie verstoßen, die im Wesentlichen vom Social-Media-Unternehmen erstellt wird, besteht die Pflicht dieser Mitarbeiter*innen darin, sie zu löschen.

Wie der Dokumentarfilm kritisch darstellt, arbeiten die sogenannten Content Moderator an einem isolierten Ort und bleiben völlig anonym. Sie arbeiten anonym, nicht weil der Job, den sie machen, ihr Leben riskiert oder geheime Informationen beinhaltet, sondern weil die Unternehmen, für die sie arbeiten, nicht wollen, dass der Öffentlichkeit bekannt wird, dass sie diejenigen sind, die entscheiden, was bleiben soll und was aus der Online-Welt gelöscht wird. Der Dokumentarfilm zeigt die Komplexität ihrer unterbezahlten Arbeit und auch das Ausmaß der emotionalen Zerstörung, die sie aufgrund ihrer Tätigkeit erleiden. So komplex und riskant wie ihre Arbeit, so einfach sind die Befehle, die sie an die Software geben, mit der sie arbeiten: ›Löschen‹ oder ›Ignorieren‹. In der Dokumentation wird die Zuschauer*in mit Einzelschicksalen der Arbeiter*innen konfrontiert, die das Internet ›von seinem Müll säubern‹. Einer der Arbeiter in den Filmen erklärt seine Tätigkeit auf folgende Weise:

> »die Aufgabe der Content Moderatoren ist es, den Dreck weg zu machen. Das ist unser einziges Ziel. Dafür sind wir da. Sicher zu stellen, dass nichts Anstößiges online gestellt wird. Das ist alles« (#0:07:20–0:07:40#).

Die Arbeiter*innen sehen täglich etwa 25.000 Bildern und Videos, Inhalte, die zu 80 Prozent in westlichen Ländern produziert werden. Das heißt, der digital produzierte »Dreck« wird durch digitale Infrastruktur in ein postkoloniales Land transportiert. Das ist nichts Neues: Der Export von Abfällen

aus westlichen Ländern auf die Philippinen hat bereits eine (neo-)koloniale Tradition.

Seit 2013 schickt bspw. ein kanadisches Privatunternehmen Tonnen Müll auf die Philippinen. Während es zwischen Kanada und den Philippinen die Einigung gab, dass der exportierte Müll nur recycelbares Material sein sollte, stellte sich später jedoch heraus, dass die Lieferungen auch Hausmüll enthielten, darunter Plastikflaschen oder benutzte Windeln für Erwachsene. Obwohl dies zu Spannungen zwischen beiden Ländern führte, blieb das Abfallproblem bis 2019 ungelöst. Als sich der Vorfall 2019 wiederholte, stellte der Präsident der Philippinen, Rodrigo Duterte, den kanadischen Behörden ein Ultimatum und sagte ihnen, sie sollten ihre Abfälle »nach Hause« bringen. In einer Pressekonferenz drohte er sogar, Kanada den Krieg zu erklären, sollten sie dem nicht nachkommen. Danach wurden schließlich 103 Abfallschiffe von Manila nach Vancouver zurückgeschickt. Begoña Simal-González erklärt diese fortdauernde koloniale Beziehung anschaulich, wenn sie schreibt

> »while the global north continues to consume large quantities of products, overwhelmingly made of toxic materials like plastic, the onus of the more hazardous productive activities [...] falls on the global south, which regularly receives the ‹garbage flotilla’: The waste in the dumpsite is both local and global, for the organic garbage originating in the neighbouring mega-city, Manila, is compounded with the more insidious and profitable residual elements of the new capitalist regime: nonorganic waste« (2019: 218).

Die Mülldeponien, tatsächlich Sitz des Outsourcing-Regimes des Neo- und Cyberkolonialismus, sind eine der wichtigsten Einkommensquellen für die armen Gemeinden dieser Stadt. Eine Studentin in der Dokumentation »The Cleaners« erzählt von ihrer Angst, Müllsammlerin zu werden, die sie motivierte, aufs College zu gehen (#00:16:45–00:17:45#). Ironischerweise arbeitet sie nun als Content Moderator, um den ›Dreck‹ des Internets zu sortieren. In ihrer Arbeit muss sie erkennen, wie giftig digitaler Abfall werden kann. ›Digitale Toxizität‹, so Simal-González, »are conjoined in Waste Theory, which evokes the commodification of human beings, in this case subaltern [youth and] the insidious toxicity of waste« (2019: 218). Während sich jedoch der analog erzeugte Abfall in diesen neokolonialen Kontexten auf eine fast unsichtbare, langsam wirkende Gewalt bezieht – «the non-spectacular, nonscopic and almost invisible nature of slow violence renders it rather difficult to grasp in a visual and emotional manner« (ebd.) – erfährt im Kontext des Cyberkolonialismus digitaler Dreck eine Beschleunigung der Gewalt, da der

Dreck im Internet spektakulär ist. Ihre Durchschlagskraft erhält die Gewalt vor allem dadurch, dass die sogenannten Content Moderatoren täglich 25.000 Bildern ausgesetzt sind und in Sekundenschnelle über ihre Angemessenheit entscheiden müssen.

Wie der Titel des Dokumentarfilms bereits zeigt, sind sie die Pflegearbeiter*innen der digitalen Welt und machen in grundlegender Weise Sorgearbeit. Einerseits wird ihre Arbeit als ungelernter Job eingestuft, da als Content Moderator keine vorherige Ausbildung oder Schulung erforderlich ist. Andererseits bleibt ihre Arbeit komplett unsichtbar, da die von den (westlichen) Nutzer*innen wahrgenommene Oberfläche des Internets nicht verrät, was aussortiert wurde, wenn die Content Moderator mit ihren reduzierten Werkzeugen hinter dem Bildschirm arbeiten: löschen oder ignorieren. Ihre Arbeit erfordert ein extrem hohes Maß an affektivem Einsatz, da sie nicht nur ›das Internet reinigen‹, sondern in emotionaler und individuell belastender Weise in eine Industrie der Pflegearbeit einbezogen sind.
Encarnacion Gutierrez Rodriguez beschreibt in ihrem Buch *Migration, Domestic Work and Affect: A Decolonial Approach on Value and the Feminization of Labor* (2010) die Beziehung zwischen Hausarbeit und affektiver Arbeit. Sie schreibt:

»domestic work involves more than just cleaning or arranging the household. It demands the investment of subjective facility: Further, domestic work in private households is a site of affect: Social relations are negotiated here not only through the balancing of racialized and gendered boundaries, but also through the affective energies, sensations and intensities mediating this space of encounter. The social fabric of daily encounters is thus impacted on by the affective energies shaping the space we inhabit« (ebd.: 148).

Unabhängig davon, ob dies von männlichen oder weiblichen Arbeitenden durchgeführt wird, lässt sich die beschriebene *Content Moderation* im Kontext der Tradition feminisierter Arbeit kritisch betrachten. Tatsächlich nicht nur wegen der assoziativen Nähe zum Reinigen, sondern weil es weitere Qualitäten der Pflegearbeit beinhaltet. Content Moderation bedeutet, Frieden zu wahren, Konflikte zwischen verschiedenen Ländern, Regimen, Parteien, Gruppen und Gemeinschaften zu verhindern. Die Belastung, die mit dieser Verantwortung einhergeht, wird deutlich, als eine der Arbeitnehmerinnen in der Dokumentation ihre Besorgnis darüber äußert, dass ihre Entscheidung, ein Bild oder ein Video zu ignorieren oder zu löschen, »sogar einen Krieg verursachen kann« (# 00:31:45–00:31:47#). Diese Aussage demonstriert das Ausmaß der psychologischen Effekte der Arbeit, die nicht selten im Suizid

der als Content Moderator Beschäftigten endet. Was im Westen lediglich als angemessener Inhalt in der Online-Welt gezeigt und wahrgenommen wird, ist die neokoloniale Auslagerung der Aufgabe einer visuellen Folter der Reinigung. Eine anonyme Arbeiter*in berichtet:

»Mein Teamkollege hat sich erhängt. [...] Er war spezialisiert auf Videos, in denen sich Menschen selbst verletzen. Die negativen Folgen trägt der Content Moderator selbst. Die Firma hat es geheim gehalten. Business as usual« (min. 1:17:50-1:18:29).

Fazit: Dekoloniale feministische Applikationen

Wenn wir die beiden oben dokumentierten Fälle unter dem Begriff Cyberkolonialismus zusammenführen, sehen wir deutlich die Verschränkungen von Online- und Offline-Welt sowie die Wechselwirkungen der neokolonialen Dynamik. Cyberkolonialismus verstehe ich nicht als fortgesetzte Form des Neokolonialismus, aber ich schlage vor, das Zusammenwirken von Neo- und Cyberkolonialismus analytisch im Blick zu behalten. Wie bereits gesagt, beschreibt der Neokolonialismus nicht unbedingt die digitale Dynamik, die immer mächtiger wird. Der Begriff Cyberkolonialismus umfasst noch andere Arten digitaler Ausbeutung wie etwa Datenkolonialismus oder digitalen Kolonialismus, eröffnet uns jedoch auch die Möglichkeit, postkoloniale und dekoloniale Verständnisse im Bereich des Cyberspace zu überdenken.

Im Jahr 1982 schrieb Stuart Hall: »Es gibt keinen verständlichen Diskurs ohne die Bedienung eines Codes.« (ebd.: 16) Im digitalen Zeitalter, so könnte man anschließen, gibt es keinen verständlichen Code beim *Computing* außerhalb des Regimes der hegemonialen Macht. Es geht um die Frage, wer die Maschine codiert und ihr beibringt, wie man Wissen auf Kosten derer erzeugt, die mit dem Befehl »Nichts tun/*Do nothing*« im System übersprungen werden. Das heißt, wenn die Subalterne als übersprungener Code, als fehlende Daten in die algorithmische Codekette eintritt, macht das System seine Vorhersagen immer unzureichend, wenn nicht völlig falsch. Dies bedeutet, dass der technisch versierte Weiße mit Vorhersagekenntnissen ein fehlerhaftes Wissen und damit Fehler im System erzeugt, das wiederum die Welt regiert, da er immer noch die Macht über die Tastatur hat.

In dieser Hinsicht bauen Algorithmen, die durch die analytische Prognose gestärkt werden, wie Ruha Benjamin schreibt, auf

»already existing forms of racial domination and reinforces them precisely because the apparatus ignores how race shapes the ›weather‹, [but] the system is accurately rigged, because unlike in natural weather forecast, the weathermen are also the ones who make it rain« (2019: 82).

Wenn wir Daten als das Öl des digitalen Zeitalters und die Welt als durch Algorithmen gesteuert verstehen, erfordert das Verständnis des Cyberkolonialismus und seiner Dynamik unterschiedliche Perspektiven, um die neuen Formen der Stilllegung und Unterdrückung zu analysieren, die mit ihnen entstehen. Um eine solche Debatte zu provozieren, könnte man Gayatri Spivaks berühmte rhetorische Frage »Kann die Subalterne sprechen?« als »Kann die Subalterne coden?« umformulieren, um sicherzustellen, dass der Kampf nicht mit der Maschine, sondern mit ihren eigenen Trickstern stattfindet. In dieser Hinsicht müssen wir nach dekolonialen feministischen Applikationen suchen, um die Kodes der algorithmischen Macht und Herrschaft in Frage zu stellen und sie zu dekodieren.

Literatur

Bahng, Aimee (2018), »Decolonizing Speculation in Financial Times«, in: *Migrant Futures,* Durham, North Carolina.

Benjamin, Ruha (2019), »Abolitionist Tools for the New Jim Code«, in: *Race After Technology,* 1. Aufl., MA., Medford.

Beverley, John (1999), *Subalternity and Representation: Arguments in Cultural Theory,* Durham, North Carolina.

Block, Hans/Riesewieck Moritz (2018), *The Cleaners, Documentary, begrueder* beetz, https://fsk16.bpb.de/mediathek/273199/the-cleaners, letzter Zugriff: 18.08.2020.

Buolamwini, Joy (2016), *How I'm Fighting Bias in Algorithms,* https://www.ted.com/talks/joy_buolamwini_how_i_m_fighting_bias_in_algorithms, letzter Zugriff: 24.08.2020.

Confessore, Nicholas (2018), »Cambridge Analytica and Facebook: The Scandal and the Fallout So Far«, in: *The New York Times,* https://www.nytimes.com/2018/04/04/us/politics/cambridge-analytica-scandal-fallout.html, letzter Zugriff: 24.08.2020.

Couldry, Nick/Ulises A. Mejias (2019), *The Costs of Connection: How Data Is Colonizing Human Life and Appropriating It for Capitalism,* 1. Aufl., Stanford/California.

Ekbia, Hamid/Mattioli, Michael/Kouper, Inna/Arave G./Ghazinejad, Ali/Bowman, Timothy/Suri, Venkata Ratandeep/Tsou, Andrew/ Weingart,

Scott/Sugimoto, Cassidy R. (2015), »Big Data, Bigger Dilemmas: A Critical Review«, in: *Journal of the Association for Information Science and Technology*, 66 (8), S. 1523–1545.

Erwig, Martin (2017), *Once Upon an Algorithm: How Stories Explain Computing,* 1. Aufl., Cambridge/Massachusetts/London/England.

Friedman, Batya/Nissenbaum, Helen (1996), »Bias in Computer Systems«, in: *ACM Transactions on Information Systems,* Bd. 14, Nr. 3, S. 330–347, https://doi.org/10.1145/230538.230561

Fuller, Matthew/Gee, David (2008), *Reader in Digital Media Matthew Fuller, Software Studies: A Lexicon,* Cambridge/Massachusetts/London/England.

Gajjala, Radhika/Gajjala, Venkataramana (2008), *South Asian Technospaces,* Bern/Schweiz.

Gajjala, Radhika (2013), *Cyberculture and the Subaltern: Weavings of the Virtual and Real,* Lanham, Maryland.

Godsey, Brian (2017), *Think Like a Data Scientist: Tackle the Data Science Process Step-by-Step*, 1. Aufl., Shelter Island.

Gutiérrez-Rodríguez, Encarnación (2010*), Migration, Domestic Work and Affect: A Decolonial Approach on Value and the Feminization of Labor*, London.

Haraway, Donna (1995), »Ein Manifest Für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften«, in: *Die Neuerfindung der Natur, Primaten, Cyborgs und Frauen.,* Frankfurt/M., S. 33–72.

Haraway, Donna (1988), »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«, in: *Feminist Studies,* Bd. 14, Nr. 3, S. 575–99, https://doi.org/10.2307/3178066

Harrell, D. Fox (2010), »Toward a Theory of Critical Computing: The Case of Social Identity Representation in Digital Media Applications«, in: *CTheory,* http://ctheory.net/ctheory_wp/toward-a-theory-of-critical-computing-the-case-of-social-identity-representation-in-digital-media-applications/, letzter Zugriff: 25.06.2020.

Kaiser, Britanny (2018), *Brittany Kaiser, Former Cambridge Analytica Director: I Voted for Bernie,* https://www.youtube.com/watch?v=krY8DW3V2NU, letzter Zugriff 24.08.2020.

Kolko, Beth/Nakamura, Lisa/Rodman, Gilbert (2000), *Race in Cyberspace,* London.

Losh, Elizabeth/Wernimont, Jacqueline (2019), *Bodies of Information: Intersectional Feminism and the Digital Humanities,* Minneapolis, Minnesota.

Manovich, Lev (2013), *Software Takes Command,* 1. Aufl., New York/London.

Mcpherson, Tara (2012), »Why Are the Digital Humanities So White? Or Thinking the Histories of Race and Computation«, in: Matthew Gold (Hg.): *Debates in the Digital Humanities*. https://dhdebates.gc.cuny.edu/read/40de72d8-f153-43fa-836b-a41d241e949c/section/20df8acd-9ab9-4f35-8a5d-e91aa5f4a0ea#ch09, letzter Zugriff 24.08.2020.

Mike, Kent (2008), »Digital Divide 2.0 and the Digital Subaltern«, in: *Nebula.*

Nakamura, Lisa (2008), *Digitizing Race: Visual Cultures of the Internet,* Minneapolis, Minnesota.

Nakamura, Lisa (2012), »Queer Female of Color: The Highest Difficulty Setting There Is? Gaming Rhetoric as Gender Capital«, in: *Ada New Media* (blog), https://adanewmedia.org/2012/11/issue1-nakamura/

Nakamura, Lisa/Chow-White, Peter (2013), *Race After the Internet,* London.

Naujaim, Jehane/Amer, Karim (2019), *The Great Hack,* Dokumentation,

Nix, Alexander (2016), *Cambridge Analytica - The Power of Big Data and Psychographics,* YouTube, https://www.youtube.com/watch?v=n8Dd5aVXLCc

Nix, Alexander (2019), *Who We Are? Cambridge Analytica Sales Presentation,* https://www.youtube.com/watch?v=omc-5zj70M0

Noble, Umoja Safiya (2018), *Algorithms of Oppression: How Search Engines Reinforce Racism,* New York/London.

O'Neil, Cathy (2016), *Weapons of Math Destruction: How Big Data Increases Inequality and Threatens Democracy,* 1. Aufl., New York.

Osoba, Osonde A./Boudreaux, Benjamin/Saunders, Jessica M./Irwin, J. Luke/Mueller, Pam A./ Cherney, Samantha (2019), *Algorithmic Equity: A Framework for Social Applications,* Santa Monica, Kalifornien.

Parkins, David (2019), »The World's Most Valuable Resource Is No Longer Oil, but Data«, in: *The Economist*, https://www.economist.com/leaders/2017/05/06/the-worlds-most-valuable-resource-is-no-longer-oil-but-data

Scharff, Christina/Smith-Prei, Carrie/Stehle, Maria (2018), *Digital Feminisms: Transnational Activism in German Protest Cultures,* London.

Sherr, Ian (2018), »Facebook, Cambridge Analytica, Data Mining and Trump: What You Need to Know«, in: *CNET,* https://www.cnet.com/news/facebook-cambridge-analytica-data-mining-and-trump-what-you-need-to-know/, letzter Zugriff: 24.08.2020.

Simal-González, Begoña (2019), »›The Waste of the Empire‹: Neocolonialism and Environmental Justice in Merlinda Bobis's ›The Long Siesta as a Language Primer‹«, in: *Journal of Postcolonial Writing,* Bd. 55, Nr. 2, S. 209–22.

Smith-Prei, Maria/Stehle, Maria (2016), *Awkward Politics: Technologies of Popfeminist Activism,* London/Chicago.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1993), *Outside in the Teaching Machine,* Hove, East Sussex, United Kingdom.

Stewart, Craig/Simms, Stephen/Plale, Beth/Link, Matthew/Hancock, David/ Fox, Geoffrey (2010), »What Is Cyberinfrastructure?«, in: *Proceedings ACM SIGUCCS User Services Conference*.

Storch, Hans/Gräbel, Carsten (2018), *The Dual Role of Climatology in German Colonialism,* Singapur.

Tuzcu, Pinar (2016), »›Allow Access to Location?‹: Digital Feminist Geographies«, in: *Feminist Media Studies*, Bd. 16, Nr. 1, S. 150–63.

Wainer, Howard (2016), *Truth or Truthiness: Distinguishing Fact from Fiction by Learning to Think Like a Data Scientist,* New York.

Wajcman, Judy (2013), *TechnoFeminism,* Hoboken, New Jersey.
Wilson, Ara (2016), »The Infrastructure of Intimacy«, in: *Signs Journal of Women in Culture and Society,* Bd. 41, Nr. 2, S. 247–80.

ChemSex: Alternative Lesarten eines mediatisierten Phänomens

Susanne Mäder und Zijad Naddaf

Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Nischenphänomen ›ChemSex‹, unter welchem in der öffentlichen Diskussion vorrangig ›Sex‹ zwischen Männern* (MSM*) unter dem Einfluss von Substanzen (›Chems‹) verstanden wird. ChemSex erfährt sowohl in den traditionellen als auch neuen Medien verstärkte Aufmerksamkeit. Insbesondere Datingplattformen wie Grindr oder PlanetRomeo tragen zur Konstitution des Phänomens bei. Der Artikel intendiert daher erstens, die konstitutiven Elemente von Medien und des medialen Diskurses für die Herstellung des Phänomens ChemSex herauszuarbeiten. Zweitens sollen in Abgrenzung zu den (insbesondere in Gesundheitsdiskursen) vorherrschenden defizitorientierten Erklärungsansätzen alternative Verstehenshorizonte präsentiert werden, mittels derer ChemSex als eine Praxis der Selbstermächtigung und der Befreiung gelesen werden kann. Zunächst wird hierfür ausgeführt, was unter dem Terminus ChemSex verstanden wird und wie sich das Phänomen zeigt. Nachfolgend wird ChemSex als ein mediatisiertes Phänomen vorgestellt. Anschließend wird herausgearbeitet, unter welchen Vorzeichen, gesellschaftlichen Rahmungen und wissenschaftlichen Perspektiven ChemSex bearbeitet wird. Es wird argumentiert, dass ChemSex ein hochkomplexes gesellschaftliches Phänomen darstellt, dem man mit der tendenziell defizitorientierten Perspektive der Gesundheitsprävention nicht gerecht werden kann. Die in diesem Artikel vorgestellten soziologischen Erklärungsversuche sollen dazu einladen, sowohl das Phänomen als auch die Akteure neu zu denken und zu betrachten. Diese alternativen Zugänge zum Verständnis haben den Mehrwert, dass MSM* als aktive und kompetent handelnde Subjekte verstehbar werden und der sozialen Komplexität dieser kulturellen Praxis Rechnung getragen wird.

Was wird unter ChemSex verstanden?

Die Forschergruppe um Bourne definiert ChemSex als »Sex zwischen Männern unter dem Einfluss von Substanzen, die unmittelbar vor oder während der Sex-Session konsumiert werden« (Bourne u.a. 2014: 8). Als typische Orte für ChemSex werden vor allem private Räumlichkeiten, Saunen, aber auch öffentliche Clubs genannt (vgl. Deimel u.a. 2016). Dabei werden die Verabredungen zu einem Treffen an besagten Orten häufig über sogenannte Dating-Apps getroffen (vgl. ebd.). MSM*, die ChemSex praktizieren, verwenden den Begriff mehrheitlich, um Sex in Gruppen mit einer Größe von etwa fünf bis 15 Personen zu bezeichnen (vgl. Hakim 2019).

Die Substanzen, die in diesem Kontext vor allem verwendet werden, sind GHB/GBL,[1] Mephedron[2] und Metamphetamin (Crystal Meth).[3] Während die Nutzung von Substanzen im Partykontext schon länger diskutiert wird (vgl. Drewes/Kruspe 2014), wird der Konsum der besagten psychoaktiven Substanzen durch MSM* in einem sexuellen Setting als eine neuartige spezifische kulturelle Praxis (vgl. Hakim 2019) gesehen,[4] welche derzeit vor allem aus der Perspektive der Gesundheitsprävention – insbesondere auch im Zusammenhang mit der HIV/STI-Prävention – betrachtet wird, worauf später noch näher eingegangen werden wird.

Metamphetamin und Mephedron werden dabei häufiger auch intravenös konsumiert. Diese Praxis wird als ›Slamming‹ bezeichnet und gerade sogenannte ›Slamming-Parties‹ haben in den Medien und in der Gesundheitsförderung größere Aufmerksamkeit erreicht (vgl. Graf/Sander 2017). Slamming wird als eine spezielle sexuelle Spielart verstanden (vgl. Deimel u.a.

---

1 GBL (Gamma-Butyrolacton) oder GHB (Gamma-Hydroxybutyrat), erstmalig 1960 synthetisiert, sind in Deutschland als Narkotika unter der Indikation Narkolepsie zugelassen (seit 2002) und dem Betäubungsmittelgesetz (BtMG) unterstellt.

2 Mephedron bzw. methylmethkathinonhaltiges, ein weißes fein- bis grobkristallines Pulver, ist in Deutschland seit 2010 verboten bzw. als nicht verkehrsfähig eingestuft worden. Es wird in der Regel gesnieft, meist in Zigarettenpapier gewickelt, geschluckt sowie in Tabletten oder Kapselform oral eingenommen und besitzt eine Wirkdauer von ein bis fünf Stunden.

3 Crystal Meth ist eine leistungsstärkere Variante von Amphetamin (Speed), wurde bereits um 1900 entwickelt und ist seit 1988 verboten.

4 Auch wenn es Belege dafür gibt, dass soziale Gruppen seit Jahrtausenden Substanzen in sexuellen Settings konsumiert haben, kann ChemSex basierend auf den Cultural Studies aufgrund bestimmter Besonderheiten wie der Art der eingenommenen Substanzen, der Verwendung von *hook-up*-Apps und den räumlichen und zeitlichen Besonderheiten der Entstehung als eine eigene kulturelle Praxis angesehen werden (vgl. Hakim 2019).

2016). In der EMIS Befragung 2017 (vgl. EMIS 2017) wurden MSM* gefragt, wie viel Sex sie in den letzten zwölf Monaten unter dem Einfluss von Alkohol oder anderen Substanzen hatten. 7 Prozent gaben an, dass jeder sexuelle Kontakt unter dem Einfluss von Substanzen erfolgte. Für Deutschland ergab eine Sekundäranalyse der EMIS Daten (2012), dass ein Prozent der Befragten (innerhalb der letzten vier Wochen) ChemSex-Substanzen konsumiert hatten (vgl. Akzept e.V. Bundesverband Deutsche Aids-Hilfe JES Bundesverband 2015). Im urbanen Raum ist die Auftrittshäufigkeit wesentlich höher (vgl. Schmidt/Marcus 2014). Insgesamt handelt es sich unter den MSM damit eher um eine kleine Gruppe. Insbesondere das Slamming wird von einer kleinen Minderheit praktiziert (lediglich 0,7 Prozent haben dies jemals ausprobiert, vgl. SMHA-Studie).[5]

ChemSex als mediatisiertes Phänomen

Bei ChemSex handelt es sich um ein mediales Phänomen, das insbesondere auch durch Social-Media-Plattformen produziert und repräsentiert wird. Im ChemSex überlagern sich verschiedene medienvermittelte Erfahrungsbereiche. So werden die Kontakte für ChemSex-Verabredungen in der Regel auf Social Media Plattformen wie grindr oder PlanetRomeo angebahnt. In den Datingplattformen wird offen über die Bereitschaft gesprochen, Substanzen zu konsumieren. Dies geschieht im Internet häufiger und offener als offline. Auch das Beschaffen der dazugehörigen Chems funktioniert über Social-Media-Kontakte. Dabei haben sich verschiedene Codes für ChemSex etabliert, mittels derer sich Konsumenten erkennen und kommunizieren: beispielsweise ›pnp‹, was so viel heißt wie ›party 'n' play‹, ›Clouds‹, Wolken aus Methrauch, und ›Tina‹ (eine Referenz an Tina Turner).

»In almost every third chat where people want to meet, it's all ›are you taking something too?‹ and then you ask ›what?‹ - ›yes, Tina or crystal, etc. basically everything‹.« (Interviewausschnitt Deimel u.a. 2016)

Bourne hält fest: »The emergence of sexual networking applications has provided new and innovate ways through which men can access drugs, as well as sexual partners to take drugs with.« (Bourne 2007: 274) Zudem werden

5 Die Studie »Schwule Männer und Aids/HIV« wird in regelmäßigen Abständen in Deutschland durchgeführt. Diese Daten stammen aus 2015 (vgl. Drewes/Kruspe 2016).

Videos von ChemSex-Parties auf Blog-Plattformen wie tumblr geteilt.[6] Bereits über die Nutzernamen ist eine Affinität zu ChemSex ablesbar. So werden Namen wie »SlammedAngel«, »Smokeslut« und »Slamhunter« (Bezugnahme auf die Praxis des ›Slamming‹, den intravenösen Meth-Konsum) verwendet und es werden explizite Fotos und Videos mit Spritzen und sexuellen Handlungen veröffentlicht. So stellt die mediale Darstellung eines MSM* mit Spritze in der Szene teils ein erotisch aufgeladenes ›sign‹ (icon) dar, das Verlangen ›triggert‹. In der Zeitschrift Vice wird ein ehemaliger User zitiert, der nahelegt, dass ChemSex über die mediale (Re)-Präsentation fetischisiert wird. Fetischisierung wird hier als extreme Verabsolutierung und Verehrung verstanden. »Es war nicht sexy, als ich es genommen habe oder Typen dabei zusah, wie sie es nahmen«, erklärt Taylor*, ein 25-jähriger homosexueller Mann, der früher auch Meth genommen hat. »Dennoch glaube ich, dass es Männer gibt, für die es ein Fetisch ist.«[7] Im ChemSex zeigt sich, was Baudrillard als den Übergang von der »mirror phase« in die »video phase« (Baudrillard 1988: 37) bezeichnet hat, wonach das Video metaphorisch und technologisch das Zentrum der Hyperrealität der Postmoderne darstellt. Seiner Ansicht nach kann heutzutage keine Performance oder Handlung ohne ihre medialisierte (Re)-Präsentation stattfinden. Dabei hat das Video nicht das Ziel, eine Handlung spiegelbildlich darzustellen oder eine kontemplative Betrachtung zu ermöglichen. Seiner Ansicht nach ist es das Ziel des Videos, »to be hooked up to itself« (ebd.), das heißt, mit sich selbst verbunden zu sein.

Im Folgenden sollen die Wechselwirkungen zwischen Medienkommunikation und sozialem Handeln im ChemSex näher betrachtet werden. Diesen Fragestellungen wurde vor allem mit dem Konzept der Mediatisierung, einem Schlüsselkonzept der Kommunikations- und Medienforschung (vgl. Krotz 2013; Hepp 2013), untersucht. Im Rahmen dieses Ansatzes wird insbesondere betrachtet, wie sich Prozesse der kommunikativen Konstruktion von Wirklichkeit in bestimmten Medien konkretisieren bzw. wie umgekehrt die Spezifika einzelner Medien den Prozess der kommunikativen Konstruktion von soziokultureller Wirklichkeit beeinflussen. Mit Bezug auf diese Per-

6 Siehe Beitrag in der Online-Ausgabe von Vice, https://www.vice.com/de/article/8qwzmv/im-meth-kosmos-homosexueller-tumblr-nutzer, letzter Zugriff 21.05.2020.

7 https://www.vice.com/de/article/8qwzmv/im-meth-kosmos-homosexueller-tumblr-nutzer, Zugriff 06.07.2020.

spektive kann gefragt werden, wie die ChemSex-Erfahrung in sozialen Medien konkretisiert und geformt wird und umgekehrt, welche Bedeutung Medien bei der Realisierung von ChemSex haben.

In Anlehnung an Schulz (2004) können vier Mediatisierungsprozesse unterschieden werden, die zur Analyse des Zusammenhangs von Medien und ChemSex genutzt werden können: Als »Extension« bezeichnet Schulz Erweiterungen der Möglichkeiten des kommunikativen Handelns im Hinblick auf Ort, Zeit und Ausdrucksmöglichkeiten. MSM*, die ChemSex praktizieren, nutzen in hohem Maße die Möglichkeiten von Social Media, um Gleichgesinnte unabhängig von typischen Szenetreffpunkten und Ausgehzeiten zu identifizieren und zu kontaktieren. Die digitalen Tools erweitern somit die Kommunikationsmöglichkeiten zwischen MSM*, die an ChemSex interessiert sind. Der zweite Aspekt bezeichnet mit »Substitution« den partiellen bzw. vollständigen Ersatz von sozialen *Face-to-Face*-Aktivitäten. Auch wenn Teile der sozialen Prozesse im Rahmen von ChemSex mediengestützt verlaufen und damit partiell Face-to-Face-Kontakte ersetzt werden, wie insbesondere im Rahmen der Kontaktanbahnung und der Verabredungen zu ChemSex, stellen die Face-to-Face-Begegnungen einen wesentlichen Bestandteil der ChemSex-Erfahrung dar. Hakim (2019) proklamiert gerade die kollektive Intimität, die durch ChemSex erlebt wird, als zentrales Moment zur Erfahrung von Nähe in neoliberalen Zeiten. Als dritten Aspekt führt Schulz die »Verschmelzung« von medien- und nicht-medienbezogenem Verhalten in einer Situation an. Im Rahmen von ChemSex ist beispielsweise die parallel zu den offline realisierten sexuellen Handlungen stattfindende Medialisierung der ChemSex-Parties in Form von Videos zu nennen, die auf Medienportalen verteilt werden. Das vierte aus seiner Sicht relevante Moment ist die »Anpassung«, wonach sich verschiedene Bereiche wie Politik oder Sport an einer ›Medienlogik‹ orientieren. Es ist nachgewiesen, dass Selbstdarstellungen und kommunikative Handlungen von MSM* in Social Media an einer vorgegebenen Logik durch die Systeme der jeweiligen Plattformen orientiert bzw. durch sie strukturiert sind (vgl. Miller 2013; Robinson 2013). Bislang weniger erforscht ist, inwieweit auch *Offline*-Aktivitäten im Bereich von ChemSex von einer Medienlogik durchdrungen sind, also beispielsweise Handlungen in einer medienangepassten Form vollzogen werden. Die Darstellung von ChemSex entlang der vier Mediatisierungsmomente zeigt deutlich, dass auch die ChemSex-Erfahrung ähnlich wie voraussichtlich alle gesellschaftlichen Bereiche mediatisiert ist.

Nachdem im vorangegangenen Abschnitt fokussiert wurde, wie Medien die ChemSex-Erfahrung formen, soll als nächstes dargestellt werden, was in Medien über das Phänomen ChemSex zu erfahren ist und unter welchen Vorzeichen es dort behandelt wird.

Unter welchen Vorzeichen wird ChemSex medial diskutiert?

Um zu ermitteln, in welcher Weise und mit welchen Projektionen, Vorstellungen und Bedeutungszuweisungen das Phänomen ChemSex diskutiert wird, erfolgt eine kursorische Sichtung der Darstellung des Phänomens in ausgewählten Treffern einer allgemeinen Google-Suche sowie in Google Scholar.

Gibt man den Begriff ChemSex in das Suchfeld von Google ein, findet das System in 0,49 Sekunden ca. 578.000 Ergebnisse. Wir beschränken uns hier auf eine Auswahl aus den ersten zehn Treffern und beschreiben sie kurz. Ziel dieser Beschreibung ist es, einen ersten kursorischen Überblick über die mediale Darstellung und die in ihnen enthaltenen Prämissen zu erhalten. Der erste Treffer verweist auf das magazin.hiv der Deutschen Aidshilfe[8] und enthält einen Gastbeitrag vom 18. April 2019 von David Stuart, in dem er beschreibt, was er unter ChemSex versteht. Seine Ausführungen verfolgen dabei das Ziel, die scheinbaren Missverständnisse zum Thema ChemSex aus dem Weg zu räumen. Die Darstellungen Stuarts zeigen, dass es ihm um mehr geht als um eine eher einseitige Vorstellung »schwulen Sex zu genießen und Freude daran zu haben«; ChemSex stehe, so Stuart weiter, vor allen Dingen dafür, alternative Praktiken für die Ausübung schwuler Sexualität zu gewinnen. Sie soll demnach als Gegenentwurf zu gesellschaftlicher und inkorporierter Homophobie verstanden werden und löst sich im Verständnis Stuarts eindeutig von verengenden Perspektiven der Gesundheitssorge und HIV/Aids-Prävention. Stuart verweist auf die Problematik, dass unter anderem. durch die Gesundheitskampagnen zur HIV-Epidemie schwuler Sex häufig mit Risiken und Gefahren assoziiert werde und obgleich Dating-Apps in den Communities den Umgang mit ›schwulen Kulturen‹ des ChemSex erleichtert habe, es vielen Personen noch schwer falle, »ihre eigenen sexuellen und emotionalen Bedürfnisse über Profiltexte […] zu kommunizieren«

8 https://magazin.hiv/2019/04/18/was-ist-chemsex/, letzter Zugriff: 10.05.2020.

(ebd.). Daher dienten die Chems insbesondere als »Werkzeug, um mit den Herausforderungen der schwulen Kultur umzugehen« (ebd.). Zusammenfassend betrachtet erscheinen Stuarts Ausführungen als eine Form der Aufklärung über das Phänomen ChemSex und gleichzeitig als ein Versuch, einseitige Erklärungsmuster zu überwinden.

Als eine Form der ›Aufklärungskampagne‹ lässt sich auch der zweite Treffer auf Google lesen. Der Link verweist auf die Deutsche Aidshilfe und die Informationen zu ChemSex sind dem Pfad Startseite – Themen – *Safer Use* zugeordnet.[9] ChemSex wird hier offensichtlich im Themenspektrum der Prävention verhandelt und verweist mit dem Begriff ›safer use‹[10] darauf, dass man Hinweise zu einem sicheren Umgang beim Praktizieren von ChemSex findet. Der Begriff ›safer use‹ zeigt darauf, dass das Praktizieren von ChemSex scheinbar mit Gefahren verbunden und mit der gleichzeitigen Aufforderung eines sicheren Umgangs wird. Dieser Logik folgend finden sich auf der Seite auch »Infos über den Konsum von Substanzen, Schadensminimierung und ChemSex bei ICH WEISS WAS ICH TU (IWWIT)[11], der schwulen Präventionskampagne der Deutschen Aidshilfe.« Sondiert man die Seiten in aller Kürze, stellen sich zwei Verknüpfungen dar: Zum einen sehen wir, wie oben beschrieben wurde, ChemSex unter dem Paradigma des ›safer use‹ als gefahrvolle Praktik, über die zwecks ›Schadensminimierung‹ informiert wird, gleichzeitig sehen wir mit dem Prinzip IWWIT die Aufforderung verbunden, ›selbstbestimmt, aber verantwortlich‹ zu handeln. Die Paradigmen der individualisierten Autonomie und Selbstverantwortung, die hier für den Gesundheitsbereich aufgerufen werden, können als zentrale Handlungsimperative im Neoliberalismus verstanden werden (vgl. hierzu u.a. Bröckling 2019).

Ein weiteres Dokument findet sich auf »checkit.wien«,[12] die eine PDF zum Thema »Was ist ChemSex?«[13] veröffentlicht haben. Das zweiseitige Dokument informiert über die Wirkung der Chems, über die Risiken von

9 https://www.aidshilfe.de/chemsex, letzter Zugriff: 10.05.2020.

10 »Safer use ist ein zusammenfassender Begriff für Strategien, welche vermeidbare Schäden beim Drogenkonsum verringern soll, wie etwa keine Verwendung von Gemeinschaftsspritzen zur Vermeidung einer HIV-Infektion. Der Spitzenaustausch in einem Kontaktladen bietet Drogenkonsumenten die Möglichkeit, alte Spritzen gegen neue umzutauschen.« Siehe: https://www.caritas.de/glossare/safer-use, letzter Zugriff: s.o.

11 https://www.iwwit.de/drogen, letzter Zugriff: s.o.

12 Checkit! ist eine Informations- und Beratungsstelle zum Thema Freizeitdrogen. Vgl. hierzu: https://checkit.wien/, letzter Zugriff: 10.05.2020.

13 https://checkit.wien/media/Chemsex.pdf, letzter Zugriff: s.o.

ChemSex und gibt Hinweise über die Wechselwirkung von Drogen mit HIV- oder Hepatitis-Medikamenten. Das Dokument liest sich als kurze Informationsbroschüre zum Gebrauch von Drogensubstanzen und der ›Risc Reduction‹ ihrer Einnahmen. Die Verbindungen zum Präventionsdiskurs sind auch hier offensichtlich.
Interessant ist auch ein Internetartikel der Deutschen Apotheker Zeitung (DAZ)[14], die als Online-Publikation unter dem Pfad *Daz.online – News –* Spektrum einen Artikel mit dem Titel *»Drogenpartys im Darkroom.* Gefährlicher ChemSex« (10.06.2016) veröffentlicht hat.[15] Übertitelt wird der Bericht von einer recht eindringlichen Bildcollage eines Totenkopfes, um den herum sich verschiedene tablettenförmige Substanzen gruppieren. Die Collage irritiert aufgrund ihrer Bildgewalt. Die Rhetorik, die in dem Artikel verwendet wird, legt vielmehr nahe, dass hier eine bestimmte Lebenspraxis quasi unvermittelt ›zum Tode führen‹ kann (Totenkopf).

Dabei verwundert die Rhetorik des Artikels ein wenig, richtet sich die *DAZ.online* doch – wie in der Rubrik »Über Uns« zu lesen ist – an: »alle Apotheker und pharmazeutischen Berufsgruppen sowie an Gesundheitspolitik und evidenzbasierter Pharmazie interessierte Leser.«[16] So zitieren die Autor*innen beispielsweise Expert*innen aus Wissenschaft bzw. Medizin, die konstatieren, dass ein Risikobewusstsein oft nicht vorhanden sei. Im Drogenrausch werde eher auf Safer Sex verzichtet, und es entstehe schneller Vertrautheit, was zu einer Vielzahl an Sexualkontakten führe. An anderer Stelle heißt es: »Ein Großteil derer, die ChemSex praktizierten, wollten dadurch ihren Mangel an Selbstvertrauen und sexuellem Selbstwertgefühl überwinden.« Der Internetartikel ist interessat, da er im Grunde als ein Grundriss wissenschaftlicher, medizinischer und allgemeingesellschaftlicher Diskurse zum Phänomen ChemSex gelesen werden kann und dadurch die einseitig zugeschriebenen Attribute der Akteure und des Phänomens im Feld beispielhaft veranschaulicht. Eine Suche bei Google Scholar mit dem Schlagwort ›ChemSex‹ ergibt auf den ersten fünf Seiten nahezu ausschließlich Studien, die den Zusammenhang sexueller Risikobereitschaft bei ChemSex und der Anwendung von Safer Sex-Regeln (vgl. Pufall 2018) sowie die Reaktionen und Anpassungsbedarfe des Gesundheitssystems (vgl. Ma/Perera 2015; Winstock 2015) thematisieren. So kommt beispielsweise

---

14 https://www.deutsche-apotheker-zeitung.de/services/uber-uns, letzter Zugriff: s.o.
15 https://www.deutsche-apotheker-zeitung.de/news/artikel/2016/06/12/gefahrlicher-chemsex, letzter Zugriff: s.o.
16 https://www.deutsche-apotheker-zeitung.de/services/uber-uns, letzter Zugriff. s.o.

die Fokusgruppen- und Fragebogenerhebung im Rahmen eines Projekts zur »HIV/HPC-Risikominimierung bei Rauschmittel konsumierenden Männern, die Sex mit Männern haben und Transgender-Personen« der Aids-Hilfe Wien (2017) zu dem Ergebnis, dass sowohl ›weiche‹ als auch ›harte‹ Drogen »einen Effekt auf das Safer Sex-Verhalten und somit auch einen Einfluss auf die HIV-Epidemiologie haben.« (AIDS-Hilfe Wien 2017: 357) Die ChemSex-Studie von Bourne u.a. konstatiert bezüglich des Zusammenhangs von Substanzen und Risikoverhalten die Übertragung von HIV/STI betreffend, dass einige Männer es schwierig fanden, ihr Verhalten unter dem Einfluss von Substanzen zu kontrollieren und sich an Praktiken beteiligten, die ein hohes Übertragungsrisiko im Bereich HIV/STI haben (Bourne u.a. 2014: 56). Deimel u.a. (2016) finden diesen Zusammenhang in ihrer Übersichtsarbeit zu Drogenkonsum bei Männern, die Sex mit Männern haben, in einer Vielzahl von Studien (beispielsweise O´Byrne/Holmes 2011; Barrón-Limón u.a. 2012)

Die Sichtung zeigt, dass ChemSex in wissenschaftlichen Artikeln vorrangig unter einer gesundheitsbezogenen Perspektive, im Zusammenhang mit HIV- und STI-Infektionen sowie vor dem Hintergrund eines erhöhten Risikoverhaltens von MSM unter Substanzeinfluss, betrachtet wird. Vor dem Hintergrund einer steigenden Anzahl von STI- und HIV-Infektionen wird gerade auch ChemSex unter der Perspektive betrachtet, inwieweit MSM unter Substanzeinfluss risikobereiter sind und inwieweit in dieser Gruppe Safer Sex vernachlässigt wird. Dabei wird bezweifelt, dass die kleine Gruppe an ChemSex-Usern für diesen Anstieg an Infektionen verantwortlich sein kann (vgl. McCall 2015).

Weiterhin fällt auf, dass in den wissenschaftlichen Artikeln defizitorientierte Erklärungsansätze für ChemSex überwiegen (vgl. Deimel u.a. 2016; Sander 2017). So wird ChemSex als das Resultat einer sogenannten syndemischen Produktion bzw. als das Ergebnis von Minderheiten-Stress basierend auf dem *Minority Stress Model* gedeutet. Der Ansatz der syndemischen Produktion geht auf Merill Singer zurück, der damit einen Zusammenhang zwischen sozialen Ungleichheiten und gesundheitlichen Problemlagen konstatiert und auch nachweist (vgl. Singer 1996, 2009). Im Minority Stress Model wird Substanzkonsum und Risikoverhalten in einer ähnlichen Weise als Folge von spezifischen Belastungsfaktoren verstanden, die bei sozialen Minderheiten zu psychischen Belastungen und Problemlagen führen können (vgl. Meyer 2003).

Ausgehend von diesen defizitorientierten Erklärungsansätzen erscheint ChemSex als eine Folge spezifischer psychischer und gesellschaftlicher Belastungen. Bei dieser Betrachtungsweise reagieren MSM* getrieben von gesellschaftlichen Einflüssen und aufgrund von unzureichenden Copingstrategien in einer sich selbst gefährdenden Weise. So kommt auch Hakim (2019) in seiner cultural study zu ChemSex zu dem Schluss, dass (kulturwissenschaftliche) Analysen von MSM* und andere dazu neigen, sich auf die Bedeutung von Homophobie zu konzentrieren und Erklärungen für das Handeln häufig im Individuum zu suchen.

Auch wenn die beschriebenen Prozesse in diesen Modellen einen Erklärungswert für das Phänomen darstellen, reichen diese Ansätze unserer Ansicht nach nicht aus, die empirischen Befunde zum Phänomen vollständig zu erklären. So finden sich in den gesundheitsbezogenen Forschungen zu ChemSex verstreut Belege für eine andere Sichtweise, wonach MSM*, die ChemSex praktizieren, das Gefühl haben, Kontrolle über ihr Sexverhalten zu besitzen, zufrieden mit ihrem Sexualleben sind und ein hohes Wohlbefinden angeben (vgl. Bourne u.a. 2017: 56).

Schaut man sich die Motive und Erfahrungen von MSM* im Zusammenhang mit ChemSex an, wie sie in vielen Studien erhoben werden, wird deutlich, dass ChemSex mit vielen positiv konnotierten Erlebnissen für MSM* verbunden sind. »Giving complete expression to all aspects of your sexuality and many aspects of your sexuality just wouldn't even be possible without these drugs.« (Deimel u.a. 2016, Interview 1, line 225). »The effect of Slamming is very intense, and for me it is equivalent to freedom…I feel liberated from past sexual issues.« (Hickson 2018)

Es ergibt sich somit eine auffällige Diskrepanz zwischen den positiv konnotierten Motiven, Erlebnissen und Erfahrungen von MSM* auf der einen Seite und den vorrangig beschriebenen, gesundheitsschädlichen, negativen Resultaten und Perspektiven auf ChemSex auf der anderen. Im Folgenden werden daher alternative Lesarten für ChemSex vorgestellt, mit deren Hilfe eine soziologische Interpretation dieser Praxis möglich wird.

ChemSex als *Edgework*

Edgework wurde als ein Konzept zur Analyse von risikoreichen und exzessiven Aktivitäten entwickelt. Nach Stephen Lyng (2005) hat sich der Trend zu risikoreichen Beschäftigungen in unserer Gesellschaft verstärkt. Für diese Tätigkeiten, die er unter dem Begriff Edgework fasst, ist aus seiner Sicht kennzeichnend, dass sie extreme Gefühle durch die Annährung bzw. das Überschreiten von Grenzen auslösen. Als Edgework wurden bereits verschiedenste Handlungsbereiche beschrieben und untersucht: Versicherung, Finanzen, Drogen, Wissenschaft und Delinquenz (vgl. Beiträge im Herausgeberwerk von Lyng 2005). Auch für die Beschreibung von sexuellen Praktiken von MSM* wie *Bareback*[17] (vgl. Holmes u.a. 2006) und ChemSex (vgl. Hickson 2018) erweist sich das Edgework-Konzept als tragfähig. Mit Hilfe des Edgework-Konzepts ist es möglich, den ermächtigenden Charakter sowie die individuellen *benefits* von ChemSex-Usern zu verstehen und damit die Lücke der defizitorientierten Erklärungsansätze für ChemSex zu schließen. Diese können bislang keine zufriedenstellenden Antworten für die positiven Erfahrungen und Entwicklungen im Zusammenhang mit ChemSex liefern.

Edgework-Aktivitäten werden als spontan, anarchisch und impulsiv verstanden und bearbeiten Grenzen. Lyng (2005) meint hiermit Grenzen zwischen Chaos und Ordnung, Leben und Tod, Bewusstsein und Unbewusstsein, Normalität und Abnormalität, Gesundheit und Krankheit sowie Rational und Irrationalität. ChemSex ist eine Form des exzessiven Konsums sowohl von Sex als auch von Drogen, wodurch sich hier in zweifacher Hinsicht die Gelegenheit für Edgework als das Aushandeln und Erfahren von Grenzen bietet. So können Chems über eine Linie führen, von einer geordneten Form des Seins zu einer ungeordneten oder veränderten Ordnung (»separating an ordered form a disorderd sense of self and environment«, wie Hunter S. Thomson, Erfinder des Begriffs Edgework, es 1974 in einem Playboy-Interview ausdrückte, Stephenson 2011). Im Zusammenhang mit exzessivem Drogengebrauch, wie er auch bei ChemSex auftritt, wird insbesondere das Aushandeln der Grenze zwischen *Sanity* (geistiger Gesundheit) und *Insanity* (Wahnsinn) als zentral beschrieben. Auch für die Sexpraktiken

---

17 Barebacking heißt „reiten ohne Sattel" und bezeichnet ungeschützten Analverkehr bei MSM*. Das Phänomen des Bareback Sex stößt in der Gesellschaft und bei Akteuren der Gesundheitsförderung auf großes Unverständnis, da Barebackers die vorgeschriebenen Verhaltensweisen wie Safer Sex ablehnen und sich damit außerhalb der sozial vereinbarten Normen bewegen.

im ChemSex ist typisch, dass Grenzen ausgetestet, erweitert und ebenfalls überschritten werden. Viele MSM* äußern, dass es ChemSex erlaubt, unbekannte, ungewöhnliche und eben auch grenzüberschreitende Sexualtechniken anzuwenden. Es können im ChemSex somit einerseits ganz konkrete Grenzen im Sinne von Handlungsvorschriften im Bereich Gesundheit (Substanzabstinenz, Nichtbeachtung von Safer Sex und Safer Use) etc. getestet und gegebenenfalls überschritten werden. Gleichzeitig werden auf einer Meta-Ebene normative Grenzen bearbeitet (wie Gesundheit und Krankheit, Rationalität und Irrationalität, Bewusstsein und Unbewusstsein, Normalität und Abnormalität etc.).

Trotz der chaotischen Erfahrung während des Edgeworks ist das Erlebnis selbst durch ein hohes Maß an Fähigkeiten und Kontrollerleben gekennzeichnet. Die Edgeworker nutzen ihre Fähigkeiten, um so nah wie möglich an die Grenzen heranzukommen (vgl. Lyng 2005). Dies ist nach Lyng die Essenz des Edgework, »this ability to maintain control over a situation that verges on complete chaos, a situation most people would regard as entirely uncontrollable.« (Lyng 1990: 859) Edgework bietet in einer so erfahrenen Situation das Erleben von Kompetenz und Zufriedenheit durch das Kontrollieren des scheinbar Unkontrollierbaren. Hierfür benötigen Edgeworker individuelle Kompetenzen, die von den Menschen, die Edgework betreiben, auch als wesentlich herausgestellt werden, um die Kontrolle über die Situation zu behalten.

Auch für ChemSex sind vielfältige Skills notwendig, sowohl für den Sex (wie stabile Erektion über längeren Zeitraum, das Beherrschen bestimmter Sexualpraktiken) als auch für den Drogengebrauch (wie das Wissen, wie man an Drogen kommt, sie konsumiert, mischt etc.) (vgl. Hickson 2018). Hickson führt Beispiele an, die zeigen, dass MSM, die ChemSex praktizieren, ihre Fähigkeiten für einen ›richtigen‹ Umgang mit ChemSex für entscheidend halten: »Hardly anybody knows how to slam correctly. People learn from each other. I often think, I really hope this ends well.« (Hickson 2018: 7)

User gehen davon aus, dass man mit den speziellen Fähigkeiten in der Lage ist, ChemSex zu kontrollieren. So erfordert ChemSex eine *mental toughness*, die notwendig ist, um diese Herausforderungen zu meistern. Hickson führt beispielsweise aus, dass viele MSM* von Grenzen sprechen, von einer Linie, die sie nicht überschreiten würden. Das kann eine bestimmte Droge sein (zum Beispiel Crystal Meth) oder die Form der Einnahme (beispielsweise Injektion), die Häufigkeit der Nutzung oder die Art des Settings.

MSM*, die ChemSex praktizieren, setzen sich in der Regel persönliche Grenzen. Bourne und Kolleg*innen identifizieren in ihrer Analyse der Bedeutung von sozialen Normen auf das sexuelle ChemSex-Verhalten unter anderem »Drawing a line» (Ahmed et al. 2016) als eines von vier Schlüsselthemen. »No matter how horny I am, I never share needles or syringes. That's where I draw the line.« (Hickson 2018: 6)

Männer, die ChemSex praktizieren, fühlen sich selbst häufig nicht außer Kontrolle. Auch Bourne u.a. berichten in der qualitativen ChemSex-Studie von Männern, die häufig ChemSex praktizieren und dabei das Gefühl haben, das eigene Handeln kontrollieren zu können (vgl. Bourne u.a. 2014: 56).

Ein anderes Kennzeichen von Edgework, das sich auch im ChemSex findet, ist das Erleben intensiver Gefühle und Empfindungen. So produziert Edegwork »a sense of ›self-realization‹, ›self-actualization‹ or ›self-determination‹« (Lyng 1990: 860). Auch Gefühle der Befreiung werden angesprochen.

> »It was the best sex I ever had. Really the best orgasm I'd had. I used to say it was like the heavens opened and it was like the light came down when I had an orgasm. Because it was that intense on drugs, it really was« (Hickson 2018: 8).

Das Edgework-Konzept ist ertragreich, um ChemSex zu entpathologisieren. Edgework-Praktiken zeigen sich in vielen verschiedenen Feldern und ChemSex, verstanden als Edgework, kann so als eine kulturelle Praxis der Gesellschaft eingeordnet werden. Das Konzept hilft demnach, ChemSex ganzheitlicher als soziologisches Phänomen zu betrachten und alternative Erklärungsansätze für das Verhalten zu finden, mit deren Hilfe die Motivationen für ChemSex, die positiven Erlebnisse und daraus entstehenden ermächtigenden Aspekte der Erfahrung verstehbar werden. Zudem bietet ein Verständnis von ChemSex als Edgework das Potenzial, alternative Lesarten dieses mediatisierten Phänomens zu formulieren, die die bestehenden defitzitorientierten Diskurse fruchtbar ergänzen können.

ChemSex als ›Limit-Experience‹ und Widerstandspraktik

Edgework-Praktiken finden sich nach Lyng (2005) oft in ›unzivilisierten‹ Bereichen, in welchen die Akteure den Imperativen der emotionalen Kontrolle, rationalen Berechnungen und Gewohnheiten der modernen Gesellschaft Widerstand leisten. In diesen Erfahrungsbereichen, die von der Gesellschaft häufig negativ konnotiert sind, sind seiner Ansicht nach *Limits*, also Grenzen

zu den etablierten Ordnungen, besonders gut feststellbar. Lyng stellt in Anlehnung an Miller (2000) heraus, dass sich insbesondere auch Foucault mit ausgegrenzten gesellschaftlichen Bereichen wie Verrücktheit, Krankheit, Verbrechen und Sexualität beschäftigt hat und dabei die abweichenden Praktiken als Referenzpunkt genutzt, um die versteckten Dimensionen der vorherrschenden Diskurse und institutionellen Regime aufzuzeigen. In dieser Sichtweise kann Edgework nach Lyng als Weg verstanden werden, aus den rigiden Kategorien, die die institutionellen Regime bereitstellen, auszubrechen und Widerstand zu leisten.

In Foucaults Machtkonzept wird Macht nicht ausschließlich repressiv (als neinsagende Instanz) und auch nicht als gebündelt-verdichtete Form im Sinne eines Herrschaftszustandes verstanden (vgl. Foucault 2014). Vielmehr ist sie als ein Ensemble zu verstehen oder als ein Macht-Wissen-Komplex (vgl. Foucault 1994). Nach Foucault ist Macht überall und drückt sich vorwiegend in Machtbeziehungen aus (vgl. Foucault 2002: 889), die produktiv, hervorbringend und relational sind. Dort wo Machtbeziehungen »eine Rolle spielen, wirken sie unmittelbar hervorbringend« (Foucault 2014: 94). Dementsprechend ist dort, wo Macht ist, auch Widerstand. Mit anderen Worten kann man sagen, dass dort, wo Machtbeziehungen existieren auch Subjekte widerständige Praktiken ausüben (können). Mit Blick auf die Widerstandspraktiken von Subjekten lässt sich Macht als ein Verhältnis ähnlich der Freiheit verstehen (vgl. Foucault 2015).

»Die Freiheit ist niemals etwas anderes – aber das ist schon viel – als ein aktuelles Verhältnis zwischen Regierenden und Regierten, ein Verhältnis, bei dem das Maß des ›zu wenig‹ an bestehender Freiheit durch das ›noch mehr‹ an geforderter Freiheit bestimmt wird« (ebd.: 97).

Mit dem Bezug auf Foucaults Machtkonzeption und der Frage nach Widerständigkeit und Autonomie wird die Grenzverschiebung durch und Grenzbearbeitung von Subjekten sichtbar, wie sie sich auch im Konzept des Edgework und der liminalen Räume zeigt. Widerständigkeit ist in diesem Sinne eine Grenzerkundungspraxis: Sie vollzieht sich an der Peripherie gesellschaftlicher Norm und etablierter Ordnung und ist mit dem Gestus der Grenzüberschreitung immer auch eine Praxis der Überwindung von Ordnung und damit Gesellschaftskritik.

Durch Widerstandspraktiken wie Barebacking oder eben auch im ChemSex kreiert der Einzelne seine eigene Ethik, eigene Normen und Prinzipien, womit es sich um ein Projekt der Selbsterschaffung handelt, welches Individuen ermöglicht, neue Formen des Seins und des Handelns zu entdecken.

In ähnlicher Weise definieren auch Holmes u.a. (2006) Bareback-Sex in Anlehnung an Foucault als Grenz- oder Risikoerfahrung. Diese verwandele den Einzelnen in etwas Neues und verhelfe ihm so zur Produktion einer eigenen Subjektivität, da bisherige oder gängige Normen, Werte und Sichtweisen mit der jeweiligen Praxis in Frage gestellt werden und damit eigene, abweichende Prinzipien etabliert werden, so die Autor*innen.

»Foucault, on the other hand, purports that the very process of crossing over, of transgressing limits, is the condition of becoming oneself, ›a passage oblige‹ in the complex process of self-creation, that is, in the production of one's own subjectivity« (Holmes u.a. 2006: 325).

Holmes und Kolleg*innen (2006) verstehen Bareback als eine Praktik der Freiheit, um mit den *governing bodies*, also den institutionellen Regeln sowie Kontrollpraktiken der Gesellschaft umzugehen und so das Selbst zu konstruieren. Transgressives Verhalten wird hierbei als eine Form des Widerstands und damit Selbsttechnik konzipiert. Barebacking wird als ein Akt der Courage und nicht der Verzweiflung gedeutet, der mit eigenen ethischen Prinzipen verbunden ist.[18] Edgework wird hier als eine bewusste Übertretung sozialer Normen interpretiert.

»These governing bodies are part of the ›games of truth‹ (jeux de vérité), which take the forms of science, institutional rules/ideologies, and practices of control (disciplinary power). The Self responds to these normalizing processes, not by trying to free itself from this regulation, but rather by inventing alternative practices, which Foucault identified as pratiques de liberte´ (practices of freedom). A Foucauldian perspective suggests that freedom is a fundamental condition of ethics, hence our correlation of the limit experience as a practice of freedom to its function as a major component of an ethics of the Self« (Holmes 2006: 320f.).

Nach Holmes und Kolleg*innen (2006) werden diese Grenzpraktiken durch eine repressive Gesundheitsförderung, die ein solches Verhalten als abweichend und gefährlich einstuft, weiter genährt.

Die Arbeit an Grenzen, wie hier dargestellt, lässt sich mit Foucault auch als »Kritik, nicht dermaßen regiert zu werden« (1992) verstehen. Nach Butler (2013) ist Kritik eine Praxis, die das Urteilen aussetzt und damit eine neue

18 Barebacker praktizieren ungeschützten Analverkehr aus verschiedenen Motiven wie Verbundenheit, dem Verzicht auf Verantwortung, dem Gefühl der Vollendung des Geschlechtsverkehrs und schließlich aus der Natürlichkeit des Geschlechtsaktes (vgl. Holmes/Warner 2005). Darüber hinaus zeigen Untersuchungen von Crossley (2002) eindeutig, dass der Ausdruck von Freiheit, Rebellion oder Ermächtigung eine bedeutende Rolle bei der Entscheidung für Barebacking spielen.

Praxis von Werten aufgrund dieser Enthaltung produziert. Mit einer solchen Haltung werde die gegenwärtige Ordnung des Seins durch die Praxis der Kritik an ihre Grenze geführt. Hauptaufgabe der Kritik besteht demnach nicht darin, ihre Gegenstände als gut oder schlecht zu bewerten, sondern darin, das System der Bewertung selbst herauszuarbeiten. Dafür muss die Kritik als eine Praxis wirken, die die Grenzen des epistemologischen Horizontes selbst zu Tage bringt. Die Praxis der Selbsttransformation kann so zur Aufdeckung der Grenzen führen, wie sie die Gesellschaft etabliert hat. Die Gründe für das Aufsuchen von Grenzerfahrungen im Rahmen einer kritischen Praxis liegen nach Butler nicht in der aufregenden Anziehungskraft von Gefahren, sondern in dem Erleben von epistemologischen Krisen.

»Man geht nicht für eine erregende Erfahrung an die Grenzen oder weil die Grenzen gefährlich und sexy sind oder weil uns das eine prickelnde Nähe zum Bösen verschafft. Man fragt nach den Grenzen von Erkenntnisweisen, weil man bereits innerhalb des epistemologischen Feldes in eine Krise des epistemologischen Feldes geraten ist, in dem man lebt. […] Von Riss im Gewebe unseres epistemologischen Netzes entsteht die Praxis der Kritik mit dem Bewusstsein, dass hier kein Diskurs angemessen oder dass die bisherigen Diskurse in die Sackgasse geführt haben« (Butler 2013: 226).

Für MSM*, die ChemSex praktizieren, kann die Krise des epistemologischen Felds beispielsweise darin bestehen, dass sie die Unvereinbarkeit von repressiven Gesundheitsvorschriften mit ihren komplexen Lebens- und Gesundheitslagen erleben. Ebenso können hier natürlich auch gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen in Bezug auf sexuelle Orientierungen und Praktiken als Spannungsfeld zu eigenen emotionalen und sexuellen Bedürfnissen bedeutsam sein.

Schlussfolgerung

Es ist interessant zu sehen, welche (mediale) Aufmerksamkeit das Phänomen ChemSex besitzt und dass es – obgleich es doch ein Nischenphänomen einer relativ kleinen Gruppe von Akteuren darstellt – eine recht aufgeheizte moralische Debatte auf den Plan ruft. Der defizitorientierte Fokus auf Thema und Zielgruppe sowie die Verhandlungen beider im Kontext von Gesundheitsprävention und Risikominimierung legen die Vermutung nahe, dass Praktiken des ChemSex gesellschaftliche Ordnungen infrage stellen.

Mit Foucault könnte man die unterschiedlichen Institutionen, Sanktionen, philosophischen und moralischen Paradigmen, die sich wie ein Netz oder Ensemble in das Phänomen ChemSex hineinweben, auch als Dispositiv verstehen, das auf einen (gesellschaftlichen) Notstand reagiert (vgl. Foucault 1978: 119f.), nämlich auf die Infragestellung von Ordnung und in Gesellschaften als Wahrheit fungierende Moralcodes. Die als exzessiv deklarierten Praktiken von ChemSex implizieren dabei bereits wörtlich das Herausschreiten und die Geste des Übergangs.

In dem vorliegenden Aufsatz haben wir ausgehend von gesellschaftlichen und medialen Repräsentationen vor allem die Infragestellung scheinbar gängiger Ordnungen thematisiert, die das Phänomen ChemSex evoziert. Wie sich zeigt, können exzessive Praktiken des ChemSex als bewusste und reflektierte Grenzerfahrung, Grenzbearbeitung und Grenzverschiebung verstanden werden.

In Abgrenzung zu einer Sichtweise auf ChemSex als ›abweichende sexuelle Praktik von wenigen‹, stellen die vorgestellten alternativen theoretischen Denkfiguren die Widerständigkeit und Autonomie von Subjekten und die Kritik an scheinbar unhinterfragten gesellschaftlichen Verhältnissen in den Vordergrund. Einen zentralen theoretischen Ausgangspunkt, um ChemSex als Arbeit am Übergang zu diskutieren, bildet das Konzept Edgework.

Den Mut, Wahrheit[19] zu sagen (und zu leben) – das Wahrsprechen als Kritik – beschreibt Foucault am Beispiel der Kyniker in seinen Vorlesungen

19 Der Begriff der ›Wahrheit‹ bezieht sich in Foucaults Konzeption selbstverständlich nicht auf die Differenz von wahr und falsch (Logik). Wahrheit ist auch nicht als Universalie zu verstehen, sondern als historisch-spezifisch. Für eine ›Geschichte der Wahrheit‹, wie sie Foucault verstanden hat, ist es wichtig hier in aller Kürze auf die methodologischen Verschiebungen in Foucaults Gesamtwerk aufmerksam zu machen. Die Verschiebung seiner Analysen erfolgt in drei Schritten. Die erste Verschiebung ist erkenntnistheoretisch. Die Frage nach Wissen und Erkenntnis verschiebt sich in der Analytik Foucaults auf die Organisationseinheiten, Ordnungssysteme und Diskurspraktiken, durch welche ›Erkenntnis‹ möglich wird. Die zweite Verschiebung besteht im Übergang von Fragen nach Norm und Normativität zu der Analyse von Machtverhältnissen, Normalisierungsprozessen und Gouvernementalität. Die dritte Verschiebung erfährt Foucaults Werk im Übergang von der Frage nach dem Subjekt zu den Modalitäten der Subjektivierung. Die Vorlesungen Anfang der 1980er Jahre und die Thematisierung von Wahrheit und Wahrsprechen, sind innerhalb dieser Methodologie zu verstehen. Wahrheit manifestiert sich mit anderen Worten historisch spezifisch innerhalb der Konzepte Macht, Subjektivität und Wissen, die gegenseitig aufeinander verweisen. »Dem Erkenntnisproblem […] setzt Foucault die Frage entgegen, wie ein Subjekt gewisse Formen der Veridiktion als wahr anerkennt; es geht darum, die Bedeutung des ›Wahr-Sprechens‹ für eine Individuum oder eine Gesellschaft zu ermessen« (ebd.: 87, Hervorh.

Anfang der 1980er Jahre (vgl. Foucault 2012a). Bei Foucault nehmen die Kyniker eine besondere philosophische Position ein, da sie den Mut haben, Wahrheit zu sprechen: also gegebenenfalls auch unter Lebensgefahr Kritik an den bestehenden Verhältnissen zu formulieren. Dabei sind sie eins mit der Wahrheit, sie sind authentisch, weil ihr äußeres Erscheinungsbild Ausdruck ihrer inneren Haltung und Überzeugung ist. Sie sind die Personen, die auf den Straßen stehen, teilweise am Rande der Gesellschaft und in ärmlicher Bekleidung wahrsprechen (vgl. Foucault 2012b).

Ähnlich wie die Kyniker bewegen sich sinnbildlich gesprochen auch die ChemSex praktizierenden Akteure an der Grenze des Sagbaren und Sichtbaren. Edgework und die Limit-Experiences sind damit auch als Arbeit an etablierten Wissensformen zu verstehen und in Verbindung mit dem Begriff der Kritik bei Foucault und Butler als Differenz von anerkannten und nicht-anerkannten Subjektpositionen zu deuten. Es formiert sich in den Praktiken eine Kritik an der Gesellschaft, ihren Normen und Werten und gleichzeitig eine Anfrage an einen anderen Zustand, der (noch) nicht ›sagbar‹ respektive nicht ›denkbar‹ ist, jedoch durch die Kritik angerufen wird. Auf ChemSex bezogen ist es die Kritik an zum Beispiel den bestehenden Verhältnissen, an dem gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität, sexuellen Praktiken Drogenkonsum oder Freiheitsräumen. Akteuren von ChemSex-Praktiken mangelt es nicht zwangsläufig an Selbstvertrauen oder Risikobewusstsein: In der hier vorgelegten theoretischen Perspektive sind die Praktiken des ChemSex auch als widerständige Praktiken zu lesen und als Prozesse der Anerkennung und Neuverhandlung von Sprecherpositionen.

Literatur

Ahmed, Alysha-Karima et al. (2016), »Social norms related to combining drugs and sex ›ChemSex‹ among gay men in South London«, in: *International Journal of Drug Policy 38,* S. 29–35.

Akzept e.V. Bundesverband Deutsche Aids-Hilfe JES Bundesverband (2015), *2. Alternativer Drogen- und Suchtbericht,* Lengerich.

i.O.). Damit werden die Thematiken der ›Geschichte der Wahrheit‹ ein Politikum. »Der Begriff der parrhesia […] ist zuerst und im Grunde ein politischer Begriff.« (Foucault 2012a: 22) Dementsprechend liegt dem Begriff des ›Wahr-Sprechens‹ auch eine Kritik zugrunde und die »Suche nach neuen Formen des Widerstands« (Nigro 2015: 98).

Barrón-Limón, Sergio/Semple, Shirley J./Strathdee, Stefanie A./Lozada, Remedios/Vargas-Ojeda, Adriana/Patterson, Thomas L. (2012), »Correlates of unprotected anal sex among men who have sex with men in Tijuana, Mexico«, in: *BMC public health*, 12.1, https://bmcpublichealth.biomedcentral.com/articles/10.1186/1471-2458-12-433, letzter Zugriff: 01.07.2020.

Baudrillard, Jean (1988), *Baudrillard: Selected Writings,* Stanford University Press.

Bourne, Adam/Reid, David/Hickson, Ford/Torres Rueda, Sergio/Weatherburn, Peter (2014), *The ChemSex study: drug use in sexual settings among gay and bisexual men in Lambeth, Southwark and Lewisham*, Sigma Research, London School of Hygiene & Tropical Medicine.

Bourne, Adam/Reid, David/Hickson, Ford/Torres Rueda, Sergio/Steinberg, Paul/Weatherburn, Peter (2015), »›ChemSex‹ and harm reduction need among gay men in South London«, in: *International Journal of Drug Policy,* 26.12, S. 1171-1176.

Bröckling, Ulrich (2019), *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform,* 7. Auflage, Frankfurt/M.

Butler, Judith (2013), »Was ist Kritik. Ein Essay über Foucaults Tugend«, in: Jaeggi, Rahel/ Wesche, Tilo (Hg.), (2013), *Was ist Kritik?,* Suhrkamp Verlag, Frankfurt.

Crossley Michele L. (2002), The perils of health promotion and the barebacking backlash, in: *Health,* 6, S. 47–68.

Deimel, Daniel/Stöver, Heino/Hößelbarth, Susann/Dichtl, Anna/Graf, Niels/Gebhardt, Viola (2016a), »Drug Use and Health Behaviour among German Men who have Sex with Men: Results of a Qualitative, Multi-centre Study«, in: *Harm Reduction Journal,* 13. Jahrgang, Nr. 1, 36, https://harmreduction journal.biomedcentral.com/articles/10.1186/s12954-016-0125-y, letzter Zugriff: 12.08.2020

Deimel, Daniel/Gebhardt, Viola/Stöver, Heino (2016b), »Drogenkonsum bei Männern, die Sex mit Männern haben. Eine Übersichtsarbeit zum Gesundheitsverhalten und syndemischer Faktoren«, in: Heinzen-Voß, Doris/ Stöver, Heino (Hrsg.), *Geschlecht und Sucht. Wie gendersensible Suchtarbeit gelingen kann,* Pabst, Lengerich.

Drewes, Jochen/Kruspe, Martin (2014), »Ergebnisse der Studie Schwule Männer und HIV/Aids 2013«, Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, Köln, S. 143–164.

Eibl, Isabell/Amort, Frank M./Mabler, Carina (2017), »Ergebnisse der Fokusgruppen- und Fragebogenerhebung im Rahmen des Projekts ›HIV/HCV- Risikominimierung bei Rauschmittel konsumierenden Männern, die Sex mit Männern haben (MSM) und Transgender-Personen‹«, der Aids Hilfe Wien, in: *Rausch Wiener Zeitschrift für Suchttherapie,* 6(1), S. 351–358.

EMIS (2017), *Europäische Internet-Befragung von Männern, die Sex mit Männern haben,* https://www.aids-nrw.de/front_content.php?idart=6599, letzter Zugriff: 01.07.2020.

Foucault, Michel (1978), *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit,* Berlin.

Foucault, Michel (1992), *Was ist Kritik?*, Berlin.

Foucault, Michel (1994), *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt/M.

Foucault, Michel (2002), »Die Ethik der Sorge um sich als Praxis der Freiheit«, in: Defert, Daniel/Ewald, Francois (Hrsg.), *Michel Foucault Schriften in vier Bänden, Dits et Escrits,* Band IV, S. 875–900.

Foucault, Michel (2012a), *Der Mut zur Wahrheit*, Vorlesungen am Collège de France 1983/84, Berlin.

Foucault, Michel (2012b), *Die Regierung des Selbst und der anderen*, Vorlesungen am Collège de France 1982/83, Frankfurt/M.

Foucault, Michel (2014) *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1,* 20. Auflage, stw, Frankfurt/M.

Foucault, Michel (2015), *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik,* Vorlesung am Collège de France 1978-1979, Frankfurt/M.

Hakim, Jamie (2019), »The rise of ChemSex: Queering collective intimacy in neoliberal London«, in: Cultural Studies 33.2, S. 249–275.

Hepp, Andreas (2013), »Mediatisierung«, in: Schröter, Jens (Hg.), *Handbuch Medienwissenschaft. Stuttgart,* Metzlar Verlag, Weimar, https://www.researchgate.net/profile/Andreas_Hepp/publication/272676675_Mediatisierung_Medialisierung/links/54eb17a10cf27a6de11693e8/Mediatisierung-Medialisierung.pdf, letzter Zugriff: 01.07.2020.

Hickson, Ford (2018), »ChemSex as edgework: towards a sociological understanding«, in: *Sexual health,* S. 102–107.

Holmes, Dave/Warner, Dan (2005), »The anatomy of a forbidden desire: men, penetration and semen exchange«, in: *Nursing Inquiry,* Bd. 12, S. 10–20.

Holmes, Dave/O'Byrne, Patrick/Gastaldo, Denise (2006), »Raw sex as limit experience: A Foucauldian analysis of unsafe anal sex between men«, in: *Social Theory & Health,* Bd. 4.4, S. 319–333.

Krotz, Friedrich (2013*), Die Mediatisierung kommunikativen Handelns: Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien,* Wiesbaden.

Lyng, Stephen (1990), »Edgework: A social psychological analysis of voluntary risk taking«, in: *American Journal of Sociology 95.4,* S. 851–886.

Lyng, Stephen (2005), *Edgework: The sociology of risk-taking*, Routledge, London.

Ma, Richard/Perea, Seán (2015), »Safer 'ChemSex': GPs' role in harm reduction for emerging forms of recreational drug use«, in: *British Journal of General Practice*, 66(642), S. 4–5

Meyer, Ilan H. (2003), »Prejudice, social stress, and mental health in lesbian, gay, and bisexual populations: conceptual issues and research evidence«, in: *Psychological Bulletin,* 129, 5, S. 674–697.

Miller, Brandon (2013), »Dude, where's your face? Self-presentation, self-description, and partner preferences on a social networking application for men who have sex with men: A content analysis«, in: *Sexuality & Culture,* 19.4 (2015), S. 637–658.

Miller, James (2000), *The Passion of Michel Foucault*, Harvard University Press.

Nigro, Roberto (2015), *Wahrheitsregime,* Zürich, Berlin.

O´Byrne, Patrick/Holmes, Dave (2011), *Drug use as boundary play: a qualitative exploration of gay circuit parties,* Substance Use Misuse, 46(12):1510-1522.

Pufall, Erica L. et al. (2018), »Sexualized drug use (›ChemSex‹) and high-risk sexual behaviours in HIV-positive men who have sex with men«, in: *HIV medicine*, 19.4, S. 261–270.

Robinson, Brandon Andrew (2013), *The gay Facebook: friendship, desirability, and HIV in the lives of the gay Internet generation,* Dissertation, https://repositories.lib.utexas.edu/bitstream/handle/2152/23622/ROBINSON-THESIS-2013.pdf?sequence=1, letzter Zugriff: 01.07.2020.

Sander, Dirk (2017), »Die besondere Vulnerabilität schwuler und bisexueller Männer. Wie Diskriminierung die Gesundheitschancen sexueller Minderheiten beeinflusst«, in: *Rausch. Wiener Zeitschrift für Suchttherapie,* 6(1), S.266–272.

Schmidt, Axel/Marcus, Ulrich (2014), »ChemSex-Drogen im europäischen Städtevergleich«, in: *HIV-Report*, Ausg. 4, S. 4–14.

Schulz, Winfried (2004), »Reconstructing Mediatization as an Analytical Concept«, in: *European Journal of Communication,* Ausg.19 (1), S. 87–101.

Singer, Merill (1996), »A dose of drugs, a touch of violence, a case of AIDS: conzeptualizing the SAVA Syndemic«, in: *Free Inquiry in Creative Sociology,* Bd. 24, 2, S. 99–110.

Singer, Merill (2009), *Introduction to syndemics: a critical systems approach to public and community health,* San Fransisco.

Stephenson, William (2011), *Gonzo Republic: Hunter S. Thompson's America,* Bloomsbury Publishing USA.

Winstock, Adam (2015), *New health promotion for ChemSex and γ-hydroxybutyrate (GHB),* https://www.bmj.com/content/351/bmj.h6281, letzter Zugriff: 01.07.202

Sexismus als Cyberhate[1], Täter-Opfer-Umkehr[2] und warum das Internet eher wie Autofahren ist als nackt durch den Schnee zu laufen[3]

Emma A. Jane

Ein Gedankenspiel für weibliche Verkehrsteilnehmer*innen

Stellen Sie sich vor, Sie fahren zur Arbeit. Sie fahren auf einer Straße, die zwar relativ neu ist, auf der Sie aber schon viele Male gefahren sind. Sie halten an einer Ampel, als ein Mann mit Sturmhaube plötzlich die Fahrertür öffnet und Ihnen etwas an den Kopf hält, was wie eine Waffe aussieht. Er befiehlt Ihnen auszusteigen. Sie sind verängstigt und schockiert, er schlägt Ihnen ins Gesicht. Ihr Mund ist trocken, Ihr Herz pocht, die Verletzungen in Ihrem Gesicht brennen, während er mit Ihrem Auto davonrast. Sie wählen sofort den Notruf, aber die Person am anderen Ende der Leitung klingt unsicher. »Vielleicht versuchen Sie es bei einer Polizeidienststelle vor Ort?« fragt er und legt auf. Nachdem Sie es endlich geschafft haben, ein Taxi anzuhalten und sich zu einer Polizeidienststelle fahren zu lassen, können Sie nicht glauben, was Sie sich anhören müssen. Der Polizeibeamte, der damit beauftragt wurde, Ihre Aussage aufzunehmen, wirkt während Ihres Berichts

---

1 Im australisch-englischen Original verwendet die Autorin den Begriff »gendered cyberhate« oder »gendered e-bile« (vgl. Jane 2015). Damit beschreibt Sie Angriffe, in denen Geschlecht sowohl das Motiv als auch den Fokus der Gewalthandlung darstellt. In der Übersetzung wurde der Begriff »gendered« statt durch »vergeschlechtlicht« durch den Terminus »sexistisch« ersetzt, der im aktuellen Diskurs zu Hate Speech gegen Frauen sowie queeren und Trans*personen im Netz gängiger ist.

2 Die Autorin verwendet im englischen Original den Begriff victim blaming. Wir folgen in der Übersetzung der etablierten Praxis im Schreiben über sexualisierte Gewalt, das Wort »Opfer« nicht geschlechterinklusiv zu übersetzen, mit der dem weithin sehr unausgewogenen Geschlechterverhältnis von Ausübenden und Betroffenen von Gewalt Ausdruck verliehen wird.

3 Hinweis: In diesem Text werden mitunter verletzende und beleidigende Ausdrücke zitiert sowie gewaltsame, sexualisierte Übergriffe beschrieben.

gelangweilt. »Sorry,« sagt er, während er einem seiner Kollegen einen Seitenblick zuwirft. »Sie sind *was* gefahren? Auf einer, wie haben Sie es genannt…« Er schaut auf seine Notizen, »einer ›Straße‹?« Sie schildern ihm das Ereignis erneut, aber er hat aufgehört, sich Notizen zu machen. Nachdem Sie zu Ende erzählt haben, fragen Sie ihn, was als Nächstes passiert. Er zuckt mit den Schultern. »Um ehrlich zu sein, vermutlich nicht viel,« sagt er. »Ich weiß nicht mal, ob es Gesetze gibt, die in einem solchen Fall greifen. Es gibt eins zu Feldwegen und Pferdekutschen, aber es ist schwer zu sagen, ob das in Ihrem Fall zur Anwendung käme. Und dieser ›Täter‹, den Sie angeblich gesehen haben? Es wird ziemlich schwierig für uns herauszufinden, wer er ist, da Sie weder sein Gesicht noch seinen Ausweis gesehen haben. Und Sie sagen, dass ihr Auto auch verschwunden ist! Wie um alles in der Welt kann da von uns erwartet werden, etwas zu untersuchen, was wir nicht mal mehr sehen können? Vielleicht haben Sie sich die Waffe auch nur eingebildet. Oder vielleicht war es nur eine Nachbildung, die gar nicht wirklich gefährlich ist.« Sie verweisen auf die sehr realen Wunden und blauen Flecke in ihrem Gesicht, und er lacht und sagt, dass Sie gar nicht so schlimm aussehen. Er hätte viel Schlimmeres an anderen Tatorten abseits von Straßen gesehen. Der Polizeibeamte bemerkt Ihre Enttäuschung und gibt Ihnen einen ermunternden Klaps auf die Schulter. »Machen Sie sich keine Gedanken, Schätzchen,« sagt er. »Alles, was Sie tun müssen, ist eine Auszeit von diesen neumodischen ›Autos‹ zu nehmen und sich von all diesen hochtechnologischen ›Straßen‹ fernhalten. Vielleicht wäre es sogar das Beste, wenn Sie Ihr Haus für eine Weile nicht verlassen würden. Nur, um sicher zu gehen.« Verwundert und wütend erklären Sie, dass Sie Autos und Straßen nutzen müssen, um Ihren Job machen zu können. Sie weisen außerdem darauf hin, dass es ziemlich wichtig ist, das Haus zu verlassen, um überhaupt am gesellschaftlichen Leben teilhaben zu können. Daraufhin verändert sich der Tonfall des Polizisten. »Hören Sie zu, gute Frau,« sagt er. »Ich weiß, dass junge Frauen alle möglichen verrückten Dinge an allen möglichen verrückten Orten anstellen, aber Sie müssen wirklich anfangen, Verantwortung für das zu übernehmen, was passiert ist – falls überhaupt etwas passiert ist.« Am nächsten Tag unterhalten Sie sich mit einem Journalisten, der einen Artikel schreibt, von dem Sie sich Hilfe erhoffen. Unter dem Artikel, den er geschrieben hat, weisen Kommentierende darauf hin, dass Sie überreagieren und hysterisch seien, dass jeder ›wisse‹, dass die Waffen, die Autoräuber benutzen, nur ›Scherzartikel‹ seien. Manche stimmen der Meinung des Polizisten zu, dass Sie sich der Risiken hätten bewusst sein sollen, als Sie sich zum ersten Mal

dazu entschieden haben, Auto zu fahren. Sie hinterfragen die Route, die Sie zur Arbeit genommen haben und erklären, dass es viel sicherere Straßen gibt (obwohl deren Nutzung Ihren Arbeitsweg vervierfacht hätte). Ein Mann veröffentlicht ein Foto des Fahrzeugtyps, das Sie gefahren sind und wirft Ihnen vor, dass Sie es darauf angelegt hätten, beraubt zu werden, weil das Auto so rot und hübsch war. Jemand beschuldigt Sie eines falschen Alarms, schreibt, dass Sie sich die ganze Sache nur ausgedacht haben, um dem Ansehen unschuldiger männlicher Verkehrsteilnehmer zu schaden. Andere attackieren Sie dafür, dass Sie die Rechte von Kriminellen, Autos ungehindert auszurauben, beschneiden und erklären, dass es Zeit sei, dass die Welt ihre Seite der Geschichte höre. Der Hashtag #notallcarjackers erobert die Trends auf Twitter. Dann kommen die Einschläge immer näher. Ihre Kritiker rufen Ihre Arbeitgeberin an und verlangen Ihre Kündigung, weil Sie nicht die erforderlichen Voraussetzungen für Ihren Job besäßen. Sie werden von Fremden als Patientin in psychiatrischen Kliniken angemeldet. Irgendwer findet heraus, wo Sie wohnen und lässt Sie seine Antipathie spüren, indem er Ihnen beleidigende Botschaften in den Briefkasten wirft. Sie ziehen in Betracht, Ihren Job zu kündigen und umzuziehen, als einer der höchstrangigen Polizeibeamten des Landes sich einschaltet. »Die Leute müssen erwachsen werden und erkennen, wie viele Risiken es birgt, sich mit einem Auto auf eine Straße zu wagen,« erzählt er während einer parlamentarischen Anhörung darüber, ob neue Gesetze für Straßensicherheit gebraucht werden oder nicht. »Wenn Sie ohne Kleidung draußen durch den Schnee laufen, holen Sie sich eine Erkältung. Wenn Sie sich mit nichts als einem schicken Auto auf eine Straße begeben, dann müssen Sie damit rechnen, überfallen zu werden.«

Nun aber wirklich!

Auch, wenn dieses fiktive Szenario nur schwer vorstellbar ist, transportiert es Aspekte der realen Erfahrungen mit sexistischem Cyberhate. Sogar das ›Erwachsenwerden‹-Zitat stammt fast wörtlich aus der Zeugenaussage eines der höchstrangigen Polizeibeamten Australiens (Shane Connelly, zitiert nach »›Grow up‹ and stop taking naked photos of yourself, police tell revenge porn inquiry«, 2016). In diesem Beitrag werde ich darlegen, dass – wie die vom fiktiven Autoraub Betroffene – eine große Zahl von Frauen im Internet

und auf Social Media Plattformen attackiert werden, während sie ihrem Beruf oder ihrem Alltag nachgehen. Diese oft äußerst brutalen Attacken würden in einem Offline-Kontext als vollkommen inakzeptabel oder kriminell bewertet werden. Dennoch versäumen Polizeibeamt*innen politische Entscheidungsträger*innen und Plattformbetreibende in vielen Ländern, in Bezug auf Cyberhate nach denselben Maßstäben zu agieren. Stattdessen wird den Betroffenen direkt oder indirekt mitgeteilt, dass sie selbst für die Übergriffe verantwortlich seien und das Problem lösen könnten, indem sie eine kleine ›Pause‹ vom Internet machten oder ihr eigenes Online-Verhalten veränderten. In dieser Argumentation steckt eine Täter-Opfer-Umkehr die die Frauen dazu drängt, sich entweder ganz, zeit- oder teilweise aus einem Bereich öffentlicher Teilhabe zurückzuziehen, der ein essenzieller Aspekt der gegenwärtigen Gesellschaft ist. Zusätzlich gerät die Präsenz von männlichen Tätern und deren Verantwortlichkeit aus dem Blick, während die anhaltende Untätigkeit der Behörden weiterhin ermöglicht wird, indem die Verantwortung von der Sphäre des Öffentlichen in die Privatsphäre und von Institutionen zu Individuen verlagert wird.

In diesem Beitrag verwende ich eine Kombination aus anekdotischen und empirischen Daten, um die Natur, Verbreitung und Konsequenzen von gegenwärtigem sexistischem Cyberhate darzulegen. Ich werde zuerst eine Übersicht über empirisch prävalente Daten zu Cyberhate präsentieren, um damit aufzuzeigen, dass Cybergewalt gegen Frauen und Mädchen (VAWG)[4] weder selten ist, noch dass es sich hierbei um ein Phänomen handelt, das nur in den Randgebieten digitaler Sphären vorkommt. Vielmehr ist Cyber-VAWG für viele weibliche Nutzerinnen eine alltägliche Erfahrung im Internet geworden. Ich werde dann Details aus verschiedenen Erscheinungsformen von sexistischem Cyberhate nennen, inklusive *Revenge Porn*, *Doxing*, *Sextortion*[5] und Erpressung mit Videodokumentationen sexualisierter Gewalt. Ich werde sowohl die Folgen von Cyberhate für einzelne Frauen thematisieren als auch für einen größeren Kontext wie die digitale Gesellschaft und in Bezug auf Fragen der Gleichberechtigung hinsichtlich des Zugangs zu Online-Räumen und den damit verbundenen Möglichkeiten.

Wie ich zeigen werde, sind die gängige Täter-Opfer-Umkehr und die Verharmlosung der Täter von sexistischem Cyberhate sowohl weit verbreitet als auch perfide, da sie im öffentlichen Diskurs, wenn sie nicht hinterfragt

4 Im australisch-englischen Original: *Cyber Violence Against Women and Girls*, im Folgenden kurz *Cyber-VAWG*.

5 Diese Begriffe werden später im Text erklärt.

werden, dazu beitragen, dass sexistische Gewalt als ›normal‹ wahrgenommen wird. In solchen Situationen kann ein sogenannter *Commutation test* wie das zu Beginn angeführte Bild mit dem Autoraub hilfreich sein. Commutation tests haben ihren Ursprung in der Semiotik und sind Gedankenexperimente, in denen ein Element eines Textes oder einer Idee durch ein anderes ersetzt wird, welches hinreichend ähnlich ist, so dass die Übertragung funktioniert. Als eine Art Lackmustest dient es so, um blinde Flecken und doppelmoralische Setzungen aufzudecken, die möglicherweise im kontextuellen Umfeld eingebettet sind. Wissenschaftler*innen aus Kultur-, Film- und Medienwissenschaften setzen diese Tests ein, um das, was zu offensichtlich ist, um es zu sehen, durch die Identifikation des ›unsichtbaren Diskurses‹ zu verdeutlichen, der das Gerüst für das dominante Glaubenssystem darstellt (McKee 2003: 107, 106). Auf diesem Konzept beruht auch das Szenario am Beginn dieses Beitrags. Durch das Skizzieren einer typischen Cyberhate-Attacke, in der die Komponente des Online-Angriffs durch eine Offline-Variante ersetzt wurde, hoffe ich, meine These zu veranschaulichen: Die institutionellen und öffentlichen Reaktionen auf vergeschlechtlichten Cyberhate, die als vernünftig und verständlich erachtet werden, erscheinen durch die Übersetzung vom Internet auf eine Straße als bizarr und ungerecht. Später im Beitrag werden diese Ähnlichkeiten in größerem Umfang thematisiert, wenn ich auf die Überfall-Analogie zurückkomme.

Die Daten, auf denen meine Forschung basiert, stammen aus zwei Projekten, die ich zur Geschichte, den Erscheinungsformen, der Natur, der Prävalenz, der Ätiologie und der Auswirkungen von sexistischem Cyberhate durchführe. Während diese beiden Projekte formal jeweils in 2011 und 2015 gestartet wurden6, archiviere und analysiere ich bereits seit 1998 Fälle von Online-Misogynie. Meine Methoden sind gemischt und meine Hermeneutik ist interdisziplinär. Ich habe meine so über mehrere Jahre geführten Archive mithilfe von Methoden aus der Internet-Historiographie zusammengestellt und durch die Nutzung von textueller Analyse ausgewertet. Auch die vorläufigen Erkenntnisse aus qualitativen Interviews, die ich mit 52 australischen Frauen geführt habe, die online Anfeindungen und Vergewaltigungsdrohungen erhalten haben[6], fließen in diesen Beitrag mit ein. Ich arbeite mit Ansätzen aus feministischer und Geschlechtertheorie, Rechtstheorie, Philosophie, Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaften.

6 Ich habe diese Frauen im Alter von 19 bis 52 Jahren zwischen 2015 und 2017 interviewt.

Ausgerichtet ist der spezifische Fokus dieses Beitrags auf die genderspezifischen Dimensionen von Cyberhate, Aspekten von homophober, transphober, rassistischer und kultureller Online-Feindlichkeit werden dabei im Folgenden ausgeklammert. Wenngleich ich die politische Intersektionalität von Geschlecht mit anderen sozialen Identitäten sinnvoll finde, fokussiert meine aktuelle Forschung in erster Linie die Dimension Geschlecht. Zusätzlich sind die qualitativen Dimensionen dieses Beitrags im englischsprachigen Raum verortet, es wird auf internationale Statistiken und Fallstudien verwiesen. Eine weitere Einschränkung besteht darin, dass ich generell für eine verstärkte Regulierung und Intervention plädiere, ohne konkrete Details zu nennen. Dies ist allerdings angesichts des internationalen Fokus dieses Sammelbands und der idiosynkratischen Beschaffenheit der unterschiedlichen Rechtssysteme ein bewusstes Vorgehen. Auf der lokalen Ebene ist demnach hinsichtlich dieses Aspektes die Einschätzung von (lokalen) Expert*innen notwendig.

Was wird sichtbar?

Die Untersuchung und Analyse von sexistischem Cyberhate wird durch Variationen hinsichtlich der Begriffe und Definitionen verkompliziert, die in aktuellen Studien zu Onlinegewalt verwendet werden. Die Rechtswissenschaftlerin Danielle Keats Citron benutzt den Begriff »cyber harassment« um »threats of violence, privacy invasions, reputation-harming lies, calls for strangers to physically harm victims, and technological attacks« (2014: 3) zu beschreiben. Andere nutzen Begriffe wie »technology violence« (Ostini /Hopkins 2015), »technology-facilitated sexual violence« (Henry und Powell 2015), »genderspezifisches Trolling« (Mantilla 2015), und »Cyber VAWG« (United Nations 2015). In diesem Beitrag werde ich die Begriffe ›vergeschlechtlichter Cyberhate‹ und ›Cyber-VAWG‹ synonym verwenden, um auf Diskurse und Handlungen zu referieren, die gegen Frauen und Mädchen gerichtet sind, in denen Übergriffe, Drohungen und/oder sexualisiert gewalttätige Rhetorik verwendet werden, und die im Internet, etwa auf Plattformen sozialer Medien situiert sind oder über Kommunikationstechnologien wie beispielsweise Mobiltelefone verbreitet werden. Größtenteils werde ich eher den Begriff ›Ziel‹ (engl. *target*) statt ›Opfer‹ (engl. *victim*) verwenden, da die Forschung darauf hindeutet, dass die Wahl der Termini hinsichtlich der

Selbstwertsteigerung und der Widerständigkeit von Frauen durchaus bedeutsam sind (vgl. Hockett and Saucier 2015: 10). Ich verwende jedoch den Terminus ›Täter-Opfer-Umkehr‹ aus idiomatischen Gründen, da er kulturelle und politische Konnotationen besitzt, die andernfalls nicht transportiert werden.

Bevor ich mich Fragestellungen jenseits von Nomenklatur und der Begriffsdefinitionen zuwende, möchte ich in Bezug auf sexistischen Cyberhate eine weitere Differenzierung vornehmen und die Begriffe *Cyberbullying*, *Flaming* und *Trolling* voneinander zu unterscheiden. Bezüglich des Begriffs *Cyberbullying* gilt, dass viele vergeschlechtlichten Online-Attacken eine Art von Mobbing (engl: *bullying*) sind, da sie Individuen involvieren, die die Beeinträchigung ihrer Ziele beabsichtigen, indem sie »kalkuliert eine Reihe von Handlungen« ausüben, »die ihnen Leid zufügen« (vgl. Tokunaga 2010: 278). Davon abgesehen bezieht sich ein Großteil der Forschung zu *Cyberbullying* auf Studien mit Schulkindern (vgl. ebd.) und Journalist*innen nutzen diesen Terminus hauptsächlich, um sich auf Jugendliche zu beziehen. Robin M. Kowalskiy und Gary W. Giumetti argumentieren zwar, dass traditionelle Definitionen von *Cyberbullying* gleichermaßen gut auf alle Altersgruppen zutreffen. Ich hingegen vertrete die Position, dass der Begriff aus Präzisionsgründen auf Mobbing-Szenarien im Jugend- und Schulumfeld beschränkt Verwendung verwendet werden sollte.

Flaming ist eine bereits länger verwendete Bezeichnung für einen Austausch im Internet, der zwar feindselig anmutet, im Vergleich zu sexistischer Hate Speech jedoch ausgesprochen zahm ist. In den späten 1990ern, zum Beispiel, klassifizierten Forschende den Satz »you obviously don't know crap about skiing« als einen so vulgären *Flame*, dass der dadurch repräsentierte Zustand als »a state beyond antagonism« (Thompsen/Foulger 1996: 243, 228) eingeschätzt wurde. Vergleicht man dies mit dem folgenden Beispiel für sexistischen Cyberhate – einer von zahllosen nahezu identischen Nachrichten, die die feministische Bloggerin Sady Doyle erhielt:

»*GAG GAG GLUCK* You have discovered the only vocables[7] worth hearing from Sady's cock-stuffed ma … die tr*anny whore … [slut walk] is a parade for people who suffer from Histrionic Personality Disorder aka Attention Whores … I

7 Ich verzichte auf den Gebrauch von ›sic‹ nach Material, welches aus der Cybersphäre zitiert wurde, um Anerkennung umgangssprachlicher Begriffe zu zeigen, die so oft in dieser Domäne genutzt werden.

know where you live, r#tard … why don't you do the world a favour and jump off a bridge … Feminazi« (zitiert nach Doyle 2011a).

Der Unterschied zwischen Flaming und Cyberhate wird in der Gegenüberstellung offenkundig.

Während *Trolling* oft als allumfassend für das gesamte Spektrum von antagonistischem Onlineverhalten genutzt wird, argumentiert die Forscherin Whitney Phillips, dass dieser Begriff nur in Bezug auf Subkulturen in und um Seiten wie *4chans/b/board* genutzt werden sollte (2015a, 2015b). Phillips Argument ist – andere Wissenschaftler*innen stimmen ihr darin zu – dass die hochstilisierte Anwendung von explizit sexistischer und rassistischer Sprache, Memes[38] und *raids*[49], die typisch für subkulturelle Trolling-Communities sind, anders gekennzeichnet sind, als die gewaltsamen misogynen Attacken auf Frauen, wie sie etwa während der GamerGate-Affäre aufgetreten sind (Phillips 2015b).[510] Während Phillips viele überzeugende Argumente vorbringt, beruht ihr Ansatz stark auf Mutmaßungen über subkulturellen Zugehörigkeiten von Online-Antagonisten, was die Analyse der Motivation und der Auswirkungen ihrer Handlungen beeinträchtigen kann. Aus diesem Grund bevorzuge ich die Nutzung des Begriffs *Troll* übereinstimmend mit früheren Definitionen: Um Personen zu bezeichnen, die Online-Konversationen stören, indem sie Naivität simulieren oder Kommentare äußern, die off-topic oder absichtlich provokativ formuliert sind. Während der Begriff *Trolling* genutzt werden kann, um sehr milde Feindseligkeit gegenüber Personen im Netz zu bezeichnen, kann er größtenteils die sexuell explizite Rhetorik, starke Frauenfeindlichkeit oder Gewalt von modernem sexistischen Cyberhate nicht erfassen.

8 Internet Memes sind Bilder, Videos und Schlagworte, die nicht nur ›viral‹ sind (also viele Male geteilt werden), sondern ständig von Usern verändert werden.

9 In diesem Kontext ist ein »Überfall« eine koordinierte Attacke auf eine Seite oder ein Individuum.

10 GamerGate ist der umgangssprachliche Begriff für die bösartigen und quasi-koordinierten Attacken auf Videogame-Produzent*innen und Journalist*innen, die überwiegend durch männliche Videospieler ab August 2014 begangen wurden.

Prävalenz und Manifestierungen

Während feindseliges und hasserfülltes Sprechen schon immer Teil von Onlinekommunikation waren, gibt es gute Belege dafür, dass sich die genderspezifischen Dimensionen, die rhetorische Feindseligkeit, das unmittelbar bedrohliche Wesen und die Prävalenz dieses Diskurses während des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts intensiviert haben, um 2010 und 2011 plötzlich nach oben schossen und seit GamerGate in 2014 auf einem sehr hohen Level geblieben sind (vgl. Jane 2017a: 16-42). Von der UN erhobene Daten zeigen, dass 73 Prozent aller Frauen und Mädchen Formen von Online-Gewalt ausgesetzt waren oder sie erlebt haben, dass Frauen 27 Mal wahrscheinlicher online angegriffen werden, als Männer, dass 61 Prozent der Online-Angreifer männlich sind und dass Frauen im Alter zwischen 18 und 24 Jahren ein erhöhtes Risiko besitzen, zum Ziel von *harassment* zu werden (2015: 2, 15). Eine Studie des Pew Research Centers zeigt, dass Männer eher weniger starker Belästigung wie beispielsweise Beschimpfungen oder Beschämung ausgesetzt sind, und dies als ärgerlich, doch auch so unspektakulär erleben, dass die Betroffenen es oft ignorieren. Junge Frauen hingegen werden besonders häufig Ziele heftigerer Formen von Cyber-Übergriffen, wie beispielsweise physischen Drohungen, über längere Zeit anhaltenden Belästigungen, Stalking und sexueller Belästigung (vgl. Duggan 2014). Es ist daher nicht überraschend, dass Frauen ihre Erfahrungen mit Online-Belästigung mit höherer Wahrscheinlichkeit extrem oder sehr erschütternd finden als Männer (ebd.). Weitere Befunde finden sich bei Citron (2014): Zwischen 60 und 70 Prozent der Cyberstalking Ziele in den USA sind weiblich (ebd.: 13).

Für jede vierte sexuell explizite oder bedrohliche Nachricht, die ein Online-Account mit maskulin klingenden Nutzer*innennamen bekommt, erhalten Accounts mit feminin klingenden Nutzer*innennamen im Durchschnitt 100 Nachrichten pro Tag (ebd.: 14).

Aus einer Studie über Multiplayer Online Gamer ging hervor, dass 70 Prozent der Frauen als männliche Charaktere spielen, um sexuelle Belästigung zu vermeiden (ebd.: 18).

Sexistischer Cyberhate kann innerhalb einer breiteren ›Pandemie‹ von genderspezifischer Gewalt kontextualisiert werden. Verschiedene Studien globaler Gewaltverhältnisse zeigen, dass 35 Prozent der Frauen weltweit wenigstens einmal in ihrem Leben entweder physische und/oder sexuelle Gewalt durch den Beziehungspartner oder sexuelle Gewalt durch einen Nicht-

Partner erlebt haben (UN 2015: 2; UN Women 2016). Cyberhate manifestiert sich in einer breiten Vielfalt von Praktiken, die je nach Kontext innerhalb der verschiedenen Kontinuitäten von Gewalt, Beeinträchtigung und Illegalität situiert werden können. Je nach gesetzlicher Situation kann dies von ›nervig, aber legal‹ an einem Ende des Spektrums bis zu ›eindeutig illegal‹ am anderen Ende variieren. Der Großteil der Fälle findet sich irgendwo in der Mitte und hat in der Regel einen legalen und in seiner Problematizität kaum wahrnehmbaren Status. Ein Beispiel aus dem eher banalen Bereich des Spektrums könnte ein Männerrechts-Aktivist sein, der den Twitter-Feed einer prominenten Feministin mit Nachrichten überschwemmt, in denen er Ignoranz gegenüber den Grundprinzipien von Feminismus artikuliert und/oder in destruktiver Weise ›besorgte‹ Fragen zu feministischen Belangen stellt. Ein Beispiel aus dem echten Leben, welches auf dem dem extremsten Ende des Spektrums zu verorten ist, ist das von Jebidiah Stipe, einem 28 Jahre alten US-Amerikaner und früheren Marinesoldaten, der sich auf der Internetseite Craigslist als seine frühere weibliche Partnerinnen ausgab und dort ein Foto von ihr mit der Beschreibung veröffentlichte, dass sie eine Vergewaltigungsfantasie ausleben wolle und daher »a real aggressive man with no concern for women« (Black 2010; Citron 2014: 5) suche. Über 160 Menschen meldeten sich auf die Anzeige, inklusive eines Mannes, der – nachdem Stipe die Adresse seiner Ex-Partnerin herausgab – sich gewaltsam Zutritt zum Haus der Frau verschaffte und sie dann mit vorgehaltener Waffe vergewaltigte (ebd.: 5–6, Black 2010). Sowohl Stipe als auch der Vergewaltiger wurden anschließend zu 60 Jahren bis zu lebenslanger Haft verurteilt (vgl. Neary 2010).

Die folgende Liste mit häufigen Erscheinungsformen von sexistischem Cyberhate ist weder vollständig noch beschreibt sie Praktiken, die ausschließlich auf weibliche Ziele gerichtet sind. Angriffe auf Frauen kommen regelmäßig vor und beinhalten eine Vielzahl von Tätern, Kanälen und Taktiken. Mein Ziel ist es eher, durch die folgende Unterteilung einen einführenden ›Crash-Kurs‹ zur Einführung in das Thema anzubieten, statt eine umfassende Taxonomie zu erstellen.

Beleidigungen, Belästigung und Drohungen

Sexistischer Cyberhate findet zumeist in Form von textbasierter Belästigung statt: auf sozialen Netzwerken oder Apps wie Twitter und Facebook, in den

Kommentarspalten von Nachrichtenartikeln und Blogs, auf Dating-Websites und -Apps, in persönlichen E-Mails, und/oder während des Online Gamings. Ausschlaggebende Merkmale dieser Praxis sind Obszönität, Gewalt und sexualisierte Rhetorik, explizite ad-hominem Verunglimpfungen und konkrete Drohungen. Inhaltlich sind die Angriffe etwa auf die Intelligenz von Frauen als Gruppe sowie als Einzelpersonen, ihre psychische Gesundheit und ihre sexuelle Attraktivität gerichtet. Die Trias von ›hässlich, fett und schlampig‹ taucht mit monotoner Regelmäßigkeit auf. Ziele werden oft nicht nur nach ihrer ›Fickbarkeit‹ bewertet, sondern auch danach, ob und wie man sie vergewaltigen würde. Aufforderungen zum Selbstmord gibt es häufig, genau wie kampagnenartige *en masse*-Angriffe – in der englischen Umgangssprache auch *dog-piles* genannt. Diese können sich organisch ereignen, durch eine prominente Einzelperson aufgestachelt werden, oder im *grassroots*-Format durch verschiedene Online-Gruppen und Communities organisiert werden (Jane 2017a: 35, 60–61). Solche Attacken können auch die Verbreitung von Lügen über die Ziele beinhalten. Zum Beispiel verbreiteten Menschen während einer Mob-Attacke auf die Computerspiel-Entwicklerin Kathy Sierra im Jahr 2007 falsche Aussagen darüber, dass sie eine ehemalige Sexarbeiterin und eine misshandelte Ehefrau sei (Sandoval 2013). GamerGate hingegen begann, als ein verlassener Ex-Partner über seine frühere Freundin Zoë Quinn die haltlose Behauptung aufstellte, sie habe mit einem Journalisten geschlafen, um sich positive Berichterstattung über ein von ihr entwickeltes Videospiel zu verschaffen (Jane 2017a: 29–32).

Mancher sexistischer Cyberhate wird in Form von feindseligem Wunschdenken geäußert – zum Beispiel »I hope you get raped with a chainsaw« (zitiert nach Doyle 2011b). Manche Anzeichen deuten darauf hin, dass Täter bewusst Satzstrukturen wählen, die eventuell rechtliche Schlupflöcher bieten. So erhielt beispielsweise ein Twitter-User in 2016 eine polizeiliche Verwarnung, nachdem er der australischen Medienpersönlichkeit Waleed Aly und seiner Frau (die er eine »hijabi scumfuck floozie« nannte) direkte Todesdrohungen schickte, woraufhin er begann, Tweets wie »I hope #WaleedAly *ACCIDENTLY* cuts his throat while shaving« (Lattouf, persönliche Kommunikation, 27. Mai 2016) zu verfassen. Doch auch direkte Drohungen sind weiterhin üblich. Als beispielsweise die britische Parlamentsabgeordnete Stella Creasy ihre Unterstützung für eine studentische feministische Aktivistin aussprach, die sich für mehr Frauen auf britischen Geldscheinen eingesetzt hatte, erhielt Creasy folgenden Tweet: *»YOU BETTER WATCH YOUR BACK… IM GONNA RAPE YOUR ASS AT 8PM AND PUT*

THE VIDEO ALL OVER THE INTERNET« (zitiert nach Jane 2014b: 563).

Regelmäßig werden auch die Online-Unterstützer*innen, Familienmitglieder, Freund*innen und Haustiere der Frauen bedroht.

Beleidigungen und Belästigungen können sowohl bild- als auch textbasiert sein. Zum Beispiel werden oft Fotomanipulationen genutzt, um ein Foto des Ziels in einer Szene zu platzieren, die Sex und/oder Gewalt zeigt. Die genannte Attacke auf Sierra enthielt manipulierte Bilder, die sie zeigten, wie sie durch Unterwäsche gewürgt wurde und Schlingen neben ihrem Kopf eingefügt wurden (Sandoval 2013). Währenddessen erhielt die feministische Kulturkritikerin Anita Sarkeesian unzählige Bilder von Männern, die auf ein Foto von ihr ejakulierten (Sarkeesian 2015). Ein Mann ging sogar so weit, dass er ein Online Game mit dem Titel »Beat Up Anita Sarkeesian« programmierte, in dem Spieler ihr – »punch this bitch in the face« – virtuell ins Gesicht schlagen konnten, bis es blutig und zugerichtet aussah (zitiert nach Sarkeesian 2012). Der Versand von unerwünschten Fotos ihrer Genitalien – sogenannten ›dick pics‹ – durch Männer ist ebenfalls mittlerweile gängige Praxis.

Doxing, Swatting, Wikipedia-Vandalismus und Google-Bombing

Doxing bezeichnet das Veröffentlichen von personenbezogenen Daten, um damit entweder implizit oder explizit andere Online-Antagonist*innen dazu zu veranlassen, die Ziele auch offline zu behelligen. Brianna Wu, eine Spieleentwicklerin aus Boston, musste beispielsweise während GamerGate dabei zusehen, wie Massen ihrer persönlichen Daten während einer Attacke plötzlich online auftauchten. Innerhalb weniger Minuten twitterte ihr jemand mit den Worten »I've got a K-bar[6][11] and I'm coming to your house so I can shove it up your ugly feminist cunt« (zitiert nach Stuart 2014). Während der frühen Phasen von GamerGate in 2014 flohen viele andere Frauen, die mit Gaming assoziiert wurden, wie zum Beispiel Sarkeesian und Quinn, aus ihren Häusern, nachdem ihre Adressen und weitere persönliche Details online veröffentlicht wurden.

11 Meine Deutung von »K-bar« hier ist, dass es eine Falschschreibung von »ka-bar« ist - einem Kampfmesser. (Anmerkung d. Ü.: Jagdmesser.)

Swatting bezeichnet das Täuschen von Leitstellen der Polizei, sodass Razzien durch die SWAT-Einheit[712] Teams in den Häusern der Ziele durchgeführt werden. In 2015 zum Beispiel trafen 20 Polizeibeamte am ehemaligen Haus der digitalen Künstlerin und Spieleentwicklerin Grace Lynn in Portland ein, nachdem ein Anruf über sich angeblich im Haus befindliche Geiseln eingegangen war. Lynn, die einen Thread zur Planung der Attacke auf der Website 8chan fand, glaubt, dass sie als Ziel ausgewählt wurde, nachdem sie ihre Unterstützung der GamerGate Kampagne aufgrund deren zunehmenden Frauenfeindlichkeit zurückgezogen hatte (Parks 2015).

›Wikipedia-Vandalismus‹ bezeichnet böswillige Änderungen der Wikipedia Seiten von Zielen. Zum Beispiel enthielt eine Mob Attacke gegen Sarkeesian in 2012 auch das Posten von Pornographie auf ihrer Wikipedia Seite und der veränderte Text sagte aus, dass sie eine ›Nutte‹ sei, die »the world record for maximum amount of sexual toys in the posterior« halte (zitiert nach Greenhouse 2013). Während GamerGate in 2014 wurde Quinn's Wikipedia Seite wie folgt geändert: »Died: Soon«. Als dies gelöscht wurde, erscheint schnell ein neuer Eintrag: »Died: October 13, 2014« – dies war das Datum ihres nächsten planmäßigen öffentlichen Auftritts (zitiert nach Jason 2015).

Google-Bombing beschreibt die Manipulation der Suchmaschine Google, sodass Web User, die nach einem bestimmten Begriff suchen, zu Inhalten weitergeleitet werden, die von den ›Bombern‹ festgelegt wurden. Während der bereits beschrieben Attacke auf Sarkeesian, beispielsweise, war das erste Suchergebnis der Google Suchmaschine »Anita Sarkeesian is a feminist video blogger and cunt«, wenn man ihren Namen suchte (zitiert nach Plunkett 2012).

Revenge Porn, Erpressung mit Vergewaltigungsvideos und Sextortion

Revenge Porn (dt.: Rachepornographie) bezeichnet die öffentliche Verbreitung von sexuell explizitem Material, üblicherweise einer ehemaligen weiblichen Partnerin, ohne Zustimmung der dargestellten Person. In vielen Fällen sind dies Fotos oder Videos, die einvernehmlich während einer Beziehung geteilt wurden und dann nach der Trennung durch den ehemaligen männlichen Partner verbreitet werden – manchmal auf Webseiten, die genau diesem

12 Anmerkung d. Ü.: Special Weapons and Tactics, vergleichbar mit dem SEK in Deutschland.

Zweck gewidmet sind. Der Begriff wird auch in einem allgemeineren Kontext genutzt, um Bilder zu beschreiben, die ohne Zustimmung erlangt werden, zum Beispiel mit Hilfe versteckter Kameras. Revenge porn kommt oft im Kontext von Szenarios häuslicher Gewalt vor, in denen der Mann die intimen Bild- und/oder Filmmaterialien seiner ehemaligen oder aktuellen Partnerin zu ihrer Erpressung nutzt. Wie im bereits erwähnten Beispiel um Stipe wird das Posten eines solchen Materials oft von Doxing begleitet, vermutlich, um den Schaden zu maximieren. Während der Begriff Revenge Porn suggeriert, dass Täter durch den Wunsch nach Rache motiviert werden, werden die sexuellen und intimen Bilder genutzt, um die Opfer wegen einer Vielzahl von Gründen zu nötigen, zu bedrohen, zu belästigen und zu beleidigen. Catherine Buni und Soraya Chemaly merken an, dass bereits in verschiedenen Ländern sexuelle Übergriffe von Vergewaltigern gefilmt und Frauen und Mädchen mit dem Material erpresst wurden, damit sie die Verbrechen nicht anzeigen (vgl. 2014). Sie zitieren dabei den Fall eines 16-jährigen Mädchens aus Indien, deren Gruppenvergewaltigung mit einem Handy aufgenommen wurde und ihr dann gedroht wurde, das Video ins Internet zu stellen, sollte sie ihrer Familie oder der Polizei von dem Vorfall berichten (vgl. ebd.).

Eine weitere zunehmend stattfindende Praxis, *Sextortion,* bezeichnet die Erpressung von Zielen – oft in der Absicht, sie dazu zu zwingen, online sexuellen Handlungen auszuführen. Im Mai 2016 veröffentlichte die Brookings Institution eine Analyse von 78 öffentlich zugänglichen Sextortionfällen mit bis zu 6.500 Zielen (vgl. Wittes et al. 2016). Von den 78 Fällen waren 69 Minderjährige (mehr als zwei Drittel von ihnen weiblich), alle Täter waren männlich und fast alle erwachsenen Opfer waren weiblich (ebd.). Das Material, welches zur Erpressung genutzt wurde, wurde mit einer Reihe von Methoden erlangt, etwa des Hackens der Computer und Webcams der Opfer, der Installation von Malware auf ihren Geräten oder indem sich die Täter als Partner der Betroffenen ausgegeben haben (vgl. ebd.).

Cyberstalking

Cyberstalking hat viele Parallelen mit der Offline-Variante dieser Straftat. Oft dreht es sich um einen Einzeltäter und eine Zielperson, die Tat kann mit häuslicher Gewalt und/oder dem Ende einer intimen Beziehung zusammen-

hängen. Cyberstalking-Praktiken sind unter anderem: Mehrere und unerwünschte Versuche, ein Ziel per Mobiltelefon, E-Mail oder soziale Medien zu kontaktieren, Spyware auf dem Computer des Ziels zu installieren, und/oder den E-Mail- oder Social Media-Account der Zielperson zu hacken. Letzteres kann genutzt werden, um Informationen über das Privatleben des Ziels zu erhalten und/oder dieses zu beeinträchtigen, indem beleidigende oder irreführende Nachrichten an Familie oder Freunde des Ziels gesandt oder berufliche Verpflichtungen manipuliert werden. Cyberstalker versehen in extremen Fällen die Autos ihrer Ziele mit einem Global Positioning System (GPS) Tracker oder errichten Videokameras, um deren Haus herum, um die Zielpersonen zu verfolgen und sie an überraschenden Orten zu konfrontieren.

Identitätsdiebstahl

Identitätsdiebstahl und die Praxis, sich als andere Personen auszugeben, werden in Online-Kontexten oft mit dem kriminellen Bestreben nach finanzieller Bereicherung assoziiert. Im Zusammenhang mit sexistischem Cyberhate werden sie jedoch eher genutzt, um das Ziel zu stalken, seine Reputation anzugreifen, und/oder weitere Belästigungen zu verursachen. Caitlin Roper, eine Aktivistin der moralisch konservativen australischen Kampagnengruppe Collective Shout, wurde bereits zweimal auf Twitter zum Ziel von Vorkommnissen, bei denen sich Fremde als sie ausgaben. Beim ersten Mal legte ein Mann einen Account mit ihrem Namen und ihrem Foto sowie einem Twitter Usernamen an, der ihrem echten extrem ähnlich war (er verwendete einen zusätzlichen Unterstrich, also »Caitlin__Roper« statt »Caitlin_Roper«). Er begann dann, Männern – als Roper – zu twittern und ihnen die Durchführung verschiedener sexuelle Handlungen anzubieten und zu behaupten, dass sie es liebe, vergewaltigt zu werden (vgl. Roper, persönliche Kommunikation, 3. Juni 2015).

Auswirkungen von sexistischem Cyberhate

Das Leid, welches die Ziele von sexistischem Cyberhate erfahren, ist nachvollziehbar dokumentiert (siehe Citron 2014; Mantilla 2015; Jane 2017a). Die

Gewalt von sexistischem Cyberhate verursacht bei Frauen signifikanten emotionalen, sozialen, finanziellen, beruflichen und politischen Schaden. Sie kompromittiert ihre Möglichkeiten, Anstellungen zu finden, sich selbst öffentlich darzustellen, zu netzwerken, sich politisch zu engagieren, Kontakte aufzubauen und frei an dem Möglichkeiten zum eigenen Ausdruck, der Selbstrepräsentation, Kreativität, Interaktivität und den kollaborativen Unternehmungen teilzuhaben – sie werden somit von den wesentlichen Vorteilen der Web 2.0[813] Ära ausgeschlossen (vgl. Jane 2016, 2017a, 2017b). Belästigungen und Drohungen vom extremsten Ende des Spektrums können bei Frauen Ängste, Traumata und Unruhen im Privatleben auslösen. Betroffene erleben Zusammenbrüche und Beeinträchtigungen ihrer mentalen Gesundheit (Jane 2017a: 61–64). Während des Höhepunktes der Attacken auf sie – einer Zeit, in der sie rund 50 beleidigende und bedrohliche Nachrichten pro Stunde erhielt – sagt Criado-Perez:

»The immediate impact was that I couldn't eat or sleep. I lost half a stone in two days. I was just on an emotional edge all the time. I cried a lot. I screamed a lot. I don't know if I had a kind of breakdown. I was unable to function, unable to have normal interactions« (zitiert nach Day 2013).

Solche Berichte stützen das Argument von Nicola Henry und Anastasia Powell, dass Angriffe in der vermeintlich ›virtuellen‹ Welt reale körperliche und physische Folgen haben und »at least as much impact on a person as traditional harms occurring against the physical body«. (2015: 765)

Trotz des signifikanten Schadens von sexistischem Cyberhate versagen die Polizei, politischen Entscheidungsgträger*innen und Plattform Manager*innen in vielen Ländern bei der adäquaten Anerkennung und dem Umgang mit dem Problem. Die UN beobachtet, dass in 74 Prozent der sogenannten Web Index[914] Länder die Strafverfolgungsbehörden und Gerichte daran scheitern, angemessene Maßnahmen gegen Cyber-VAWG zu ergreifen (vgl. 2015: 39). Überdies lebt mindestens eine von fünf weiblichen Internet User*innen in Ländern, in denen die Bestrafung von Online-Belästigung und -Beleidigung höchst unwahrscheinlich ist (vgl. ebd.). Ein Bericht der *Association for Progressive Communications* (APC) aus dem Jahr 2014 verweist auf viele Versäumnisse der Politik, sie verzeichnen trotz der zunehmenden

13 Der Begriff ›web 2.0‹ (der Nachfolger von ›web 1.0‹) bezieht sich auf die Veränderungen im Design und der Nutzung des Internets, was usergenerierten Inhalt, Interaktivität, Kollaboration und Teilen ermöglicht.

14 Der World Wide Web Foundations Web Index enthält 86 Länder und misst den Beitrag des Internets zu sozialem, ökonomischem und politischem Fortschritt.

Gewalt gegen Frauen mit Hilfe von Informations- und Kommunikationstechnik (IKT) »very little corresponding recognition of ICT-related forms of violence against women by states, intergovernmental institutions and other actors responsible for ending violence against women« (ebd.: 4). Diese empirischen Daten stimmen mit vielen Erzählungen von Betroffenen überein, die berichten, dass die Standardreaktion der Polizei in vielen Rechtssystemen die Empfehlung ist, einfach eine Pause vom Internet zu machen (vgl. Jane 2017a: 4, 88–92).

Die Reaktion der Plattformbetreiber*innen ist ähnlich problematisch und inadäquat. Ein weiterer APC Cyber-VAWG Bericht vergleicht die Richtlinien von Facebook, YouTube und Twitter und ermittelt einige übergreifende Themen. Der Bericht zeigt den Widerwillen der Verantwortlichen, direkt ein Problem zu bearbeiten, solange es kein öffentlichkeitswirksames Moment besitzt sowie in den Richtlinien fehlende Transparenz bezüglich der Auswertungs- und Entschädigungsprozesse, das Unvermögen, sich mit der Perspektive von nicht-nordamerikanischen und europäischen Frauen auseinanderzusetzen, und dass keine öffentlichen Bekenntnisse zu Menschenrechtsstandards oder der Förderung von Rechten erfolgen – mit Ausnahme der Unterstützung der Meinungsfreiheit (vgl. Nyst 2014: 3–4).

Zurück zum Gedankenspiel

Statt Unterstützung und Hilfe zu erhalten, wird weiblichen Zielpersonen von sexistischem Cyberhate in verdrehter Weise selbst die Verantwortung für ihre Online-Erfahrungen gegeben. Tatsächlich beschreiben die UN die Täter-Opfer-Umkehr in Bezug auf VAWG sowohl als verbreitet als auch als schädigend und fordern, dass diese Praktiken »nachdrücklich [...] als priorisierte Problematik adressiert« werden (2015: 19, 30). Während die meisten der eindrücklicheren Beispiele für Täter-Opfer-Umkehr in den Kommentarbereichen digitaler Medien vorkommen, ist diese Dynamik auch klar aus den Handlungen (oder der Untätigkeit) von Institutionen erkennbar.

Es sind also deutliche Parallelen zwischen Praktiken im realen Leben und dem Gedankenexperiment vom Anfang dieses Beitrags auszumachen. Wie in dem fiktionalen Szenario des Autoraubs spielen sich Online-Attacken oft ab, während Frauen ebenso banalen wie essentiellen Aktivitäten an Orten nachgehen, an denen alle Beteiligten und Anwesenden ein akzeptables Level

an persönlicher Sicherheit erwarten dürfen sollten. Trotzdem besitzen Ersthelfer*innen (wie die Polizei) bei sexistischem Cyberhate oftmals nur ungenügendes Wissen über Bedingungen, unter denen die Übergriffe erfolgen. Viele sind sich unsicher, welche Gesetze hier greifen könnten – falls es überhaupt welche gibt. Untätigkeit wird mit den Schwierigkeiten begründet, die es bereiten würde, Recherche zu betreiben und Täter zu identifizieren. Die Untersuchung von Sachverhalten, die durch die Strafverfolgungsbehörden ermittelt und dann bei Gericht geprüft werden sollten, werden an das Opfer zur Ermittlung zurückgespielt: Ihr Täter ist anonym oder hat seinen Account gelöscht? Finden und identifizieren *Sie* ihn. Sie sind sich unsicher, ob der Mann, der sagt, dass er sie mit einem Kampfmesser vergewaltigen will, das auch wirklich so meint? Beweisen *Sie* die Glaubwürdigkeit dieser Drohung und die bösartige Absicht. Sie sind aufgrund einer Facebook-Seite bestürzt, auf der Männer Vergewaltigungs›witze‹ machen? Sie sollten *deren* Meinungsfreiheit und *deren* Rechte beachten.

Die fiktionale Erzählung über den Autoraub basiert auf den Berichten vieler realer Frauen, ist aber besonders von den Erfahrungen von Kath Read inspiriert, einer australischen Bibliothekarin und selbsternannten Fett-Aktivistin, die ich für meine Forschung im Juni 2015 interviewt habe. Read ist seit 2009 das Ziel einer großen Menge von extrem hasserfüllten Cyberhate. Menschen haben gedroht, sie mit einer Kettensäge zu enthaupten und ihr mit einem Hammer das Gesicht einzuschlagen, sollten sie sie auf der Straße treffen. Sie wurde für mehrere Termine mit Personal Trainers, Fitnesstudios und Adipositaschirurgen angemeldet. Auch ihr Arbeitgeber wurde mit der (falschen) Aussage kontaktiert, dass man sie kündigen sollte, da sie für ihren Job nicht qualifiziert sei. Als Read einen Zettel in ihrem Briefkasten fand, auf dem stand »Hi fette Bitch, hier wohnst du also«, suchte sie sich Hilfe bei der Polizei. Ein Polizeibeamter sagte ihr, sie solle »offline gehen und aufhören, so selbstbewusst zu sein« (zitiert nach Jane 2017a: 90).

Frauen aus anderen Ländern berichten über ähnlich nutzlose Reaktionen. Die US-amerikanische Autorin Amanda Hess rief die Polizei, nachdem sie Todesdrohungen von einem Twitter Account erhielt, der scheinbar nur zu diesem Zweck eingerichtet wurde. Der Polizeibeamte, der mit ihrem Fall betraut wurde, wusste nicht, was Twitter ist (Hess 2014). Wu, die einen Vollzeitmitarbeiter angestellt hat, dessen einzige Aufgabe es ist, die Drohungen gegen sie zu überwachen und zu protokollieren, gibt an, dass sie mindestens einen Tag der Woche dadurch verliere, dass sie der Polizei »das Internet erklären« müsse (zitiert nach Jason 2015). Wu hat eine Vielzahl von Berichten

an Twitter erstattet, sowie auch an die lokalen Strafverfolgungsbehörden, das Federal Bureau of Investigation (FBI) und Homeland Security informiert, eine zufriedenstellende Reaktion steht allerdings noch aus (vgl. O`Brien 2015). Der feministischen Autorin Jessica Valenti – die Guardian Redakteurin, die zum Ziel der größten Anzahl anstößiger Leserkommentare wurde (vgl. Valenti 2016) – wurde von einem Vertreter des FBI empfohlen, ihr Haus zu verlassen, bis die Bedrohungen vorübergehen und niemals alleine im Freien zu sein (zitiert nach Hess 2014).

Wie die Protagonistin in der Autoraub-Analogie sind Ziele von sexistischem Cyberhate noch schlimmeren Übergriffen von Online-Angreifern ausgesetzt, wenn sie öffentlich über ihre Erfahrungen berichten. Kommentierende sanktionieren sie dann für: vermeintliche Übertreibungen oder Erfindungen der Darstellung des Übergriffs und dessen Folgen, die Einschätzung dessen, was online passiert, als real, dass sie die Rechte und Argumente des männlichen Angreifers bedenken unterdrückende Zensur befördern würden. Im Einzelnen wurde Frauen vorgeworfen »besonders sensibel« und »orwellianisch« zu sein (O'Neill 2011), sich narzisstisch Drohungen und Gewalt dort einzubilden, wo es beides nicht gibt (vgl. West 2015), und sich jedes Mal »in die kreischende Opferrolle zurückzuziehen«, wenn sie eine »unangenehme Nachricht« erhalten (O'Doherty 2015). Sogar einige Forscher*innen argumentieren, dass ein Großteil des ›vermeintlich frauenfeindlichen‹ Online-Diskurses gar nicht vorrangig darauf abzielt, Frauen zu schikanieren, sondern auch oder eher andere Dinge beabsichtigt. So ginge es den Tätern eher darum, den Zugang zu bestimmten Subkulturen zu kontrollieren, indem Einsteiger*innen in ebendiesen Communities schikaniert würden, Political Correctness und Identitätspolitik zu diffamieren oder schlicht um Aufmerksamkeit in digitalen Räumen zu erlangen (vgl. Jane 2015).

Der Diskurs zu sexistischem Cyberhate ist oft widersprüchlich. Das Internet wird zum einen als triviale und leicht zu meidende Ablenkung (ähnlich einer Videospielkonsole) dargestellt und zum anderen aber auch als exotisch und grundsätzlich gefährlich, wie ein potentiell tödlicher Ort ungezähmter Natur, wie der tiefe Dschungel oder ein aktiver Vulkan. Als Beispiel für das erste Framing können die Ansichten des britischen Schauspielers Steven Berkoff dienen. Er sagt:

> »There's a lot of talk about people being abused on Twitter, women being savagely insulted and degraded. I think, why get into that in the first place? If I jump into a garbage bin, I can't complain that I've got rubbish all over me« (zitiert nach Cavendish 2013).

Ein Beispiel für das zweite Framing ist die reale Version des ›Werden Sie erwachsen‹-Zitats, welches am Anfang des Beitrags zu finden ist. Es stammt von einem Assistenzkommissar der australischen Bundespolizei, Shane Conelly, der eine staatliche Untersuchungskommission adressierte, die sich mit der Frage beschäftigte, ob neue Gesetze im Zusammenhang mit Revenge Porn benötigt würden. Seine genauen Worte waren:

»People just have to grow up in terms of what they're taking and loading on to the computer because the risk is so high.… [They say] if you go out in the snow without your clothes on you'll catch a cold – if you go on to the computer without your clothes on, you'll catch a virus«.

Wie auch der lang anhaltende Kampf gegen die Praxis der Täter-Opfer-Umkehr und der Entschuldigung von Tätern, die beide weiterhin im Rahmen von sexuellen Übergriffen im Offline-Kontext vorkommen, weisen solche Argumentationen nicht nur den Frauen die Schuld für die Übergriffe und Attacken zu, denen sie online ausgesetzt sind, sondern markieren das Problem als individuelles, welches die weiblichen und potenziellen Ziele selbst durch Anpassung des eigenen Verhaltens zu lösen hätten. Frauen zu empfehlen, sich aus online Räumen zurückzuziehen oder ihr Bewegen darin dramatisch zu verändern, ist eine Form von digitaler Entmündigung. Es steht im Widerspruch dazu, dass viele Nationen anerkennen, dass ein gleichberechtigt ermöglichter Zugang zu bezahlbarem und effektivem Zugang zum Internet essentiell für die ökonomische und soziale Entwicklung eines Landes ist (vgl. The Broadband Commission for Digital Development 2015: 8). Täter-Opfer-Umkehr hat auch den Effekt – zumindest auf dem Level von Diskurs und Rhetorik – die Institutionen und Aufsichtsbehörden von der Verantwortung zu entbinden, Interventionen zu konzeptionieren und durchzuführen. Auch blendet sie die Präsenz gewalttätiger menschlicher Akteure vollkommen aus, die möglicherweise für ihre Handlungen verantwortlich gemacht werden könnten. Solche Herangehensweisen fügen den Frauen, die bereits Verletzungen erfahren haben, zusätzlichen Schaden zu (vgl. UN 2015).

Schlussfolgerung

In diesem Beitrag wurde ein Überblick über die Funktionsweisen und die Auswirkungen von sexistischem Cyberhate entfaltet. Mit der auch in staatlichen Institutionen sowie öffentlichkeitswirksamen Medienbeiträgen verbreiteten Figur der Täter-Opfer-Umkehr und dem Entschuldigen der Täter wurde Reaktionen auf die Anzeige von Cyberhate durch die Betroffenen gezeigt, die häufig an Stelle von hilfreichen Lösungen erfolgen. Es wurde Aufmerksamkeit auf die widersprüchlichen Framings gelegt: die Cybersphäre als gleichzeitig nicht ›real‹ (also eine virtuelle Domäne, in der es unmöglich ist, ›echten‹ Schaden zuzufügen oder zu erleiden) und doch grundsätzlich gefährlich – ein riskanter Ort, an dem Frauen Übergriffe, Belästigung und Drohungen zu erwarten hätten. Dementsprechend wird Frauen eine Vielzahl an ›Sicherheits‹vorkehrungen angeraten. Diese können beinhalten: das Kommentieren oder die Teilnahme an Debatten zu provokanten politischen Themen zu meiden, sich nicht in unbekanntes Gebiet oder Unterhaltungen mit unbekannten Personen zu begeben, davon Abstand nehmen, Bilder von sich selbst zu posten, die männliche Nutzer zu (oder zu wenig) attraktiv finden könnten. Schließlich wird häufig als sicherste Vorgehensweise für Frauen empfohlen, sich teilweise oder ganz aus der Cybersphäre zurückzuziehen – eine Option, die oft dargestellt wird, als würde sie keine signifikante Reduktion an Lebens- und beruflichen Möglichkeiten bedeuten. Die dominante Idee, dass Cyber-VAWG ein Problem ist, welches ›von den weiblichen Zielen verursacht‹ und deshalb auch ›von ihnen gelöst‹ werden müsse, mag das kollektive Scheitern von Polizei, politischen Entscheidungsträgern und Betreibern der Plattformen, rechtzeitig und sinnvoll einzugreifen, teilweise erklären. Es geht auch Hand in Hand mit größeren Problemen der genderspezifischen sozialen Gewalt, die mit den disproportionalen Anteilen an politischer, ökonomischer, und sozialer Macht, die Männer weiterhin haben, zusammenhängt (vgl. Smith 2016; UN 2015).

Wenn Ungerechtigkeit und Unterdrückung in die metaphorische DNA einer Gesellschaft eingeschrieben sind – wie es bezogen auf Geschlecht der Fall ist – können bestimmte Ansichten zu Normalität werden und sich verbreiten, ohne hinterfragt zu werden. Das Gedankenspiel rund um den Überfall auf der Straße wurde deshalb beschrieben, um eine kritische Neubewertung der dominanten Ideen über Verantwortung und Schuld online anzuregen und um einige der tief verwurzelten Annahmen und die Doppelmoral aufzudecken, die diesen Ansichten zugrunde liegen. Vergleichs von

Straßen und Autos als Analogien für die Cybersphäre und deren Vielfalt an verbundenen Geräten ist offensichtlich nur bedingt haltbar. Dennoch gibt es einige signifikante Parallelen. Sowohl der Straßenverkehr als auch das Internet sind neue Technologien (in Relation zur Menschheitsgeschichte), welche schnell einen alltäglichen und doch wesentlichen Status einnahmen. Genau wie mit Straßen und Autos werden Staaten niemals die Macht besitzen, das Verhalten eines jeden einzelnen Internetusers zu überwachen. Weder werden online Domänen jemals hundertprozentig sicher sein, noch wird der Zugang zu ihnen jemals gleichberechtigt gewährleistet sein. Dennoch ist es wichtig, grundlegende Ziele zu formulieren und kontinuierlich danach zu streben, so viel Sicherheit und Gleichberechtigung hinsichtlich des Zugangs zu erreichen wie nur möglich. Dies erfordert eine Kombination aus Regeln und Sanktionen, die von den zuständigen Behörden entwickelt und durchgesetzt werden, sowie vernünftige Level an Regelkonformität und der Bereitschaft zu einem guten Miteinander seitens der User*innen.

Angesichts der Tatsache, dass letzteres einen gemeinschaftlichen Bildungsprozess und Sensibilisierung erfordert, ist die Sprache essentiell, mit der über soziale Probleme gesprochen wird. Dies ist der Grund, warum das Szenario des ›Autos auf einer Straße‹ hilfreich ist, die ›nackt im Schnee‹-Analogie jedoch nicht. Erstere transportiert die Banalität, aber auch gleichzeitig die Notwendigkeit der Szenerie, in der User einige gewisse Grundregeln einhalten müssen und bei Verstößen bestraft werden können, während letzteres die Cybersphäre als einen grundsätzlich gefährlichen Ort darstellt, dessen naturbedingte Gefährlichkeit unmöglich verhaftet und vor Gericht gestellt werden könnte. Während sprachliche Adaptionen alleine offensichtlich nicht ausreichen, um dieses große und komplexe Problem zu lösen, sind diskursive Neu-Rahmungen potenziell hilfreich bei der Verlagerung von dominanten sozialen Standpunkten und Normen. Dieses könnte wiederum den Kampf gegen systemische, auf Geschlecht bezogene Ungerechtigkeit unterstützen, die zur Verbreitung von Gewalt gegen Frauen und Mädchen auf der ganzen Welt beiträgt.

Literatur

Association for Progressive Communications (2014), »Domestic legal remedies for technology-related violence against women: Review of related studies and literature«, www.genderit.org/sites/default/upload/domestic_legal_remedies_

for_technology-related_violence_against_women_review_of_related_studies_and_literature.pdf, letzter Zugriff: 28.01.2016.

Black, Caroline (2010), »Ex-Marine Jebidiah James stipe gets 60 years for Craigslist rape plot«, in: *CBS News,* 29.06.2010, www.cbsnews.com/news/ex-marinejebidiah-james-stipe-gets-60-years-for-craigslist-rape-plot/, letzter Zugriff: 28.09.2016.

Buni, Catherine/Chemaly, Soraya (2014), »The unsafety net: how social media turned against women«, in: *The Atlantic,* 09.10.2014, www.theatlantic.com/technology/archive/2014/10/the-unsafety-net-how-social-media-turned-against-women/381261/, letzter Zugriff: 27.05.2016.

Cavendish, Domenic (2013), »Steven Berkoff: Thousands support my views on Twitter«, in: *The Telegraph,* 12.08.2013, www.telegraph.co.uk/culture/theatre/edinburgh-festival/10233683/Steven-Berkoff-Thousands-support-my-views-on-Twitter.html, letzter Zugriff: 13.052016.

Citron, Danielle K. (2014), *Hate Crimes in Cyberspace,* Cambridge/London.

Day, Elizabeth (2013), »Caroline Criado-Perez: ›I don't know if I had a kind of breakdown‹«, in: *TheGuardian,* 08.12.2013, www.theguardian.com/society/2013/dec/08/caroline-criado-perez-jane-austen-review-2013, letzter Zugriff: 13.05.2016.

Doyle, Sady (2011a), »On blogging, threats, and silence«, http://tigerbeatdown.com/2011/10/11/on-blogging-threats-and-silence/, letzter Zugriff: 10.05.2016.

Doyle, Sady (2011b), »Why are you in such a bad mood? #MenCallMeThings responds!«, in: *Tiger Beatdown,* 07.11.2011, http://tigerbeatdown.com/2011/11/07/why-are-you-in-such-a-bad-mood-mencallmethings-responds/, letzter Zugriff: 27.05.2016.

Duggan, Maeve (2014), »Online harassment«, 22.10.2014, www.pewinternet.org/2014/10/22/online-harassment/, letzter Zugriff: 04.01.2016.

Greenhouse, Emily (2013), »Twitter's free-speech problem«, www.newyorker.com/online/blogs/elements/2013/08/how-free-should-speech-be-on-twitter.html, letzter Zugriff: 28.12.2015.

»›Grow up‹ and stop taking naked photos of yourself, police tell revenge porn inquiry« (2016), www.theguardian.com/australia-news/2016/feb/18/grow-up-and-stop-taking-naked-photos-of-yourself-says-senior-police-officer, letzter Zugriff: 26.02.2016

Henry, Nicola/Powell, Anastasia (2015), »Embodied harms: Gender, shame, and technology-facilitated sexual violence«, in: *Violence Against Women,* Jg. 21, H. 6, S. 758–779.

Hess, Amanda (2014), »Why women aren't welcome on the internet«, in: *Pacific Standard,* 6 January, www.psmag.com/health-and-behavior/women-arent-welcome-internet-72170, letzter Zugriff: 26.02.2016

Hockett, Jericho M. Saucier, Donald A. (2015), »A systematic literature review of ›rape victims‹ versus ›rape survivors‹: Implications for theory, research, and practice«, in: *Aggression and Violent Behavior,* Jg. 25, S. 1–14.

Jane, Emma A. (2014a), »›Your a ugly, whorish, slut‹: Understanding e-bile«, in: *Feminist Media Studies,* Jg. 14, H. 4, S. 531–546.

Jane, Emma A. (2014b), »›Back to the kitchen, cunt‹: Speaking the unspeakable about online misogyny«, in: *Continuum: Journal of Media & Cultural Studies,* Jg. 28, H. 4, S. 558–570.

Jane, Emma A. (2015), »Flaming? What flaming? The pitfalls and potentials of researching online hostility«, in: *Ethics and Information Technology,* Jg. 17, H. 1, S. 65–87.

Jane, Emma Alice (2015): »Rape threats and cyberhate? Vote no to the new digital divide«, https://theconversation.com/rape-threats-and-cyberhate-vote-no-to-the-new-digital-divide-43388, letzter Zugriff: 22.06.2020.

Jane, Emma A. (2016), »Online misogyny and feminist digilantism«, in: *Continuum: Journal of Media & Cultural Studies,* 30, 3, S. 284–297.

Jane, Emma A. (2017a), *MisogynyA Short (And Brutish) History,* London.

Jane, Emma A. (2017b) »Feminist digilante responses to a slut-shaming on Facebook«, in: *Social Media + Society.*

Jason, Zachary (2015), »Game of fear«, in: *Boston Magazine,* www.bostonmagazine.com/news/article/2015/04/28/gamergate/, letzter Zu-griff: 28.12.2015,

Mantilla, Karla (2015), *Gendertrolling: How Misogyny Went Viral,* Santa Barbara/Denver.

Martellozzo, Elena/Jane, Emma A. (Hg.) (2017), *Cybercrime and Its Victims,* London.

McKee, Alan (2003), *Textual Analysis: A Beginner's Guide,* London.

Neary, Ben (2010), »2nd man gets 60 years in Wyo. Internet rape case«, http://archive.vcstar.com/news/2nd-man-gets-60-years-in-wyo-internet-rape-case-ep-368408277-348997991.html/, letzter Zugriff: 22.07. 2020,

Nyst, Carly (2014), »End violence: Women's rights and safety online«, https://www.apc.org/en/pubs/end-violence-internet-intermediaries-and-violence, letzter Zugriff: 22.07.2020.

O'Brien, Sara A. (2015), »›This is the year technology hit rock bottom‹«, http://money.cnn.com/2015/07/19/technology/brianna-wu-reddit-harass ment/, letzter Zugriff: 22.07.2020.

O'Doherty, Ian (2015), »People need to toughen up and treat the Twitter trolls with deserved contempt«, www.independent.ie/opinion/columnists/ian-odoherty/people-need-to-toughen-up-and-treat-the-twitter-trolls-with-deserved-con tempt-34320055.html, letzter Zugriff: 27.02.016.

O'Neill, Brendan (2011), »The campaign to ›Stamp Out Misogyny Online‹ echoes Victorian efforts to protect women from coarse language«, http://blogs.telegraph.co.uk/news/brendanoneill2/100115868/the-campaign-to-stamp-out-misogyny-online-echoes-victorian-efforts-to-protect-women-from-coarse-language/, letzter Zugriff: 28.12.2015.

Ostini, Jenny/Hopkins, Susan (2015), »Online harassment is a form of violence«, https://theconversation.com/online-harassmentis-a-form-of-violence-38846, letzter Zugriff: 11.01.2016.

Parks, Casey (2015), »Gamergate: Woman blames online harassers for hoax that sent 20 Portland cops to her former home«, www.oregonlive.com/portland/index.ssf/2015/01/gamergate_woman_says_online_ha.html, letzter Zugriff: 28.09.2016.

Phillips, Whitney (2015a), *This Is Why We Can't Have Nice Things: Mapping the Relationship Between Online Trolling and Mainstream Culture,* Cambridge/London.

Phillips, Whitney (2015b), »Let's call ›trolling‹ what it really is«, http://kernel-mag.dailydot.com/issue-sections/staff-editorials/12898/trolling-stem-tech-sexism/, letzter Zugriff: 09.05.2016.

Plunkett, Luke (2012), »Awful things happen when you try to make a video about video game stereotypes«, https://kotaku.com/awful-things-happen-when-you-try-to-make-a-video-about-453100881, letzter Zugriff: 22.07.2020.

Sabin, Samantha (2015), »For some tech feminists, online harassment is a constant«, https://www.cnbc.com/2015/08/19/for-some-tech-feminists-online-harass ment-is-a-constant.html, letzter Zugriff: 22.07.2020.

Sandoval, Greg (2013), »The end of kindness: Weev and the cult of the angry young man«, in: *The Verge,* 12.09.2013, www.theverge.com/2013/9/12/4693710/the-end-of-kindness-weev-and-the-cult-of-the-angry-young-man, letzter Zugriff: 28.05.2016.

Sarkeesian, Anita (2012), »Image based harassment and Visual Misogyny«, http://feministfrequency.com/2012/07/01/image-based-harassment-and-visual-misogyny/, letzter Zugriff: 28.12.2015.

Sarkeesian, Anita (2015), »Talking publicly about harassment generates more harassment«, http://feministfrequency.com/2015/10/29/talking-publicly-about-harassment-generates-more-harassment/more-34166, letzter Zugriff: 30.11.2015.

Smith, Lydia (2016), »International Women's Day 2016: Ten facts, figures and statistics about women's rights«, www.ibtimes.co.uk/international-womens-day-2016-ten-facts-figures-statistics-about-womens-rights-1548083, letzter Zugriff: 15.04.2016.

Stuart, Keith (2014), »Brianna Wu and the human cost of Gamergate: ›Every woman I know in the industry is scared‹«, www.theguardian.com/tech nology/2014/oct/17/brianna-wu-gamergate-human-cost, letzter Zugriff: 28.12.2015.

The Broadband Commission for Digital Development (2015), »The state of broadband 2015«, www.broadbandcommission.org/documents/reports/bb-annualreport2015.pdf, letzter Zugriff: 28.01.2016.

Thompsen, Philip A./Foulger, Davis A. (1996), »Effects of pictographs and quoting on flaming in electronic mail«, in: *Computers in Human Behavior,* Jg. 12, H. 2, S. 225–243.

Tokunaga, Robert S. (2010), »Following you home from school: A critical review and synthesis of research on cyberbullying victimization«, in: Computers in Human Behavior, Jg. 26, S. 277–287.
United Nations (UN) (2015), »Cyber violence against women and girls: A world-wide wake-up call«, www.unwomen.org/~/media/headquarters/attach ments/sec- tions/library/publications/2015/cyber_violence_gender%20report.pdf, letzter Zugriff: 07.05.2016.
UN Women (2016), »Facts and figures: Ending violence against women«, www.un-women.org/en/what-we-do/ending-violence-against-women/facts-and-fig-ures, letzter Zugriff: 28.05.2016.
Valenti, Jessica (2016), »Insults and rape threats. Writers shouldn't have to deal with this«, www.theguardian.com/commentisfree/2016/apr/14/insults-rape-threats -writers-online-harassment, letzter Zugriff: 27.05.2020
West, Patrick (2015), »Stop taking twitter death threats seriously«, in: *Spiked,* 22.04.2015, https://www.spiked-online.com/2015/04/22/stop-taking-twitter -death-threats-seriously/, letzter Zugriff: 22.07.2020.
Wittes, Benjamin/Poplin, Cody/Jurecic, Quinta/Spera, Clara (2016), »Sextortion: Cybersecurity, teenagers, and remote sexual assault«, www.brookings. edu/research/reports2/2016/05/sextortion-wittes-poplin-jurecic-spera, letzter Zugriff: 12.05.2016.

Übersetzung: Astrid Kölsch, Susanne Richter, Britta Hoffarth

Schon wieder ein ultimatives Boytoy?[1]

Zur ambivalenten Widerständigkeit des Aufschreibesystems 1800 an Schulen

Robert Wartmann

Ich möchte im Folgenden Judith Butlers Text »Gender and Education« (2012) und die darin bearbeitete Verschränkung von Edukation, Gender und Sprache einerseits medientheoretisch problematisieren und andererseits mit Friedrich Kittler um weitere Variablen ergänzen. Doch bevor ich zu Butlers und Kittlers medientheoretische Überlegungen komme und dies alles auf die Institution Schule beziehe, werde ich einleitend für die Rahmung und zur Erzeugung einer Abgrenzungsfolie einen kleinen Umweg über Neil Postmans *Das Verschwinden der Kindheit* ([1982] 1993) und seine Einteilung der modernen Geschichte in drei aufeinanderfolgende medien-historische Epochen – Buch-, Fernseh- und Computerkultur – nehmen.

Postman vertrat die damals wichtige medientheoretische These, dass die Schule und die Kindheit der Schrift- und Buchkultur entsprangen und diese zur Bedingung haben (vgl. Postman 1993: 170); die Kindheit sei kein Produkt von ›Mutter Natur‹, sondern sie sei ein kultureller und medialer Effekt (vgl. ebd.: 162). Es entstand

> »zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert ein […] Wissensmonopol […], dass Kinder und Erwachsene voneinander trennte. Ein des Lesens gänzlich kundiger Erwachsener hatte Zugang […] zu den vielfältigen Formen der Literatur und zu allen überlieferten Schätzen der menschlichen Erfahrung. Kindern hingegen war dieser Zugang meistenteils versperrt. Gerade deshalb waren sie ja Kinder. Und deshalb auch mußten sie zur Schule gehen« (ebd.: 90).

Mit der Fernsehkultur sieht Postman die bürgerliche Kindheit und Familie bedroht. Denn das »Fernsehen verlangt keine besonderen Fähigkeiten und entwickelt auch keine Fähigkeiten« (ebd.: 93). Eine Fernsehkultur, sei es

1 Die Kuratorin Anke Arns wird in Bezug zu ihrer Ausstellung »Computer Grrrls« von Shanli Anwar (Deutschlandfunk Kultur) interviewt. Dort verweist Arns darauf, dass die Vermännlichung des Software-Bereichs erst in den 60er Jahren eingesetzt habe und der »Personal Computer […] als ultimatives Boytoy vermarktet« wurde (Arns/Anwar 2018).

heute oder gerade heute, unter Computerbedingungen braucht nach Postman keine Schule. Damit wären wir nach Postman wieder im Mittelalter angekommen:

»Im Mittelalter gab es keine ›Kinder‹, weil auch die Erwachsenen keine Möglichkeit hatten, exklusives Wissen zu erlangen. Im Zeitalter Gutenbergs entwickelte sich ein solches Mittel. Im Zeitalter des Fernsehens zerfällt es wieder.« (ebd.: 101) [2]

Am Ende des Buchs positioniert Postman den Computer als ein mögliches Rettungsmittel der durch den Fernseher in Gefahr geratenen bürgerlichen Kindheit und Schule. Der Computer sei die ›einzige Technologie‹, die in der Lage wäre die Trennlinie zwischen Kindern und Erwachsenen zu ziehen und damit die Schule zu retten:

»Um einen Computer zu programmieren, muß man vor allem eine Sprache erlernen. Man muß also über komplexe analytische Fertigkeiten verfügen, die einer besonderen Ausbildung bedürfen, ähnlich denen, die von einem erfahrenen Leser oder Schreiber verlangt werden« (ebd.: 167).

Nun sieht die Realität an der Schule nicht so aus, dass digitale Medien und Programmiersprachen wirklich in Konkurrenz zu Buch und Schrift treten. Wenn überhaupt, dann findet sich an Schulen eher eine Buchkultur unter Computerbedingungen; es wird mit digitalen Medien im Unterricht vorrangig präsentiert, im Internet recherchiert oder es werden digitale Texte gelesen (vgl. Knaus 2017: 58). Auch die 5,55 Milliarden Euro des Digitalpakts fließen weitgehend in die technische Infrastruktur (vgl. BMBF 2019). Selbst Medienpädagogen wie beispielsweise Knaus halten die Forderung, »technische Prozesse umfänglich erschließen oder ›programmieren‹ zu können« (Knaus 2017: 62) für übereilig. Wenn jedoch (mit Postman gesprochen) der mediale Wandel an Schulen nicht vollzogen wird und kein zum Deutschunterricht vergleichbarer Unterricht in ›Computer-Literalität‹ stattfindet, dann werden »Menschen Computer benutzen und von ihnen benutzt werden, ohne daß sie etwas davon verstehen. […] Eine schulische Ausbildung der Kinder wäre nicht vonnöten« (Postman 1993: 167f.).[3]

2 Postman nimmt hier auch schon Bernard Stieglers Psychomacht und Infantilisierungsthese (2008) vorweg, wenn er schreibt, dass »das Bild […] das Bewußtsein des Zuschauers beherrscht« (Postman 1993: 92) oder wenn »man von Fernsehsendungen sagt, sie seien auf die Mentalität von Zwölfjährigen zugeschnitten« (ebd.: 135).

3 Die Schule als ›Bollwerk‹ der Buchkultur ist mit Postman »die einzige uns verbliebene öffentliche Einrichtung, die auf der Annahme ruht, daß es wichtige Unterschiede zwischen Kindheit und Erwachsenheit gibt und daß die Erwachsenen den Kindern etwas Sinnvolles zu vermitteln haben« (Postman 1993: 169). Der Preis für diese Insistenz ist

Mit Postman beruht die Schule auf der Trennung zwischen Kindern und Erwachsenen und die Schrift- wie Buch-Medien waren der Grund für diese Trennung. Mit dem Fernsehapparat wurde die Trennung unnötig und die Schule überflüssig. Im Computerzeitalter wäre es wieder möglich diese Trennung durch ein neues Medium zu erzeugen und damit die Schule zu retten.

Neben der doch interessanten Computer-Utopie stolpert man bei der Lektüre Postmans andererseits über einen weiteren Absatz, der mit folgendem Satz eingeleitet wird: »Noch verheerender für die prägende Kraft der Familie ist die Bewegung zur Befreiung der Frau«. Die im »Wandel begriffenen Kommunikationsumwelt« bei Postman stellt den Hauptfaktor für das Verschwinden der Kindheit und für die Zersetzung der bürgerlichen Familie dar. Jedoch ist für ihn ein weiterer »verheerender« (ebd.: 169) Faktor die »Bewegung zur Befreiung der Frau« (ebd.: 138, 169). Trotz seiner Fürsprache für die Frauenemanzipation beklagt er mehrfach, dass die Frau als Mutter ihre schützende Hand nicht mehr über die Kinder hält. Diese Postmansche Kopplung von Frau und Familie und Nicht-Kopplung von Frau und Technik, wie auch die Romantisierung der doch vorrangig männlichen Gutenberg-Galaxie sind für eine feministische Perspektive mehr als unbefriedigend. Es entstehen bei der Lektüre Postmans mehrere Fragen: Wie lassen sich Geschlecht und Medien anders miteinander verschränken? Ist der Versuch, die Buch-Schule durch den Computer zu retten wirklich eine wünschenswerte Perspektive? Und warum zieht sich die enge Kopplung zwischen Buch und Schule durch, selbst Jahrzehnte nach Postman und obwohl nun fast alle Schüler*innen mit dem Smartphone einen Mini-Computer mit sich herumtragen?

Diese Fragen möchte ich mit einer Geschichte über die Schule beantworten, die sich aus gendertheoretischen, differenz-feministischen und medientheoretischen Arbeiten speist. Der folgende Text ist eine strategische Kritik[4] gegen die Hegemonie romantischer Technikgeschichten und -hoffnungen (vgl. Nordmann 2015). Es soll das starke und emanzipative Subjekt,

---

jedoch groß, der »Autoritätsverfall der Schulen ist unverkennbar, und inmitten einer radikal veränderten Kommunikationsstruktur sind sie (um Marshall McLuhan zu zitieren) eher Haftanstalten als Bildungsanstalten« (ebd.: 169f.).

4 Das Strategische ist in diesem Text einerseits im Anschluss an Spivaks ›affirmative Sabotage‹ und Haraways Geschichtenerzählen zu verstehen, in der erstens Kritik nicht das Richtige und Echte anvisiert und zweitens die Erzählung über die Schule diese nicht repräsentationslogisch abbilden soll (und kann). Vielmehr soll die Geschichte als eine politisch-strategische Intervention auf ein Problem aufmerksam machen.

welches Technik als bloßes Werkzeug gegen die Macht- und Technikverhältnisse gebraucht, problematisiert werden. Damit schließe ich an die in den letzten Jahrzehnten mehrfach und gerade auch in (techno-)feministischen Diskursen beispielsweise von Donna Haraway oder Karen Barad stattgefundenen Kritiken und Problematisierungen an. Der Einsatz dieses Textes ist jedoch eher ein nachträglicher und strategischer, der den diffraktiven und dekonstruktiven Geschichten zuarbeitet und diesen eine provokative Technikgeschichte zur Seite stellt.

Diese Technikgeschichte speist sich vorrangig aus den früheren Arbeiten des Begründers der deutschen Medienwissenschaften, Friedrich Kittler, der unter anderem mit seinen Geschichten über die Schreibmaschine das feministische Subjekt, wie das Subjekt als zentralen politischen Akteur überhaupt verabschiedete. Kittler legte damals zwar ein Gesprächsangebot, und auf jeden Fall ein sehr provokatives Gesprächsangebot an Feminismus und Genderwissenschaften vor, welches jedoch, jedenfalls nach Winthrop-Young, nie richtig angenommen wurde (vgl. Winthrop-Young 2011: 578).

Education & Gender

Zwar schreibt Butler selbst, dass nicht ein System oder eine Sprache existiert, welche bestimmt, wer wir sind (vgl. Butler 2012: 19) und es auch um mimetische Prozesse (vgl. ebd.), um soziale Relationen (vgl. ebd.: 20) und die Reproduktion von Macht und Normen über den Körper geht (vgl. ebd.: 17). Doch wird bei Butler die Sprache immer wieder als der entscheidende Orbit (»orbit of language«; ebd.: 16) und das entscheidende Machtzentrum positioniert. Es gehe darum, wie wir Gender-Normen durch und über Sprache leben (vgl. ebd.: 16), wie Sprache auf uns einwirkt, bevor wir sprechen können und dass wir uns immer schon im »Orbit der Sprache« bewegen (ebd., eigene Übersetzung). Butler interessiert sich vorrangig für die Frage, wie wir zu »denkenden und sprechenden Wesen« werden (ebd.: 15; eigene Übersetzung), wie wir über und durch die Sprache und ihre Normen ein bestimmtes Gender einverleibt, eingeschrieben oder ein bestimmtes Gender anerzogen bekommen (»educated into having a gender«; ebd.: 15). Diese über die Sprache laufende Gender-Edukation beginnt schon lange vor der Schule, findet jedoch auch in der Schule statt. Im Sinne eines geheimen Lehrplans werden

wir in der Schule durch Sprache in den »Normen und Konventionen [unterrichtet], die das geschlechtliche Leben regulieren« (ebd.: 15; eigene Übersetzung).

Neben einer ausführlichen Auseinandersetzung mit der Double-Bind Problematik und Fragen (De-)Edukation schlägt Butler in dem Text »Gender and Education« im Anschluss an Gayatri Spivak einen grundlegenden Moduswechsel vor, der das Double-Bind nicht einfach akzeptiert. Sie spricht von »new modes of life«, was an den Lebensformbegriff Wittgensteins und Latours erinnert. Butler geht es um einen Wechsel von der Assimilation durch den Monolingualismus zur Praktik des (unmöglichen) Übersetzens (vgl. Butler 2012: 26). Es geht Butler um eine andere Art des Wirs (»alliance in difference« (ebd.: 25)), welches nicht über Homogenität und Monolingualismus läuft (vgl. Butler 2012: 26). Die meines Erachtens entscheidende These Butlers ist in diesem Text: Es gibt Normen, die regeln (»govern«), wie eine Sprache gesprochen wird; jedoch existieren weniger Normen (»fewer norms«), welche die »Frage nach dem Wie der Übersetzung zwischen Sprachen regeln«, gerade wenn dabei verschiedene Sets »von Normen […] aufeinanderprallen« (»clash«; ebd.: 16; eigene Übersetzung).

Dieses Aufeinanderprallen verschiedener Sprachen sei weniger durch Normen geregelt; beim Übersetzen prallen verschiedene Sets von Normen aufeinander, Wörter bleiben letztendlich unübersetzbar.[5] Dieses Aufeinanderprallen verschiedener Sprachen lässt den monolingualen Raum instabil werden. Der Begriff Bildung ist hier ein gutes Beispiel. Dieser Begriff ist sehr stark an deutsche Diskurse wie die deutsche Nationalbildung gebunden (vgl. Bollenbeck 1994; Ricken 2006: 186–190; Tenorth 2013); bei der unmöglichen Übersetzung kann sich dessen kontingenter Kontext sowie das Gewordensein der ›Ordnung der Bildung‹ entlarven.

Was könnte dies für die Schule bedeuten, gerade wenn zusätzlich noch die von Spivak kritisierte Allianz zwischen liberalem Multikulturalismus, (Neo-)Kolonialismus und transnationalem Kapitalismus im Auge behalten, also Mehrsprachigkeit nicht per se als gut ausgewiesen wird. Die »multilinguale […] Situation […] ändert nichts« (Spivak 2008: 4), da sie die soziale Ungleichheit auch verschärfen kann; zudem wird das widerständige Aufeinanderprallen von Sprachen und das Aufscheinen der Unmöglichkeit von Übersetzung nicht durch die multilinguale Situation direkt bedingt. Vielmehr

---

5 Dieser Gedanke der Unmöglichkeit ist keine Absage an Übersetzung, sondern nur eine Absage an ein bestimmtes Sprachverständnis, nach dem verschiedene Sprachen, die mit sich selbst identisch sind, in relativer Differenz zueinander gesetzt werden können.

scheint es mit Butler und Spivak darum zu gehen, sich gegen hegemoniale und homogenisierende Bewegungen und auch Bilingualitäten zu wenden, die stark durchcodiert sind und zwei dominante Sprachen (also beispielsweise Deutsch-Englisch), damit zwei dominante Homogenisierungsbewegungen (Nationalisierungs- und Transnationalisierungsdiskurse) kurzschließen (vgl. Butler 2012: 16). Man müsste eine Mehrsprachigkeit abseits des liberalen Multilingualismus denken, die den homogenen Raum an der Schule wie auch schon vorher in der Primärsozialisation durchkreuzen kann. Mögliche und vorschnelle[6] Übersetzungen in das politische Feld sind schwierig, da beispielsweise längere Auslandsaufenthalte für Schüler*innen wie schon die klassischen Bildungsreisen oder die Schaffung von Unterkünften auf dem Schulgelände für ›Ausländer*innen‹ auch die Wir/Ihr-Dichotomie und nationale Identität stützen können. Trotzdem scheint es sinnvoll, beispielsweise die Lehramtsausbildung von geflüchteten Migrant*innen sofort zu bewilligen und Anreize und Quoten für Lehrer*innenheterogenität zu schaffen. Auch können bi- oder multilinguale Kindergärten, wie Schulen politisch wirksame Interventionen sein.[7]

Spracherwerbstechnologie und Mutterstimme

In den nächsten Schritten ergänze ich die bisher mit Butler fokussierte Variable Sprache mit Kittler um weitere Variablen; mit einem immer wiederkehrenden Verweis auf Kittlers Geschichten zu Johann Wolfgang von Goethe als das weiße und männliche Normsubjekt der Gutenberg-Galaxis.[8]

In einem Text Kittlers über Goethes »Wanderers Nachtlied« (vgl. Kittler 2013b [1979])[9] geht es Kittler darum, zu zeigen, warum Goethe geschrieben hat, wie er geschrieben hat und warum über hunderte Jahre lang Goethe

6 Vorschnell, weil durch einzelne Forderung die Komplexität der Problematik verloren gehen kann und ein Schein entsteht, nach dem diese Forderungen automatisch zum Erfolg führen, was keinesfalls gegeben ist.

7 Mit Spivak ließe sich hier auch noch eine Erhöhung der Klassenmobilität und die Schaffung einer Äquivalenz der Sprachen als Forderung hinzufügen (vgl. Spivak 2008).

8 Die Gutenberg-Galaxie wie die Goethezeit beziehen sich auf Kittlers Aufschreibesystem 1800.

9 »Über allen Gipfeln / Ist Ruh, / In allen Wipfeln / Spürest du / Kaum einen Hauch; / Die Vögelein schweigen im Walde. / Warte nur, balde / Ruhest du auch. / D. 7· September 1780 Goethe« (zit. n. Kittler 2013a: 41).

(nicht nur in der Schule) so gelesen und interpretiert werden konnte, wie er gelesen und interpretiert wurde. Also wie »muss Kommunikation, wie müssen Redeordnungen und Spracherwerbsmechanismen beschaffen sein, um derart problemlos voraussetzen zu können, dass das Rauschen von Bergen und Bäumen voller Botschaften ist […]? Was verleitet Leser zur Annahme, dass es keine Lücke im Bedeutungskontinuum der Welt gibt, dass selbst ausbleibendes Vogelgezwitscher so signifikant ist?« (Winthrop-Young 2005: 21) Auf was für kulturelle Praktiken und Redeordnungen verweist das Sprachereignis »Wanderers Nachtlied?«

Die zunächst steile These Kittlers: Die Stimme, die dem Wanderer einrede, »dass Steine, Wind und schweigende Vögel ihm zureden, dass er also auch mitten in abendlicher Waldesstille ›nicht nichts verstehen könne, weil nichts nicht bedeutsam sei‹«, ist die »(neue) Stimme der (neuen) Mütter, die ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufgrund neuer Erziehungspraktiken zu hören ist« (ebd.: 23). Die bisher thematisierte und mit Butler problematisierte Mono-Sprache ist in Hinzunahme der Literatur- und Mediengeschichten Kittlers seit dem Ende des 18. Jahrhunderts Muttersprache.

In der Gutenberg-Galaxie kommt es am Ausgang des 18. Jahrhunderts »zu einer folgenreichen kulturellen Zäsur, vor allem was Theorie und Praxis des kindlichen Spracherwerbs betrifft« (Winthrop-Young 2011: 574). Vor 1800 sind

> »Wissen, Lesen und Schreiben […] in unterschiedlichen Gruppen und Ständen weitergegeben worden; es gab keine von Natur her legitimierte Zentralstelle für Kulturisation. Zumal der Schatz gelehrten Wissens brauchte zu den Kindern einen langen Weg und viele, jeweils repräsentative Instanzen« (Kittler 1995: 38).

Durch umfassende Alphabetisierungkampagnen, die Säuberung der Sprache von allen Mundarten und dem Zusammenfallen von vorher getrennten »Kulturtechniken wie Sprechen, Schreiben und Lesen […] [zu dem] Kommunikationsmedium« (Winthrop-Young 2005: 50), wie wir es heute gewohnt sind, wird eine Zentralisierung von Kulturisation möglich, an deren ›Zentralstelle‹ nach und nach die bürgerliche Mutter rückt (vgl. Kittler 1995: 38).[10] Mütter werden

10 Zur Rahmung der Kittlerschen Geschichte: Wir befinden uns am Ende des 18. Jahrhunderts, in einer Zeit umfassender »Alphabetisierungskampagnen«, wie auch der Homogenisierung und Standardisierung der Hochsprache und ihre Säuberung »von allen mundartlichen Entstellungen« (Winthrop-Young 2005: 50). Die bürgerliche Familie entsteht, wie auch die Kindheit erfunden wird (vgl. Schäfer/Wimmer 1998). Seelen- und Geisttechnologien werden gegen den als Despotismus entlarvten Feudalismus gewendet;

»zur oft exklusiven sprachlichen Erziehungsinstanz [...] [von] Kleinkinder[n], die vorher in einem weitläufigen Sprach- und Sozialisationsgemisch aus Ammen, Großfamilien und Dorfgemeinschaften aufwuchsen« (Winthrop-Young 2011: 574f.).

Nicht mehr stupides Nachplappern und Auswendiglernen alltagsfremder und unnatürlicher Buchstaben, Grammatiken und Bildungsgüter durch Väter und Lehrer; sondern die Zentrierung des »Wahrnehmungsfeldes und Körpers des Kindes« wird Zentrum einer neuen Psychopädagogik (ebd.: 50). Die »pädagogischen und psychologischen Reformer« entdecken oder erfinden »das Kleinkind als Hauptaufgabe aller Kulturarbeit« (Kittler 2013b: 48) und der »Mutter-Kind-Bezug« wird »zum Prototyp des pädagogischen Bezuges« erhoben (Scheibe 1967; zit. n. Kittler 2013b: 48f.).

Im Idealfall dieser bürgerlichen Sprachsozialisation hört das Kind zuerst »und allein die [sanfte] Stimme seiner Mutter und spürt das erste Gefühl des Zusammenhangs eines Tones mit dem Gegenstand, der ihn hervorgebracht hat« (Kittler 2013b: 49). Die Kleinkinder erleben »von Anfang an Sprache in Form einer liebes- und bedeutungsverheißenden Stimme« (Winthrop-Young 2005: 48), die auf die Mutter als transzendentales Signifikat und Ursprung verweist. Die Mutter geht in ihrer Pädagogik dabei »einzig vom Nächsten und Alltäglichsten aus: vom Wahrnehmungsfeld und Körper des Kindes« (Kittler 2013b: 50). Spielerisch werden dann irgendwann über die sanfte Stimme der Mutter oder mütterlichen Lehrerin die Buchstaben beigebracht, die sich dank der Lautiermethode (zur Methode vgl. Schründer-Lenzen 2007: 132ff.) und dem Zusammenfallen von Sprechen, Schreiben und Lesen längst den Lauten der Mutter unterordnen.

Die entscheidende Konsequenz dieses Spracherwerbs ist, dass wenn

»Kinder später im Leben Bücher zur Hand nehmen, werden sie keine Buchstaben sehen, sondern [wie der Wanderer Goethes] mit unstillbarer Sehnsucht [...] eine Stimme zwischen den Zeilen hören« (Kittler 2013b: 45).

Wipfelrauschen und Vogelgezwitscher werden bedeutend, die ganze Umwelt wird mit Bedeutungen aufgeladen (vgl. Winthrop-Young 2005: 175).

die eigene Glückseligkeit soll nicht mehr den Fürsten überlassen werden; in und auf freie Selbsttätigkeit soll sich die neue Ordnung gründen (vgl. Ricken 2006: 313). »Körper wie Zeichen [werden nicht mehr] codiert und Übertretungen des Codes unters Schwert gestellt« und auch »der Zufall [entscheidet nicht mehr] über Geburt und Geschlecht« (Kittler 1978: 47), sondern es werden »Kinder und Imagines« produziert (ebd.: 12), es werden Körper beseelt und Individuen hergestellt, deren »Entwicklungen« und Ursprünge ›in‹ ihnen nach Regeln der ›Reflexion‹ und Hermeneutik« ausgelegt werden (ebd.: 47).

Nun spricht Kittler hier aber über ein Gedicht Goethes. Ist diese Kittlersche Geschichte über die Verschränkung von Spracherwerb, Hermeneutik und Mütterlichkeit noch relevant? Ohne dies hier ausführlich beantworten und diskutieren zu können, lässt sich zumindest feststellen, dass der Kurzschluss zwischen Schreiben, Sprechen und Lesen weiterhin selbstverständlich ist. Auf der Lautiermethode fußen viele heutige didaktische Ansätze des Lesenlernens (vgl. Schründer-Lenzen 2007: 133–157). Zudem liegt der gegenwärtige Frauenanteil von Grundschullehrerinnen ganz im Sinne Pestalozzis und seines Prototypen des Mutter-Kind-Bezugs für die Pädagogik bei fast 90 Prozent.[11] Und auch die gegenwärtige Hochkonjunktur reformpädagogischer Ansätze (beispielsweise Destatis 2019c), die Reformpädagogisierung der Schulen der letzten Jahrzehnte (vgl. Ullrich/Idel 2017) und die Reformanstrengungen des an die Reformpädagogik anschließenden Diskurs/Mythos um die Neue Lernkultur (vgl. Dammer 2013),[12] wie der damit zusammenhängende individualisierende Unterricht und die »schulische Annäherung an familiale Sozialformen« (Fritzsche u.a. 2009: 105) erzeugen eine Schulgegenwart, die sich immer noch im von Pestalozzi schon angeführten Spannungsfeld bewegt (vgl. Kittler 2013a, 48f.).

Auf der einen Seite befindet sich die althergebrachte alltagsferne Wisseneintrichterung und das Nachplappern von Sprache und Bildungsgütern. Auf der anderen Seite liegt die in einer vertrauensvollen, familiären Lernatmosphäre stattfindenden kindzentrierten, auf den Alltag und das Leben der Kinder ausgerichteten Aktivierung der Kinder zu Selbsttätigkeit und Selbstbestimmung. Dieses Spannungsfeld findet sich beispielsweise in aktuellen Debatten wieder, in denen darüber diskutiert wird, ob den Schüler*innen heute immer noch Goethes alltagsferner *Faust* eingetrichtert werden muss. Nach Porompka sei es beispielsweise »gar nicht so wichtig, ob man Faust gelesen oder Slam Poetry gemacht habe – solange es den Lehrern gelinge, ihre Schüler zu aktivieren und zu inspirieren« (Porompka 2019). Mit Kittler:

11 Nach dem statistischen Bundesamt lag der Grundschullehrerinnenanteil 2018 in Vollzeit bei 84,34 Prozent, in Teilzeit bei 95 Prozent und in stundenweiser Beschäftigung bei 82 Prozent (Verhältnis zwischen Vollzeit/Teilzeit/Stundenweise: 46,7 Prozent/40,57 Prozent/12,73 Prozent; Destatis 2019a). Zur Thematik der Feminisierung der Schulen siehe auch Lundgreen 1999; van Essen/Rogers 2006.

12 Die reformpädagogische Rhetorik von Freiheit und Selbstbestimmung dürfte die damit einhergehende Herrschaft der Leute über Selbststeuerung und deren funktionale Einbettung in den Neoliberalismus verdecken (vgl. Dzierzbicka 2006; Dammer 2013; Karcher 2015; Sattler 2009; Witsch 2008).

Goethes Faust sei nicht so wichtig, solange man sich pädagogisch in der Goethezeit befinde.

Ähnlich Bourdieus These der Insistenz des Feudalismus im Schulsystem, scheint auch mit Kittler die Schule noch nicht einmal im Aufschreibesystem 1800 (Goethezeit) angekommen zu sein, sondern arbeitet immer noch an dessen Umsetzung.

Was meint Kittler mit dem Begriff Aufschreibesystem? Den Begriff entlehnt Kittler dem Text *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken* (1903) von Daniel Paul Schreber und definiert ihn als »das Netzwerk von Techniken und Institutionen […], die einer gegebenen Kultur die Adressierung, Speicherung und Verarbeitung relevanter Daten erlauben« (Kittler 1995: 519). Wer nach Kittler

> »also die Besonderheiten einer bestimmten Kultur analysieren will, muss sich darauf konzentrieren, wie sie ihre eigenen Informationen verarbeitet bzw. welche historisch kontingenten technischen und institutionellen Gegebenheiten den input, throughput und output von Daten regulieren« (Winthrop-Young 2005: 47).

In Bezug auf die Goethezeit heißt das in provokativer Kürze mit Probst:

> »Das schaffende Genie, das selbstbestimmte Individuum, die sich ihrer Fesseln entledigende Menschheit: Für Kittler sind das nicht Ideen, die kluge Köpfe wie Schiller, Goethe oder Kant entwickelt haben, sondern umgekehrt Auswüchse bestimmter medialer[, technischer, institutioneller und diskursiver] Voraussetzungen um 1800« (Probst 2011, ergänzt um weitere oben thematisierte Attribute):

Die im ersten Teil mit Butler fokussierten Variable Sprache lässt sich um zahlreiche weitere zentrale Variablen wie Spracherwerb, Erziehungspraktik und Redeordnung ergänzen und damit dezentralisieren.

Der Sprung über das Aufschreibesystem 1900

Kittler analysierte die Goethezeit zwar diskursanalytisch, systematisierte sie in Bezug auf das Geschlecht jedoch vorrangig informationstheoretisch als einen in sich geschlossenen Regelkreis. Die Frau als Eine – die Mutterstimme – steht am »ursprünglichen Grund aller Diskursproduktion«, die den narzisstischen Schöpfermythos und das männlich-autonome Sprachsubjekt einsetzt. Die Mutterstimme liefert den Input. Die Diskurs- und Textproduk-

tion, und deren ›Distributionskanäle‹ selber werden vom männlichen Subjekt besetzt. Nicht nur waren die meisten Autoren Männer,[13] auch die Sekretäre Goethes, die Setzer, Buchbinder und Verleger waren männlich (vgl. Kittler 1986: 275f.). Die Autoren der Goethezeit suchen die Stimme zwischen den Zeilen, schreiben über die Eine Frau, die gleichgeschaltet mit Natur, Mutter, Ideal und Ursprung den gesamten Themenkomplex der Goethezeit ausmacht (Kittler 1995: 38). Goethe schrieb selbst, »daß er das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes konzipiert. Wie ein Mann sei, das wisse er ja nicht« (zit. n. Kittler 1986: 275f.). Der Output, die vielen Gedichte und Romane, gehen dann wieder an die Frau im Plural: »Die meisten Leser der Goethezeit sind Leserinnen«; die Bücher werden »vornehmlich von Frauen zu Selbstbildungszwecken gelesen.« (Winthrop-Young 2005: 51) Der geschlossene Regelkreis in Kurzform: »Auf der einen Seite Die Frau, auf der anderen Seite lesende Frauen, und dazwischen schreibende und (be-)lehrende Männer.« (ebd.)[14]

Auch wenn dieser Regelkreis wohl nie in Reinform existiert hat und abseits der Kritik und Diskussion an und um dieses doch sehr einfache Modell (vgl. ebd.: 60f.), lässt sich doch deutlich konstatieren, dass im Gegensatz zum weiterhin weiblich geprägten Input das von der Schule anvisierte autonome Sprachsubjekt, wie auch die Leser*innen sich nicht mehr so deutlich nach ihrem naturalisierten und materialisierten Geschlecht zuordnen lassen. Natürlich ließe sich an dieser Stelle diskutieren, ob es um eine wirkliche Desexualisierung des Autors (vgl. Kittler 1986: 277f.) oder doch nur um die Unterordnung aller unter eine männliche Autor-Funktion geht.

Abseits dieser Diskussion lässt sich konstatieren, dass der deutschsprachige ›Bildungs‹kanon in der Schule weiterhin sehr männlich ist (vgl. Schuchter/Lieske 2018), auch sind die Männer im »Literaturbetrieb [weiterhin] mit

---

13 Die »Ehre, als Manuskript und Autor-Eigenname in Druck zu gehen, blieb Frauen verschlossen – wenn nicht faktisch, so doch medientechnisch: Der Eigenname über ihren Versen, Romanen und Dramen war fast immer ein Männer-Pseudonym« (Kittler 1986: 276). »In den letzten zwei Jahrzehnten sind ausführliche Sammlungen erschienen, die beweisen, dass der Anteil schreibender Frauen in der Goethezeit sehr viel größer war als bisher angenommen. […] Nun könnte man zur Verteidigung Kittlers einwenden, dass viele dieser schreibenden Frauen wie Männer (und oft unter männlichem Pseudonym) geschrieben, sich also den geschlechtsverheimlichenden Redeordnungen der Goethezeit untergeordnet hätten« (Winthrop-Young 2005: 60).

14 In geschlossenen Regelkreisen ist die Wirkung an die Ursache gekoppelt (vgl. Meyer-Drawe 2000: 230). Also die Leserinnen lesen von Männern geschriebene Bücher über die Eine Frau, die wieder am Anfang des Regelkreises steht. Mit diesem Regelkreis ließen sich auch Bezüge zu den Mansplaining-Diskursen ziehen (beispielsweise Solnit 2015).

deutlich mehr Macht ausgestattet«. Es gibt nur 20 Prozent Frauen »in Entscheider-Positionen« des Buchhandels (Scholl 2017) und Frauen verdienen deutlich weniger als ihre Autor*innen-Kollegen (vgl. Dückers 2018) usw. Es sind gleichzeitig bereits »80 Prozent der Angestellten im Buchhandel und 64 Prozent der Angestellten im Lektorat […] Frauen«, etwa 59 Prozent der Publizist*innen, Übersetzer*innen und Bibliothekar*innen sind weiblich (Matthes/Janser 2018)15, auch 77,75 Prozent der Germanistikstudierenden sind weiblich. Ebenfalls ist der Deutsch- und Sprachunterricht schon lange keine Männerdomäne mehr. Es lässt sich auf jeden Fall sagen, dass das Buch und die Schrift in Bezug auf den throughput des Aufschreibesystems 1800, also die Text- und Diskursinterpretation, -produktion und -distribution, keine ultimativen Boytoys mehr sind, zumal mit Blick auf den Regelkreis diese Medien auch nie reine Boytoys waren.

Ohne dies hier länger ausführen zu können, lässt sich diese Entwicklung mit Kittler damit begründen, dass die Angst der Männer vor dem Verlust und der Entfremdung ihrer eingebildeten Geistigkeit durch die (Schreib-)Maschine, die Brechung des Schriftmonopols durch Medien im Plural – Film, Grammophon und Schreibmaschine – (vgl. Winthrop-Young 2005: 105) und das Männersterben im ersten Weltkrieg die »Großerzählung von Geist, Dichtung und Mensch« (ebd.: 93) und damit den sexuell geschlossenen Regelkreis der Goethezeit zerlegten (vgl. Kittler 1986).

Bezieht man diese Geschichte auf die Schule, lässt sich jedoch feststellen, dass diese die mediale Heterogenität des Aufschreibesystems 1900 eher übersprungen hat. Das Buch und die Mono-Sprache sind weiterhin die dominanten Medien an Schulen, genauso wie im Aufschreibesystem 1800. Film, Ton, maschinelle Textproduktion, wie auch Medienbildung im Allgemeinen, waren in der Schule im 20. Jahrhundert und sind meist selbst heute größtenteils bloßes Beiwerk. Die Schule scheint weiterhin den Autor Goethe anzuvisieren (natürlich unter Computerbedingungen und desexualisiert).[16]

15 Hier wird sich auf die Berufsgruppe BF47 (Publikations-, Bibliotheks-, Übersetzungsbeschäftigte und verwandte Wissenschaftsberufe) und das Jahr 2017 bezogen (vgl. Matthes u.a. 2018). Verlässliche Zahlen in Bezug auf das Geschlechterverhältnis nur in Bezug auf Buchveröffentlichungen waren nicht zu finden (vgl. Derbyshire 2016).

16 Angelehnt an Bourdieus theoretisches und empirisches Instrumentarium wurde bereits mehrfach gezeigt, dass das Beherrschen der deutschen Sprache und Grammatik (Lesen, Schreiben und Sprechen) in Bezug auf die soziale Ungleichheit in Schulen eine der wichtigsten Indikatoren darstellt (vgl. beispielsweise Gogolin 1994). Damit schließt sich auch wieder der Kreis zu Spivak und Butler in Bezug auf die Mehrsprachigkeit: eine

Regisseur*in, Kamerafrau, Radiomacher*in und heute Software- wie Hardwareingenieur*innen sind nicht Zielsubjekte der Schule; es werden höchstens mit Kunst, Darstellendes Spiel, Mathe und Physik Grundlagen geschaffen, sodass die Buchsubjekte sich nach der Schule anderen Medien zuwenden können.

Ein totaler Medienverbund auf Digitalbasis

Gerade in Bezug auf den Computer hält sich in Familie, Kindergarten und Schule hartnäckig das Vorurteil, dass Technik nichts für Mädchen sei (vgl. Rähm 2019). Es scheint von der gegenwärtigen Schule gar nicht zur Kenntnis genommen zu werden, dass »in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, also in der Frühzeit der Computerentwicklung, Programmieren sogar ein typischer Frauenberuf« war (Arns/Anwar 2018). Die erste (oder eine sehr frühe) Programmierer*in war Ada Lovelace (1836/1837) und den Mondflug der NASA 1969 haben Mathematikerinnen und Programmierinnen, wie Margaret Hamilton und Katherine Johnson, möglich gemacht (vgl. Shetterly 2017).

Erst in den 60er-Jahren hat die »Vermännlichung des Bereichs […] begonnen […]: ›Auf einmal gab es die Figur des Software-Ingenieurs. 1985 wurde der Personal Computer eingeführt. Diese Maschine wurde als ultimatives Boytoy vermarktet‹« (Arns/Anwar 2018). »Heute sind Frauen in IT-Berufen eine Seltenheit. Im Fach Informatik dominieren an deutschen Universitäten die Männer.« (Rähm 2019) Nur 17 Prozent der deutschen Informatik-Studierenden sind Frauen (vgl. ebd.; Destatis 2019b), und von den 17 Prozent landet ein Großteil in den ›weicheren‹ Bereichen der Informatik oder sie sind vorrangig publizistisch tätig (vgl. Rähm 2019), zumal man auch im Informatik-Bereich davon ausgehen kann, dass sich der Frauenanteil hierarchisch nach oben noch weiter ausdünnt.[17] Die Dramatik lässt sich exemplarisch an der Biografie einer der bekanntesten Informatikerinnen in Deutschland verdeutlichen.

Schule, die ein perfektes Beherrschen der deutschen Sprache und Schrift nicht als das höchste Gut betrachtet, dürfte dazu beitragen, soziale Ungleichheiten abzuschwächen.

17 Dies ist mit Blick auf Länder wie die Türkei mit rund einem Drittel, in Malaysia oder Oman sogar mit 50 Prozent Frauenanteil der Informatik-Studierenden mehr als bemerkenswert (vgl. Rähm 2019). In Australien, Neuseeland, Südkorea und in den USA

Constanze Kurz

»ist Sprecherin des Chaos Computer Clubs, war Sachverständige am Bundesverfassungsgericht und in der Enquête-Kommission ›Internet und digitale Gesellschaft‹ des Deutschen Bundestags. Als Informatik-Studentin war Constanze Kurz gerade zu Beginn ihres Studiums eine ziemliche Ausnahme. Oft war sie in den Vorlesungen mit nur zwei oder drei anderen Frauen allein unter Männern: ›Es gab einzelne Kurse, wo wir auch mal mehr waren. Also ich war sogar mal in einer kleinen Arbeitsgruppe, wo wir zwei Frauen waren. Ich hatte aber später als Dozentin auch Seminare, wo keine einzige Studentin dabei war‹ [(Kurz)]. Nach ihrer Zeit als Hochschul-Dozentin hat Constanze Kurz der Lehre vor einigen Jahren den Rücken gekehrt. Heute arbeitet sie vor allem als Redakteurin und Buchautorin. […] ›Das ist ein relativ häufiger Weg, dass Frauen eher in die weicheren Aspekte […] des Fachs [gehen]‹ [(Kurz)]« (Rähm 2019).

Also die Frauen sind in der Diskursdistribution und -produktion, welche über die Buch- und Schriftmedien laufen, mehr oder weniger angekommen. Berufe, die sich um Schrift- wie Buchmedien drehen, dienen nach Kurz sogar als ein beruflicher Rückzugs- oder eine Ausweichmöglichkeit für Frauen. Doch diese in Bezug auf das Buchmedium begrüßenswerte Entwicklung dürfte mit Kittler auch damit zusammenhängen, dass »Literatur erheblich an kulturellem Wert eingebüßt« hat (vgl. Winthrop-Young 2005: 105). Denn das mediale Machtzentrum hat sich zu einem neuen, wieder monopolisierenden und homogenen jedoch diesmal digitalen Medienverbund verschoben, wobei der Großteil der damit verbundenen Berufsgruppen – in Soft- wie Hardware – männlich besetzt ist.

Mit Kittler geht es im Aufschreibesystem 2000 um einen »totale[n] Medienverbund auf Digitalbasis« (Kittler 1986: 8), wobei die vorherige Medienvielfalt im Computer gleichgeschaltet wird. Schon Turing sagte voraus, dass der Computer »›die Maschinenschreiberin überflüssig macht‹« (ebd.: 356) – also den nach Kittler historisch ersten Eintritt der Frauen in die Diskursproduktion. So haben heute Spracherkennungsprogramme die Schwelle so gut wie überschritten, den Beruf der Sekretär*innen als Maschinenschreiber*innen zu übernehmen. Nach Turing würde zudem »der kommende Computer [auch] das Geschäft menschlichen Denkens automatisieren« (ebd.). Doch diese Übernahme der denkenden Autorschaft dürfte sich als schwieriger erweisen, auch wenn es bereits ein erstes Buch gibt, das von einer KI geschrieben wurde (vgl. Chircos 2019). »Für Männer, Programmierer,

waren die Zahlen der weiblichen Studierenden von 2000 bis 2012 sogar rückläufig (vgl. ebd.).

Mathematiker dagegen sagte Turing, die Entwicklung von ›Computern und Lenkwaffen‹ im Auge, gute Zeiten voraus.« (ebd.: 357) Doch auch hier sieht Kittler das Abdanken der Leute: »Bei Millionen von Schaltfunktionen können auch die Eltern keine Menschen mehr sein, sondern nur mehr Schaltungen« (ebd.: 156); Computer können das Entwerfen, Denken und Bauen langfristig übernehmen. Das Einzige, was für die Leute zu bleiben scheint, ist der Abfall des maschinellen Regelkreises. Die Leute sind keine Code-Leser*innen mehr, sondern bloße Benutzer*innen.[18] In diesem neuen Regelkreis, der mit Haraway gesprochen nur den göttlichen Vater nachäfft (vgl. Haraway 1995: 38), dürften nach Kittler alle irgendwann zu Benutzer*innen eines von Männern geschaffenen Maschinenparks degradiert werden.[19]

Mit dieser dystopischen Geschichte um das Aufschreibesystem 2000 und seinem männlichen Maschinenpark im Hinterkopf erscheint die gegenwärtige Buch- und Schulkultur mit ihren Geschlechterverhältnissen plötzlich deutlich attraktiver zu sein, auch wenn es beispielsweise im Literaturbetrieb noch viel zu erkämpfen gibt. Die Schule ist zwar noch nicht einmal im 18. Jahrhundert angekommen und tangiert das Aufschreibesystem 1900 nur partiell in Bezug auf die Desexualisierung des Buchsubjekts. Doch dürfte die (Buch-)Schule für Frauen weiterhin in Bezug auf das immer noch sehr dominante Buch- und Schriftmedium die Bedingung für die Teilhabe und den Kampf um die Diskursproduktion und -distribution sein. Ist Schule also widerständig oder zumindest eine Bedingung für Widerstand? Mit Blick auf die Double-Bind-Problematik unterwirft die Schule die Frauen zumindest unter ein noch sehr dominantes Medium.

Neben diesem emanzipativen Aspekt dürfte die gegenwärtige (Buch-)Schule dem männlichen Maschinenpark des Aufschreibesystems 2000 einen nicht zu unterschätzenden Widerstand entgegensetzen. In den Worten

18 Eine ähnliche Figur findet sich nach Nordmann schon bei Marx, wenn »nämlich die Arbeiter in der Fabrik – zu einem kultisch-beschwörenden Tanz verleitet« werden (Nordmann 2015: 85).

19 Dabei zeigt sich schon heute deutlich der Trend, dass Hardware wie auch Software »sich ihren Benutzern immer mehr zu entziehen« scheint (Kittler 1996: 158). Sie sind, wie auch Algorithmen und Big Data, eine »Black Box« (ebd.: 157). Sie werden, »ohne es zu sein, doch als das ganze Andere« erscheinen« (ebd.: 159) und obwohl diese Technik und diese binären Codes alles andere als beseelt sind und keinen Sinn haben (vgl. Kittler 1986: 33) obwohl »in der Hardware oder in der Software […] [es] nix Imaginäres« gibt (Kittler 2009: 101), entsteht vielleicht irgendwann sogar so etwas wie eine Poesie unter Computerbedingungen (vgl. Kittler 1996: 159).

Postmans: Die Schule als Institution, die auf der Schriftkultur fußt und diese selbst mit hervorgebracht hatte, wird sich

»nicht so ohne weiteres dem Angriff auf ihren Ursprung beugen. In der einen oder anderen Weise und unabhängig davon, wie schwach ihre Kräfte sind, wird die Schule das letzte Bollwerk […] sein« (Postman 1993: 170).

Dieses letzte Bollwerk könnte jedoch auch zum Problem werden. Mit Kittlers Medientheorie und Butlers Doublebind-Perspektive bedroht der gegenwärtige mediale Wandel die in den letzten 150 Jahren erreichte/erzeugte (Buch- und Schrift-)Emanzipation der Frauen. Gerade die Insistenz oder sogar Hochkonjunktur der Goethezeit an Schulen (wie auch in Familien und Kindergärten) ebnet den Frauen den Weg eher in den Deutsch- und Sprachunterricht und drängt sie zu einem Medium, das sie gegenüber dem doch derzeit wohl schon mächtigeren »totale[n] Medienverbund auf Digitalbasis« (Winthrop-Young 2011: 576) sprachlos und handlungsunfähig zu machen droht.[20]

Schlussfolgerung: Gender & Education & Media

Wie lassen sich nun die anfänglich im Anschluss an Postman gestellten Fragen konkret beantworten? Zunächst dürfte deutlich geworden sein, dass mit

---

20 Diese dystopische Erzählung lässt sich jedoch auch mit einem weiteren (auch zu problematisierenden) Diskurs entkräften. Die Schule ist nämlich in der Perspektive Kittlers nicht nur ein Bollwerk der Buchkultur, sondern auch des Nationalismus. Das Aufschreibesystem 1800, dessen Bücher, Dichter und Denker sind sehr eng an die Nationalbildung in Deutschland geknüpft. In Deutschland gibt es im Vergleich zu beispielsweise England oder Frankreich eine »enge Verbindung von Literatur und Nation« (Winthrop-Young 2005: 112). Kultur und kulturelle Güter, wie auch Bildung waren zentrale Elemente der deutschen Nationalbildung (vgl. Tenorth 2013). Es ist vor diesem Hintergrund mehr als zu bezweifeln, dass der gegenwärtige mediale Wandel und der damit entstandene Maschinenpark eine so radikal antihumanistische Politik verfolgt, wie Kittler das teilweise prophezeit (vgl. Kittler 1986: 3f.). Die Nation-Funktion von deutscher Literatur und Kultur, wie deren diskursiv-materiellen, wie medien-technischen Stützen des Aufschreibesystems 1800 dürften weiterhin unter Computerbedingungen bestehen bleiben oder ihre Entsprechung und Übersetzung ins Aufschreibesystem 2000 finden. Zudem ist es auch fraglich, ob sich die verschiedenen Aufschreibesysteme so sauber voneinander trennen und historisch aufeinander folgend verstehen lassen. Es ist eher davon auszugehen, dass sie immer gleichzeitig (vgl. Foucault 1974: 26; Nordmann 2015: 90–100) und verschränkt zueinander laufen (vgl. Kittler 1997).

der erzeugten Kittlerschen und auf Deutschland bezogenen Perspektive erstens die Klage Postmans über die verlorenen Mütter als primäre Kulturisationsinstanz absurd wird, da sich zumindest in Bezug auf Deutschland mit Kittler der Mutter-Kind-Bezug in Bildungsinstitutionen eher vertieft und ausbuchstabiert. Auch wird zweitens mit Kittlers Blick auf die Verschränkung zwischen Geschlechterverhältnissen und technischen Medien Postmans fehlender Blick für diese Verschränkung und seine Romantisierung der Gutenberg- und Turing-Galaxien deutlich. Sei es ein Zurück zur Buch- und ›Bildungsnation‹ Deutschland, wie auch die vorwärtsgerichtete Rettung der Schule als (›Bollwerk‹ der Buch- und ›Bildungsnation‹) durch den Computer, beide Varianten verstellen den Kern der ganzen analogen wie digitalen Romantik: ihre weißen und männlichen Machtzentren beruhen auf Homogenität.

Abseits der weiterhin nur marginal stattfindenden Unterrichtung der Schüler*innen in Computer-Literarität wird der Computer in der Perspektive Kittlers nicht einfach die Buch-Schule retten, sondern mit Kittler wird die Verschränkung von Computer und Schule ambivalent. Einerseits entsteht (nach der dystopischen Fassung Kittlers) ein männlicher Maschinenpark, gegen welchen die mehr oder weniger desexualisierte (Buch-)Schule wie ein Widerstand wirkt. Andererseits würde der Unterricht in Computer-Literalität an Schulen eine notwendige Handlungs- und Kritikfähigkeit erst ermöglichen, was die Insistenz der Goethezeit an Schulen jedoch zu verhindern scheint. Der Computer wird damit zu einem Pharmakon, Gift- und Heilmittel zugleich.

Trotz aller dystopischen Verdachtsmomente scheint es somit mit Kittler und mit Blick auf das Double-Bind Problem für die Schule ganz im Sinne Postmans wichtig zu sein im Orbit der Sprache die dominanten Sprachen um Programmiersprachen zu erweitern:

»Wer […] eine Programmiersprache beherrsche und zudem noch Kenntnis der 26 Buchstaben und einiger elementarer mathematischer Notationssysteme besitze, der verfüge, so Kittler, über das, ›was im Moment Kultur ist‹« (Winthrop-Young 2011: 576).

Mit Butler geht es nun jedoch in einem weiteren Schritt darum, solch ein auf Homogenität und Gleichschaltung ruhendes »double-bind [nicht einfach zu akzeptieren], sondern für andere Modi des Lebbaren zu kämpfen« (Butler 2012: 27; eigene Übersetzung). Einen anderen möglichen Modus markiert Butler in Verweisung auf Spivaks Übersetzungsbegriff, wobei ich mit Kittler

ergänzend versucht habe, eine medientheoretische Erzählung stark zu machen, mit der sich das heutige mediale Machtzentrum vom »Orbit der Sprache« und des Buchs hin zu Soft- und Hardware verschiebt. Auch habe ich versucht, die Gleichzeitigkeiten der medialen Landschaften und die Heterogenität der diskursiv-materiellen Variablen in den Fokus zu rücken, sodass sich die Überlegungen zum anvisierten Lebensmodus Butlers auf pädagogische Praktiken, Selbst- wie Spracherwerbstechnologien wie technische Medien, komplexe Formationen wie die Aufschreibesysteme und imaginäre Maschinen ausweiten lassen.

Damit wird eine weitere kritische Unterscheidung zu Postman deutlich: zwischen homogener Buch- oder Computerkultur auf der einen Seite und radikal heterogener Medienlandschaft auf der anderen Seite. Mit Butler und Kittler verschiebt sich der Postmansche Fokus weg von Medienmonopolen hin zu einer Gleichzeitigkeit und einem Aufeinanderprallen der verschiedensten Sprachen, Medien, Institutionen, Praktiken und Diskurse.

Jedoch ist in diesem Beitrag das Thema des Aufeinanderprallens selbst zu kurz gekommen. Neben der Erweiterung des »Orbits der Sprache« um die Programmiersprache und die Erzeugung einer heterogenen Landschaft an diskursiv-materiellen Akteur*innen müsste nun noch ein dritter Schritt folgen. Es müssten die Clash-, Übersetzungs-, Ungleichwertigkeiten-, Differenz- und Verschränkungsmodi der verschiedenen Medien und Variablen, wie auch andererseits die verschiedenen Verschiedenheiten, die nicht alle »auf derselben Ebene liegen und gleich sind« (Wimmer 2014: 441), bearbeitet und diskutiert werden. Hier wären Spivaks Übersetzungsdenken, aber auch Lyotards Widerstreitfigur (vgl. Lyotard 1987; Koller 1999), Derridas unreine Differenz (vgl. Derrida 2000; Wimmer 2014) wie Barads Verschränkungsfigur (vgl. Barad 2007; Scherrer/Wartmann 2020) mögliche und vielversprechende erste Zugangs- und Ausgangspunkte.

Literatur

Arns, Inke/Anwar, Shanli (2018), »Ausstellung ›Computer Grrrls‹ in Dortmund. Der PC als feministische Spielwiese. Inke Arns im Gespräch mit Shanli Anwar«, in: *deutschlandfunkkultur.de*, 25.10.2018, https://www.deutschlandfunkkultur.de/ausstellung-computer-grrrls-in-dortmund-der-pc-als.2156.de.html?dram:article_id=431519, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Barad, Karen (2007), *Meeting the Universe halfway. Quantum Physics and the entanglement of matter and meaning*, Durham/London.

BMBF (2019), *Wissenswertes zum DigitalPakt Schule*, https://www.bmbf.de/de/wissenswertes-zum-digitalpakt-schule-6496.php, letzter Zugriff: 12.12.2019.

Bollenbeck, Georg (1994), *Bildung und Kultur. Glanz und Elend eines deutschen Deutungsmusters*, Frankfurt/M./Leipzig.

Butler, Judith (2012), »Gender and Education«, in: Norbert Ricken, Nicole Balzer (Hg.), *Judith Butler: Pädagogische Lektüren*, Wiesbaden, S. 15–28.

Chircos, Christian (2019), »Künstliche Intelligenz. Erstes computergeneriertes Buch publiziert. Christian Chircos im Gespräch mit Monika Seynsche«, in: *deutschlandfunk.de*, 11.04.2019, https://www.deutschlandfunk.de/kuenstliche-intelligenz-erstes-computergeneriertes-buch.676.de.html?dram:article_id=446126, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Dammer, Karl-Heinz (2013), »Mythos Neue Lernkultur«, in: *Pädagogische Korrespondenz*, H. 48, S. 27–57.

Derbyshire, Katy (2016), »Der Literaturbetrieb hat ein Problem mit Frauen«*, in: zeit.de*, 01.04.2016, https://www.zeit.de/kultur/2016-04/schriftstellerinnen-literaturbetrieb-frauenquote-10-nach-8, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Derrida, Jacques (2000), *Politik der Freundschaft*, Frankfurt/M.

Destatis (2019a): *Bildung und Kultur. Allgemeinbildende Schulen*, Fachserie 11, Reihe 1., 729f.

Destatis (2019b), *Bildung und Kultur. Studierende an Hochschulen*, Fachserie 11, Reihe 4.1.

Destatis (2019c), *Freie Waldorfschulen: 2018 so viele Kinder wie nie zuvor eingeschult*, *Pressemitteilung Nr. 364 vom 18. September 2019*, https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2019/09/PD19_364_211.html;jsessionid=FCD079DC8F9CFEB06921D9ABF2B3FE6F.internet741, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Dückers, Tanja (2018): »Die subtile Machtausübung der Männer. Sexismus im Literaturbetrieb«, in: d*eutschlandfunkkultur.de,* https://www.deutschlandfunkkultur.de/sexismus-im-literaturbetrieb-die-subtile-machtausuebung-der.1005.de.html?dram:article_id=418549, letzter Zugriff: 24.05.2018.

Dzierzbicka, Agnieszka (2006), *Vereinbaren statt Anordnen. Neoliberale Gouvernementalität macht Schule*, Wien.

Foucault, Michel (1974), *Die Ordnung der Dinge*, Frankfurt/M.

Fritzsche, Bettina/Idel, Sebastian/Reh, Sabine/Labede, Julia/Altmann, Stefanie/Breuer, Anne/Klais, Sabrina/Lahr, Evelyn/Surmann, Antonia (2009), »Legitimation des Ganztags an Grundschulen — Familiarisierung und schulisches Lernen zwischen Unterricht und Freizeit«, in: Fritz-Ullrich Kolb/Sabine Reh/Bettina Fritzsche/ Till-Sebastian Idel/Kerstin Rabenstein (Hg.), *Ganztagsschule als symbolische Konstruktion. Fallanalysen zu Legitimationsdiskursen in schultheoretischer Perspektive,* Wiesbaden, S. 83–106.

Gogolin, Ingrid (1994), *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule,* Münster.

Haraway, Donna (1995): Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften, in: dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt/M./New York, S. 33–72.

Karcher, Martin (2015), »Ein ultrastabiles Gehäuse. Normalisierung als Selbst-Steuerung in zirkulären Zwängen«, in: Patrick Bühler/Edgar Forster/Sascha Neumann/Sabrina Schröder/Daniel Wrana (Hg.), *Normalisierungen*, Wittenberger Gespräche III, S. 77–93.

Kittler, Friedrich (1986), *Grammophon Film Typewriter*, Berlin.

Kittler, Friedrich (1995), *Aufschreibesysteme 1800 ·1900*, München.

Kittler, Friedrich (1996), »Wenn das Bit Fleisch wird«, in: Martin Klepper/Ruth Mayer/Ernst-Peter Schneck (Hg.), *Hyperkultur. Zur Fiktion des Computerzeitalters*, Berlin/New York.

Kittler, Friedrich (2009), »Das kalte Modell von Struktur«, in: *Zeitschrift für Medienwissenschaft*, Jg. 1, H. 1, S. 93–102.

Kittler, Friedrich (2013a), »Der Dichter, die Mutter, das Kind. Zur romantischen Erfindung der Sexualität«, in: Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.), *Die Wahrheit der technischen Welt. Essays zur Genealogie der Gegenwart*, Berlin, S. 9–25.

Kittler, Friedrich (2013b), »Lullaby of Birdland«, 41–59, in: Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.), *Die Wahrheit der technischen Welt. Essays zur Genealogie der Gegenwart*, Berlin, S. 41–59.

Knaus, Thomas (2017), »Pädagogik des Digitalen. Phänomene – Potentiale – Perspektiven«, in: Sabine Eder/Claudia Mikat/Angela Tilmann (Hg.), *Software takes command. Herausforderungen der Datafizierung für die Medienpädagogik in Theorie und Praxis*, München, S. 49–68.

Koller, Hans-Christoph (1999), *Bildung und Widerstreit*, Paderborn.

Lundgreen, Peter (1999), »Die Feminisierung des Lehrerberufs: Segregierung der Geschlechter oder weibliche Präferenz? Kritische Auseinandersetzung mit einer These von Dagmar Hänsel«, in: *Zeitschrift für Pädagogik,* Jg. 45, H. 1, S. 121–135.

Lyotard, Jean-François (1987), *Der Widerstreit*, München.

Matthes, Britta/Janser, Markus/Müller, Christoph/Nußbeck, Viktoria/Bächmann, Ann-Christin/Lehmer, Florian/Stops, Michael/Dengler, Katharina/Genz, Sabrina/Müller, Gerrit/Biersacke, Wolfgang (2018), *Berufe im Spiegel der Statistik*, http://bisds.info-sys.iab.de/bisds/result?region=19&beruf=BO821&qualifikation=2, letzter Zugriff 27.12.2019.

Meyer-Drawe, Käte (2000), »Mein Leib als Schildwache. Merleau-Pontys Kritik am kybernetischen Mythos«, in: Regula Giuliani (Hg.), *Merleau-Ponty und die Kulturwissenschaften*, München, S. 227–242.

Nordmann, Alfred (2015), *Technikphilosophie zur Einführung*, Hamburg.

Postman, Neil (1993), *Das Verschwinden der Kindheit,* Frankfurt/M.

Porompka, Stephan (2019), »Pflichtlektüre im Deutsch-Abitur. Das muss man doch gelesen haben! Stephan Porombka im Gespräch mit Julius Stucke«, in: *deutschlandfunkkultur.de*, 28.10.2019, https://www.deutschlandfunkkultur.de/

pflichtlektuere-im-deutsch-abitur-das-muss-man-doch-gelesen.1008.de.html?dram:article_id=462073, letzter Zugriff: 27.12.2019.

Probst, Maximilian (2011), »Medien sind die Kinder des Krieges«, 20.10.11, in: *DIE ZEIT* Nr. 43, https://www.zeit.de/2011/43/Nachruf-Kittler, letzter Zugriff: 25.12.2019.

Rähm, Jan (2019), »Allein unter Männern. Frauenmangel in der IT-Branche«, in: *deutschlandfunk.de*, 19.01.2019, https://www.deutschlandfunk.de/allein-unter-maennern-frauenmangel-in-der-it-branche.724.de.html?dram:article_id=438786, letzter Zugriff: 25.12.2019.

Ricken, Norbert (2006), *Die Ordnung der Bildung. Beiträge zu einer Genealogie der Bildung*, Wiebaden.

Sattler, Elisabeth (2009), »Chancengleichheit und Vereinbarungskultur«, in: dies. (Hg.), *Die riskierte Souveränität. Erziehungswissenschaftliche Studien zur modernen Subjektivität*, Bielefeld, S. 119–146.

Schäfer, Alfred/Wimmer, Michael (1998), »Fremde Kinder«, in: *Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Jg. 74*, H. 3, Wien, S. 307–319.

Scheibe, Wolfgang (1967), *Die Strafe als Problem der Erziehung. Eine historische und systematische pädagogische Untersuchung*, Weinheim/Berlin.

Scherrer, Madeleine/Wartmann, Robert (2020), »Theorie und Empirie als diffraktive Verschränkung«, in: Diana Fischer/Kerstin Jergus u.a. (Hg.), *Theoretische Empirie-Erkenntnisproduktion zwischen Theoriebildung und empirischen Praxen, Wittenberger Gespräche VII. (Im Erscheinen)*

Scholl, Joachim (2017), »Frauen im Literaturbetrieb. Die machtlose Mehrheit. Nina George im Gespräch mit Joachim Scholl«*, in: deutschlandfunkkultur.de*, *02.03.17,* https://www.deutschlandfunkkultur.de/frauen-im-literaturbetrieb-die-machtlose-mehrheit.1270.de.html?dram:article_id=380302, letzter Zugriff: 25.12.2019.

Schründer-Lenzen, Agi (2007), *Schriftspracherwerb und Unterricht. Bausteine professionellen Handlungswissens*, Wiesbaden.

Schuchter, Veronika/Lieske, Tanja (2018), »Gender und Literatur. ›Der Kanon ist einfach ein männlich dominierter‹«, in: *deutschlandfunk.de*, 19.07.2018, https://www.deutschlandfunk.de/gender-und-literatur-der-kanon-ist-einfach-ein-maennlich.700.de.html?dram:article_id=423310, letzter Zugriff: 25.12.19.

Shetterly, Margot Lee (2017), *Hidden Figures - Unerkannte Heldinnen,* Hamburg/New York.

Solnit, Rebecca (2015), *Wenn Männer mir die Welt erklären*, Hamburg.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008), *Weitere Überlegungen zur kulturellen Übersetzung*, https://www.eipcp.net/transversal/0608/spivak/de/print.html, letzter Zugriff: 13.12.2019.

Stiegler, Bernard (2008), *Die Logik der Sorge. Verlust der Aufklärung durch Technik und Medien*. Frankfurt/M.

Tenorth, Heinz-Elmar (2013), »Bildung – zwischen Ideal und Wirklichkeit«, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), *Dossier Bildung*, 20.12.2019.

https://www.bpb.de/gesellschaft/bildung/zukunft-bildung/146201/bildungsideale, letzter Zugriff: 06.05.2020.

Ullrich, Heiner/Idel, Till-Sebastian (2017), *Handbuch Reformpädagogik*. Weinheim Basel.

van Essen, Mineke/Rogers, Rebecca (2006), »Zur Geschichte der Lehrerinnen: Historiographische Herausforderungen und internationale Perspektiven«, in: *Zeitschrift für Pädagogik,* Jg. 52, H. 3, S. 319–337.

Wimmer, Michael (2014), »Vergessen wir nicht – den Anderen! Anmerkungen zur Konjunktur des Diskurses über Heterogenität in der Pädagogik«, in: ders. (Hg.), *Pädagogik als Wissenschaft des Unmöglichen,* Paderborn, S. 431–452.

Winthrop-Young, Geoffrey (2005), *Friedrich Kittler zur Einführung*, Hamburg.

Winthrop-Young, Geoffrey (2011), Friedrich Kittler: »Kultur als Datenverarbeitungsgestell«, in: Stephan Moebius/Dirk Quadflieg (Hg.), *Kultur. Theorien der Gegenwart*, Wiesbaden, 572–579.

Witsch, Monika (2008), *Ökonomisierung von Bildung und Privatisierung von Bildungspolitik - Pädagogische An- und Einsprüche*, 04.03.2008, http://www.nachdenkseiten.de/?p=3036, letzter Zugriff: 27.12.2019

»Soweit ich das beurteilen konnte, handelte es sich bei ihnen um normale Menschen«

Zur Konstruktion ›sexueller Kontrolle‹ in Reportagen pädophiler Non-Offender

Folke Brodersen

Kämpfe der Sichtbarkeit – Kämpfe im Sexuellen

Skepsis ist eine nachvollziehbare (queer-)feministische Haltung zu medialer Sichtbarkeit und Anerkennung. Denn eine lange Liste von Analysen und Interventionen weist auf die Doppelbödigkeit medialer Repräsentationen marginalisierter Subjekte hin. Nicht nur stellen die Bedingungen der medialen Sichtbarwerdung einen regulierenden Zugriff dar, wenn Dargestellte genötigt sind, sich mit den oftmals stereotypisierenden Abbildern ihrer selbst zu identifizieren (vgl. McRobbie 2016; Schaffer 2008) oder von diesen konfrontiert werden. Auch bedeutet Anerkennung nicht notwendigerweise Beteiligung an oder Veränderung von Gesellschaft, sondern belässt die Subjekte allzu oft an der prekären Grenze zwischen rigidem Ausschluss und flexibel normalisierendem Einschluss (vgl. Engel 2002, 2009; Hark 1999): Versprechen der Anerkennung, des Empowerments und der Teilhabe gehen somit (heimlichen) Bedingungen einher oder schlagen in erneute Ausschlüsse und Verwerfungen um. Wurde bisher vor allem gezeigt, wie gesellschaftliche Strukturen, marginalisierte Subjekte explizit wie implizit exkludieren, kehrt dieser Beitrag die Fragerichtung um. Am Gegenstand der Sexualität des sich selbst kontrollierenden Pädophilen möchte ich zeigen, wie gerade mit der gesellschaftlichen Öffnung und durch die Bewegung der Inklusion – mindestens medial – eine Reifizierung sozialer Ordnungen geschieht. Ich erkunde damit, wie Transformationen die Position einer Gruppe verändern, während damit alte und neue Formen gesellschaftlicher Absicherungen gegen einen Wandel in Stellung gebracht werden.

Im medialen Kampffeld der Sexualität (exemplarisch Hark/Villa 2015; Mesquita 2008) erweist sich der Pädophile seit den 2000er Jahren vor allem

als Drohung (zur historischen Diskussion vgl. Baader u.a. 2017; Beljan 2014; Mildenberger 2006; Paternotte 2017). Eingespannt wird er von (religiös-)konservativen bis (neo-)nazistischen Bewegungen in Kämpfe um politische Rechtschaffenheit (vgl. Friedrichs 2017; Institut für Demokratieforschung 2014, 2016), familiäre und schulische Erziehung (vgl. Kämpf 2015; Schmincke 2015) sowie queere wie feministische Ausgestaltung von Forschung und Gesellschaft (vgl. Becker 1997; Kämpf 2016; Schmincke 2015). In der Gleichzeitigkeit des impulsiven Monsters und des planvollen Bandenkriminellen symbolisiert er einen männlichen Exzess des Sexuellen und sexueller Devianz: mit seinem auf das falsche Objekt gerichteten triebhaften Einlassung mit dem Sexuellen oder der das Sexuelle per se pervertierenden Kommerzialisierung, das heißt mit einem zu Viel oder zu Wenig an Sexualität erscheint er als Personifizierung sexuellen Missbrauchs.

Dementgegen stehen vor allem seit den 2010er Jahren Mediendarstellungen, die sich um eine Versachlichung bemühen und gegen Abwertungen und populistische Indienstnahmen des Pädophilen aussprechen. Ausgehend insbesondere vom Therapie-Netzwerk »Kein Täter werden« aber auch von anderen präventivtherapeutischen Angeboten wie der »Behandlungs-Initiative Opferschutz« oder Selbsthilfestrukturen wie dem Webangebot »Schicksal-und-Herausforderung«, werden aktiv nicht nur Informationen für Medienschaffende bereitgestellt, sondern es ergehen auch Appelle an die Berichterstattung: Mediale Darstellungen stünden in einer ethischen Verantwortung gegenüber pädophilen Menschen – nicht zuletzt um Pädophile psychosozial zu entlasten und dadurch das allgemeine Interesse des Kindesschutzes zu unterstützen (vgl. Stelzmann 2018; Wagner 2015; weiterführend siehe Abschnitt 4). Die soziale Einbindung des Pädophilen wird damit neuerdings zur ethischen Maßgabe und zur technokratischen Notwendigkeit.

Diskutiert werden im vorliegenden Beitrag diese Mediatisierungen des Pädophilen vor dem Hintergrund (queer-)feministischer Perspektiven: Wie geschieht der Einschluss des Pädophilen? Und welche gesellschaftlichen Konsequenzen gehen damit einher? Gegenstand sind 32 textbasierte und audio(-visuelle) Reportagen[1], die Teilnehmende von therapeutischen und

1 Betrachtet wurden Reportagen. Diese beschreiben das pädophile Subjekt nicht nur, sondern bilden ebenfalls dessen Selbstdarstellung ab. Ausgewertet wurde, in welchen Mustern diese Selbstrepräsentation medial erfolgen durch ein offenes und axiales Kodieren entlang der Grounded Theory sowie einer Einordnung in deren Phänomenstruktur. In die Analyse einbezogen wurden 17 Printbeiträge (erschienen sind diese jeweils in den ›Qualitätsmedien‹ ZEIT, Welt, taz, FAZ, SZ, Spiegel Online, Tagesspiegel), vier Audiobeiträge (Zeit-Podcast, Deutschlandfunk), vier Youtube-

Selbsthilfeangeboten portraitieren (für eine ausführliche Rekonstruktion siehe Brodersen, in Veröffentlichung). Ausgearbeitet werden dafür zunächst diejenigen rahmenden Diskurse und Subjektpositionen, die den Pädophilen gegenwärtig intelligibel und legitim machen und ihn zugleich in einer prekären Handlungsnotwendigkeit positionieren (2.) sowie die korrespondierenden Anordnungen jener Subjekte in der Normalisierungsgesellschaft (3.). Die damit einhergehenden Implikationen und Anforderungen an eine Gesellschaft und deren Umgang mit dem Pädophilen (4.) leiten in eine Zusammenführung dieser Strukturen der medialen Sichtbarkeit in einer Theorie der Inklusion durch die Bewegung der Immunisierung über (5.).

Gegenbilder – Gegenorte

Die Geschichte des pädophilen Subjekts ist eine Geschichte divergierender Auf- und Abwertungen, die ich folgend zunächst historisch skizzieren möchte, um anschließend das Novum der gegenwärtigen Mediatisierungen herauszuheben. Erstmals wird das sexuelle Interesse an Kindern 1896 vom Psychiater Richard von Krafft-Ebbing als personale Eigenschaft formuliert – vor dem Hintergrund kriminal-diagnostischer Interessen der Strafverfolgung (vgl. Kämpf 2016). Eine mindestens teilweise positive Resonanz findet es sodann in (alternativ-)pädagogischen und jugendbewegten Kontexten des beginnenden 20. Jahrhunderts (vgl. Oelkers 2018; Reiß 2016). Gleichsam wird die (eugenische) Verwerfung im Nationalsozialismus (vgl. Michelsen 2015) von einer Nicht-Thematisierung in der DDR und einer komplexen und partiellen Rehabilitation in der BRD abgelöst: Im Anschluss an sexuelle Liberalisierungen bemühten sich in den 1970er Jahren pädophile Akteur*innen in Politik, Zivilgesellschaft und Wissenschaft um eine Absenkung von Schutzaltern für sexuelle Kontakte sowie gesellschaftliche Anerkennung. Sie fanden Unterstützung für Argumente der Verhandelbarkeit, Einvernehmlichkeit und Schadlosigkeit sexueller Beziehungen zu Kindern in liberalen Reformer*innen und dem Zeitgeist aus Kritik an staatlichen Eingriffen in das Private, sexueller Befreiung, Antipädagogik und Solidarität mit marginalisierten Positionen (vgl. Walter u.a. 2015). Nur kurzzeitig sind

Beiträge (unter anderem. Y-Kollektiv, Joiz Germany) sowie sieben Fernsehdokumentationen (jeweils ausgestrahlt auf öffentlichen-rechtlichen Programmen unter anderem ZDF, 3Sat, ARTE).

dabei legitime pädophile Subjektpositionen entstanden. Mit der vor allem feministischen Thematisierung sexuellen Missbrauchs an Frauen und Kindern in den 1980er Jahren verschwand der Pädophile aus der respektablen Öffentlichkeit (vgl. Kelly 1996). Seitdem findet sich das pädophile Subjekt in medialen Diskursen zumeist als Verworfenes, dem jede Menschlichkeit abgesprochen wird (vgl. Klamt 2017), und erfährt Projektionen des absolut Bösen, die zu Emotionalisierungen und gewalttätigen Entladungen führen (vgl. unter anderem Burgess 2010; Kitzinger 2004, 2008; Silverman/Wilson 2002).

Seit dem Jahr 2005 entstehen im Kontext therapeutischer Angebote Mediatisierungen, welche diesen Entmenschlichungen widersprechen und die Figur des Pädophilen neu formulieren. Die Analyse dieser Mediendarstellungen zeigt, wie durch diese die historische Verkopplung des Pädophilen mit dem Nexus des sexuellen Kindesmissbrauchs gleichzeitig aufbrechen, als auch wiederherstellen: »Andreas F. ist pädophil. Seit 40 Jahren lebt er mit der Angst, ein Kind zu missbrauchen.« (Jansen 2010)

»›Als würden zwei Personen in mir wohnen. Die eine will es unbedingt, die andere ist das gute Gewissen und versucht ständig, es aufzuhalten.‹ In ihm [dem Portraitierten; FB] kämpfen Lust gegen Angst, Verlangen gegen Verantwortungsgefühl. ›Die Jungs werden doch gequält, und ich find's toll‹« (Faller 2012).

So beginnen die Reportagen jeweils mit einer Zurechnung einer spezifischen Gefährlichkeit. Durch Schilderungen von sexuellen Kontakten in Form von Fantasien und Wünschen des Pädophilen wird diesem eine Nähe zu sexuellen Übergriffen nahelegt. Das sich auf Kinder richtende Begehren wird mit dem Begriff der Pädophilie zugleich vom Akt des dann ›pädosexuellen‹ Übergriffs getrennt. Mit Bezug auf wissenschaftliches Wissen ergeht die Aussage, dass der sexuelle Kindesmissbrauch ebenso wenig den Pädophilen definiere, wie jener linear darauf zusteuern würde. Dieses legitimiert durch die diagnostische Klassifikation die definitorische Trennung in Sein und Verhalten. Die medialen Darstellungen berufen sich auf die Autorität der wissenschaftlichen Analytik – die Referenz auf die etablierten Manuale (DSM V, ICD 10) erlaubt jene Neuvermessung: Pädophilie und Pädosexualität beziehen sich somit aufeinander, werden gleichzeitig aber als unabhängige Phänomene gesetzt.

Die historische Gefahrendiagnose um den Pädophilen bleibt so bestehen – sie ist in den Reportagen aber nicht mehr eine logische Folge, sondern ein Risiko. Zwischen dem pädophilen Sein und dem pädosexuellen Verhalten ziehen die medialen Darstellungen eine Virtualität, eine Möglichkeit ein:

Ebenso lege eine Pädophilie einen Missbrauch nahe – würden aufgrund dieser etwa missbrauchsbegünstigende Weltdeutungen inkorporiert und körperliche Nähe in vermeintlich entsexualisierten Tätigkeiten des Kümmerns und des Spiels gesucht – wie diese Aspekte zugleich revidierbar blieben und eine Intervention in Haltung und Verhalten möglich sei. Die statistische höhere Wahrscheinlichkeit des Pädophilen, überhaupt und wiederholt Übergriffe zu begehen, wird so zum einen als eben das ausgewiesen: als ein Potential, das sich nicht erfüllen muss, aber kann. Eine Kollektivhaftung und unmittelbare Abwertung werden in den Reportagen vor diesem Hintergrund als unangemessene Reaktion, als Stigmatisierung und Problem diskutiert. Zum anderen zergliedert sich das Risiko in spezifische Faktoren (etwa ›kognitive Verzerrungen‹, das heißt Wahrnehmungsmuster von Kindern als angemessenen Sexualpartnern, Einsamkeit und mangelnde Emotionskontrolle), die zwar allesamt auf die Pädophilie zulaufen, ursächlich aber in deren gesellschaftlicher Positionierung und dem Umgang mit Pädophilen verortet werden oder an und für sich veränderbar erscheinen. Die medial dargestellte Gefahr wird so im gleichen Schritt als Risiko konstituiert, als konstruiert ausgewiesen und als (gesellschaftlich wie personell) bearbeitbar markiert.

Umgesetzt wird jene Bearbeitung dann ebenso im Rahmen der Medizin, auf den sich therapeutische wie auch der Selbsthilfeangebote beziehen. In den Reportagen (vgl. dementgegen Sonntag 2019) ist dies der Ort, der eine Intervention ermöglicht. Er stellt die Prozesse und Bedingungen zur Verfügung, um die über die Risikofaktoren assoziierte Gefährlichkeit aufzulösen. Damit geht der Pädophile von der Personifizierung der schicksalsgleichen Konsequenz sexuellen Kindesmissbrauchs nicht in die alltagsweltliche Unbekanntheit über. Er bleibt abhängig von Diagnostik und Therapeutik, muss diese annehmen und umsetzen. Die neue legitime Subjektposition des Pädophilen erscheint so nicht als autonome, sondern als immer schon abhängige und bedingte Figur.

Normalisierung – Pathologisierung

Die Transformation der Rahmung des Pädophilen verändert auch dessen Konstitution als Seinsform an sich, die ich im Folgenden anhand des zent-

ralen Programms sexueller Kontrolle bestimmen möchte. Der nicht übergriffige Pädophile wird darin als der sich selbst kontrollierende Pädophile bestimmt. Gemeint sind damit die Einübung und Umsetzung von Techniken der Alltagsgestaltung: Regeln der körperlichen Distanz zu Kindern sollen ebenso Gelegenheitsstrukturen verhindern wie die Vermeidung von vertraulichen und intimen Situationen, von Räumen wie Kindergärten, Freibädern oder Spielplätzen (Belastungen durch) Handlungsimpulse. Techniken der Veränderung sexueller Assoziationen, Wahrnehmungen und Affekte stellen ein Angebot zur situativen Intervention dar (exemplarisch Menkens 2018). Die (Entscheidung zur) Einnahme von Medikamenten zeigt sich in den medialen Darstellungen – in Form der Freisetzung von sexuellen Gedanken oder der Absenkung körperlicher Erregbarkeit – schließlich als Aufhebung des Anlasses sexueller Annäherung (exemplarisch Perkuhn 2011). Diese Techniken fungieren als Mittler, die dem Sexuellen Grenzen einziehen – mindestens auf der Handlungsebene. Sexuelles Handeln wird in den medialen Darstellungen mit der Andeutung dieser Techniken greifbar und real, strukturierbar und veränderbar.

Voraussetzung für die sexuelle Kontrolle ist eine spezifische Definition der Pädophilie. Sowohl gegenüber den Rezipient*innen der Reportagen wird diese ausgeführt, wie sie auch in der Auseinandersetzung der Pädophilen innerhalb der therapeutischen und Selbsthilfeangebote als bedeutsam nachgezeichnet wird: Erst mit der Übernahme dieser Begriffsarbeit in das eigene Selbstkonzept entstünde die Möglichkeit, die benannten Techniken zu erlernen. Zu akzeptieren seien dafür die Unveränderbarkeit und Überzeitlichkeit der Pädophilie: »Aber seine [des Portraitierten; FB] erste und wichtigste Lektion lautete: Sexuelle Präferenzen ändern sich nicht.« (Schaaf 2014) Dieses Konzept der Sexualität konkretisiert und limitiert die möglichen Zukunftsentwürfe: Ansätze einer kurativen Therapie werden negiert (zu entsprechenden vor allem historischen Ansätzen vgl. Briken u.a. 2014; Mildenberger 2006), eine Verhaltenskontrolle als (einzige) Option ausgewiesen: Das sexuelle Interesse sei in seiner Ausrichtung nach der Ausbildung in der Pubertät nicht veränderbar – die Intensität dieses Begehrens stehe wiederum medikamentös zur Disposition, wie auch die Bedeutung für das eigene Handeln und Leben verschoben und aufgearbeitet werden könnten. Entworfen werden damit Visionen einer erfüllten und positiven Zukunft, die auf einer Haltung des Kindesschutzes basieren. Erst mit der (Selbst-)Verpflichtung, Kinder zu schützen, würde für den Pädophilen ein besseres Leben denkbar werden. Mit den therapeutischen und Selbsthilfeangeboten geschieht so eine

Responsibilisierung des Pädophilen, die diesen zugleich aus der schicksalshaften Bindung an den sexuellen Kindesmissbrauch heraustreten lässt. Die Formierung der überzeitlichen und unveränderbaren Pädophilie verbindet sich mit der Arbeit an Akzeptanz und Zukunft somit nicht nur zu einer Möglichkeit, sondern zu einer Notwendigkeit einer alltäglichen sexuellen Kontrolle. Sowohl implizit in den Kommentaren der Schreibenden als auch explizit durch die Portraitierten selbst wird dann nach dem Status des Pädophilen gefragt und eine Normalität diskutiert:

> »Soweit ich das beurteilen konnte, handelte es sich bei ihnen [den Portraitierten; FB] um normale Menschen, die ihr Leben mit einer ungewollten Bürde so gut wie möglich meistern wollen« (McBride Wilson 2017).

> »Das Angebot der Eltern, künftig ein Auge auf ihn zu haben, sobald junge Mädchen in der Nähe seien, fand er [der Portraitierte, FB] wiederum ernüchternd. Als sei er eine tickende Zeitbombe. Frauen und Männern, die Erwachsene begehrten, würde man doch auch nicht unterstellen, dass sie ihre Triebe ausleben müssten, jederzeit, ohne Chance auf Kontrolle« (Schaaf 2014).

Angesprochen wird in den Beiträgen der individuelle und gesellschaftliche Stellenwert der Pädophilie, das Verhältnis von Risiko und Kontrolle wie auch die Quantität des Phänomens Pädophilie. Sie vermerken, dass mit einer Prävalenz in der erwachsenen männlichen Bevölkerung zwischen ein und fünf Prozent sich das pädophile Begehren nicht vernachlässigbar wäre (exemplarisch Réthy 2014), wie sie auch die Alltäglichkeit und Unscheinbarkeit der Portraitierten aus »jedem [sozialen; FB] Milieu« (Heine 2016) vermerken (vgl. Schrep 2006). Sie weisen damit die Möglichkeit der Identifizierung, Besonderung und Vereinzelung pädophiler Männer zurück. In ihrer Aufbereitung und Kommentierung stützen und formulieren die Beiträge so den Versuch der Portraitierten, einer gesellschaftlichen Normalität zugerechnet zu werden.

Zugleich stützt diese Einschreibung in das wissenschaftliche Konzept der Krankheit eine Besonderung. Erstens erscheint der Pädophile im Rahmen der dargestellten medizinischen Diagnostik in einem diminutiven Sinne als ›nur‹ pädophil: Der von ihm durchlaufene Akt der Diagnose trennt ihn eindeutig von anderen Eigenschaften, die zur Erklärung eines sexuellen Kindesmissbrauchs herangezogen werden können. Als Negativ wird ihm der ›Ersatztäter‹ gegenübergestellt, der sexuelle Impulsivität, Beziehungsunfähigkeit, sadistische und machtorientierte Tendenzen verkörpert (siehe etwa Kücking 2017). Erscheint dieser in seiner Antisozialität nicht therapierbar,

ermöglicht die medizinische Definition dem Pädophilen dahingegen die naturalisierende Legitimation seiner Existenz (siehe insbesondere Büttner/Stockrahm 2019) wie auch den Ausweg in die anerkannte Subjektivität der sexuellen Kontrolle. Zweitens scheint der Pädophile auch in dem Sinne ›nur‹ pädophil zu sein, als dass diese Seinsweise ihn voll erfüllt:

»Lang [der Portraitierte; FB] blickt auf ein Poster an der Wand [...]. Nichts in diesem Raum gehört ihm, kein Stift, den er in den Fingern drehen, kein Zettel, an dem er sich festhalten könnte. Hier geht es nur um ihn - und um seine Krankheit« (Perkuhn 2011).

»Er hat nun gelernt, seine Neigung zu kontrollieren, sagt er [der Portraitierte; FB]. Er definiert sich nicht mehr über seine Pädophilie, sondern darüber, wie er mit ihr umgeht« (Seybold 2012).

Wie diese Textstellen versprachlichen, wird der Pädophile vollständig als pädophil erfasst (siehe dazu auch Stiels-Glenn 2016: 142) – sowohl in der Selbstwahrnehmung als auch in den Repräsentationen: Jeweils beziehen sich Schilderungen zu Freizeitgestaltung, Arbeitsstätten, Familienbeziehungen und Freundschaften auf die Pädophilie. Als spezifische Bedingung durchzieht und prägt diese in den Darstellungen die gesamte Lebensführung. Das pädophile Leben erscheint damit nicht partikularisiert und losgelöst, sondern immer mit Bezug auf das sexuelle Begehren bzw. den Umgang mit diesem. Die Einschreibung in die Medizin und der Begriff der Krankheit hat medial so sowohl eine Absicherung, Normalisierung und Verallgemeinerung als auch eine Besonderung und Dopplung der Anforderung sexueller Kontrolle aus der Therapie in die Gesellschaft zur Folge: Gerade, weil der Pädophile pädophil ist und bleibt, muss er sich um sexuelle Kontrolle bemühen.

Damit ergibt sich eine flexibel auslegbare und dadurch insbesondere prekäre Position (siehe dazu auch Engel 2002) für das pädophile Subjekt, die ich als ›Patho-Normalisierung‹ bezeichnen möchte: Je nach Adressierung steht der Pädophile innerhalb oder außerhalb der gesellschaftlichen Norm, hat entsprechende Ansprüche an Rechte und Privilegien, kann aber auch zu Bedingungen – in diesem Fall über die multiplen Formen der sexuellen Kontrolle – eingehegt und verpflichtet werden. Auch wenn sich die medialen Beiträge für eine Rehabilitation des neuen (das heißt, diagnostisch klassifizierten, sich auf eine sexuelle Kontrolle verpflichtenden) Pädophilen aussprechen, verbleibt er in dieser Position, wechselt allerdings den Rahmen vom gesellschaftlichen Stigma zur medizinischen Klassifikation.

Inklusion – Idealisierung

Die Aufhebung des Stigmas ist in den medialen Beiträgen schließlich zentrale Botschaft und Appell an eine rezipierende Gesellschaft, die sich um die neue Figur des Pädophilen herum scheinbar ebenfalls zu verändern hat. So wird über zwei Bewegungen die Inklusion des Pädophilen als Vision formuliert. Zum einen greifen die Reportagen eine Emotionalisierung um den (indirekt) benannten sexuellen Kindesmissbrauch auf und reorganisieren diesen rund um die biographischen Lebensgeschichten und gegenwärtigen Lebensführung der Portraitierten. Dabei laufen über drei verschiedene, teilweise ineinander verschränkte Subjektpositionen auf eine Anteilnahme durch die Lesenden zu: Erstens wird der Pädophile als Empathiker verhandelt. Orientiert an einem absoluten Schaden sexueller Kontakte für Kinder, fühlt er sich in das potentielle Gegenüber ein und schließt daran eine ethische Entscheidung gegen übergriffige Handlungen an. Titelgebend formuliert Menkens (2018) für den von ihm Portraitierten »[d]ie Hoffnung, dass das Gewissen den Trieb besiegt«. Diese Überlegungen bleiben zwar nicht ohne innere Konflikte und Belastungen, eine Empathie mit den potentiellen Betroffenen erscheint aber dennoch wichtiger. Eine Unsicherheit über das eigene Sein, die genaue Form des Begehrens und den damit einhergehenden Konsequenzen für Welt und Selbst bilden den Ausgangspunkt der zweiten Subjektposition: Retrospektiv wird in den Portraits ein Leiden zum Dictum und Movens des Lebens. Die dargestellten Biografien werden so in die Zeit vor und die Zeit nach Beginn der Therapie unterteilt. Erstere wird mit einer Suche nach sich Selbst, Versteckspiel, Selbstabwertung, psychischer Belastung und Suizidalität assoziiert. In letzterer bleibt die Auseinandersetzung mit dem eigenen Begehren sodann weiterhin relevant, es tritt aber eine Vision und ein Ziel wie auch eine durch die Therapie/Selbsthilfe erfahrene (Selbst-)Anerkennung hinzu. Die Dargestellten befinden sich endlich am richtigen, weil spezialisierten Ort. Der Pädophile verbleibt somit im Zustand des Leidens, erfährt aber in der Therapie zumindest in Teilen eine Erlösung.

Die Unterstützung und Konversion in Therapie und Selbsthilfe stellt auch in der dritten Subjektposition keine vollständige Aufhebung der jeweiligen Herausforderungen dar. Eher werden mit dieser die Bedingungen herausgehoben, die eine sexuelle Kontrolle mit sich bringen:

> »Er [der Portraitierte; FB] hat verstanden, welche Verantwortung er trägt. Auch, dass er dafür verzichten muss: auf eine Partnerschaft, auf Kinder, auf Liebe. Ruhig fügt er hinzu: ›Die Bürde muss ich bis ans Ende meiner Tage tragen‹« (Kleinmann 2017).

Die gesundheitsschädlichen Nebenwirkungen einer medikamentösen Therapie werden dabei ebenso in Kauf genommen wie die Entsagung sexueller und emotionaler Wünsche und Bedürfnisse. Der Pädophile ordnet sein Selbst dem Schutz von Kindern und entsprechenden Ethiken unter. Pädophile werden damit schließlich in Form herausgeforderter, aber sich aufopfernder Akteure portraitiert, die zwar ein schreckliches Szenario repräsentieren, dieses aber entschlossen annehmen und bekämpfen. Die jeweiligen Darstellungen in den Reportagen bereiten den Pädophilen so als mindestens partielles Objekt emotionaler Identifikation auf: Sein (ungerechtfertigtes) Leiden und seine Bemühungen, seine Selbst-Aufopferung ebenso wie sein Gewissen legen Anteilnahme, Unterstützung und damit allem voran die Korrektur gesellschaftlicher Stigmatisierung nahe.

Inklusion und Entstigmatisierung werden Lesenden zum anderen in Form rationaler Argumentationen nahegelegt:

»Muss man einen wie ihn verurteilen? Woran misst man einen Menschen überhaupt? An dem Verhältnis seiner guten und schlechten Seiten? Oder daran, wie sehr jemand versucht, die schlechten Seiten zu bekämpfen? […] [E]r übernimmt Verantwortung dafür: Er versucht, einen der stärksten Triebe des Menschen zu unterdrücken, mit allen Mitteln« (Faller 2012).

»Vereinsamung und Isolation wiederum erhöhen das Risiko, dass Menschen Straftaten begehen, sagt Jens Wagner vom Präventionsnetzwerk. […] Vor dem Abschied sagt er [der Portraitierte; FB]: ›Wenn ich merke, ich hab ein soziales Netz und Menschen, die mich lieben, dann kann ich die Neigung gut unterdrücken. Wenn ich das aber nicht hätte, dann weiß ich nicht, ob ich nicht wieder rückfällig würde‹« (Kücking 2017).

Der rationale Appell zur Entstigmatisierung erscheint erstens als wertebasiertes Argument innerhalb einer logischen Schlussfolgerung: Mit der Unterscheidung zwischen Verantwortung für das eigene Verhalten, aber nicht für die sexuelle Neigung sowie zwischen der Pädophilie und sexuellem Kindesmissbrauch habe sich eine gesellschaftliche Kritik auf letzteres zu beschränken. Der moderne Rechtsstaat und dessen Konzept von Strafbarkeit werden dafür als relevante Orientierungsmuster herangezogen: Die (gegenwärtige) Ausrichtung des Rechtes, Begehren nicht per se zu bestrafen, sei auch für moralische Bewertungen zu übernehmen. Mit der Zuordnung des Umgangs mit der Pädophilie in das Juridische erscheint das pädophile Subjekt sodann als Mensch – in einem Zirkelschluss bestätigt seine Menschlichkeit wiederum den Anspruch auf diese Rechte. Diese fundamentalrechtliche

Anerkennung bedeutet zugleich eine grundlegende Zurechnung zur (imaginierten) Gemeinschaft aller Menschen – ein möglicher Ausschluss aus dieser durch eine (immer entmenschlichende) Stigmatisierung dürfe erst nachgelagert auf Basis eines Fehlverhaltens erfolgen.

Zweitens wird im Rahmen rationaler Planungen zu einer Entstigmatisierung aufgerufen. Die soziale Einbindung – als Gegenteil des Stigmas – ermögliche die Verhinderung sexuellen Kindesmissbrauchs bzw. negativ formuliert trage das Stigma zur Gefährdung von Kindern bei: Sozialkontakte erscheinen als Garanten psychosozialer Stabilität, der Zufriedenheit und einer motivierenden Zukunftsvision für das sich sexuell kontrollierende Subjekt. Auch wird soziale Interaktion in den Beiträgen mit Überwachung assoziiert, welche – durch den Pädophilen selbst gewählt oder diesem unfreiwillig zukommend – die Gefahr sexueller Übergriffe bannt. Ein Ende der Abwertung des Pädophilen ist in den medialen Beiträgen so sowohl ein rechtlich-ethisches Gebot als auch eine Notwendigkeit, um selbst zum Ziel des Kindesschutzes beizutragen. Die als ursächlich ausgewiesene Gefahr wird damit vom Pädophilen in Teilen an das allgemeine Gesellschaftssubjekt übertragen. Nicht nur der Pädophile, sondern auch die Gesellschaft ist zur Transformation aufgefordert und wird im Namen einer Intervention aktiviert. Emotional, rechtlich-vermenschlichend und technokratisch-steuernd fordern die Beiträge zur Entstigmatisierung und zur sozialen Akzeptanz des sich kontrollierenden Pädophilen ein. Nicht etwa Ordnungspolitik und auch nicht ausschließlich ein therapeutisch fördernder und drohend fordernder Sozialstaat (vgl. Lessenich 2008) scheinen eine Zukunft des Kindesschutzes ermöglichen zu können; erst mit der Vision einer kollaborativen, arbeitsteiligen Gemeinschaft vermag sich diese Hoffnung zu realisieren.

Mit dem Appell zur Entstigmatisierung ändert sich das Verhältnis von Pädophilen und Gesellschaft. Einerseits verbleiben erstere zentrales Objekt der Problematisierung und Responsibilisierung. Andererseits werden sie aufgewertet und erscheinen in den medialen Beiträgen – so ein interviewter Wissenschaftler – als »wichtige Mitglieder unserer Gesellschaft, die sehr viel Verantwortung zeigen.« (Wieskerstrauch/Siering 2016) In Teilen scheinen sie der Gesellschaft sogar voran zu gehen, wenn einige Beträge im Kontext der gesellschaftlichen Inklusion sie als geradezu ideales Subjekt der Stärkung von Kindern ausweisen:

»Ian [der Portraitierte; FB] sucht in einer Kinderbuchabteilung nach Büchern, die er für die Kinder bei seiner Arbeit [in einem Kinderheim; FB] kaufen kann. ›Ich will,

dass diese Kinder erfolgreich werden und ein glückliches und normales Leben führen. Die Kinder wissen das und reagieren entsprechend darauf. Ich glaube nicht, dass ich so interessiert an den Kindern oder ihrem Wohl wäre, wenn ich nicht pädophil wäre. Diese Gefühle zu etwas Positivem zu kanalisieren, macht es wert, mich mit den unangenehmen Momenten meiner Neigung auseinandersetzen zu müssen« (McBride Wilson 2017).

Nicht nur ist der Pädophile in dieser Darstellung durch seine Selbstkontrolle ungefährlich, sondern er bemüht sich gerade aufgrund seines (sexuellen) Interesses an Kindern um die Förderung ihrer Erziehung und Entwicklung. Seine Nähe zu Kindern, seine Zuwendung, sein Wille sich mit diesen zu beschäftigen, lassen ihn die Selbstaufopferung über den Punkt der Selbstkontrolle hinaus auf sein (professionelles) pädagogisches Engagement ausweiten, so dass er in seiner Freizeit und mit privaten Finanzmitteln Kinder unterstützt. Er wird zum Subjekt, das eine intrinsische Motivation mit einem hohen Gewissensanspruch verbindet. Die Pädophilie wird zur positiven Bedingung: Mehr als nur durch eine einfache Sorge, wie sie alle Menschen als Zugewandtheit entwickeln könnten, scheint der portraitierte Ian durch seine Pädophilie par excellence für diese Tätigkeit prädestiniert. Diese Darstellung stützt die Aufrufe zur Aufwertung und Annahme des pädophilen Subjektes. Zugleich erhält dieses damit den Status eines Vorbildes, das erstrebenswerte Eigenschaften und Selbstverhältnisse aufweist.

Immunisierung – Einhegung

Die Reportagen nicht-übergriffiger pädophiler Männer deuten über den rahmenden Gegenort der Medizin, den Status der Patho-Normalisierung und der inkludierenden Gesellschaft ein Verhältnis an, in dem Sexualität und Sozialität gegeneinander verschoben und in sich verändert werden. Genauer ist diese Bewegung mit Mike Laufenbergs (2014) sexualpolitischer Lesart einer ›Immunisierung‹ zu fassen: Die von Roberto Esposito (2004) und Isabell Lorey (2011) ausgearbeiteten Gesellschaftstheorien greifen auf die in der Impfung visualisierte, politische Technologie zurück. Mit der mutwilligen Einführung eines Keims – des Pharmakons – in den biologischen bzw. Gesellschaftskörper geht zwar eine Infektion, aber keine Schädigung einher. Denn durch die Bändigung des Erregers, etwa in der Aufbereitung als Impfstoff, werden Gegenreaktionen provoziert, die den Aufbau eines Immun-

systems, die Bereitstellung von Abwehrkräften und die Reifizierung der Körpergrenzen fördern – zentrales Beispiel dafür ist Machiavellis Vorschlag einer Revolution durch die verfrühte Auslösung von Aufständen zuvorzukommen und Herrschaft so abzusichern. Das Pharmakon fungiert in seinem Übergang vom Außen in das Innen und durch die Einhegung im Inneren so als Stütze und Kräftigung. Es verbleibt dafür konstitutiv in der Rolle des ›Anderen‹ und stellt die Mahnung an den möglichen nächsten Angriff und die Notwendigkeit der Grenzziehungen auf Dauer. Laufenberg erfasst auf diese Weise die aktuellen Bewegungen und Kämpfe um Nicht-Heteronormativitäten (vgl. Hark/Laufenberg 2013; Laufenberg 2016): Vor allem für weiße, bürgerliche, monogame und familiale Schwule und Lesben – gleiches ließe sich auch für spezifische trans* Positionen analysieren – würden sich gesellschaftliche Räume der Anerkennung öffnen. Mit Rechten, biologisierenden Erklärungen und sozialer Aufwertung ginge aber eine Einhegung der Möglichkeiten queerer Existenz und queeren Werdens einher. Das Queere wird auf spezifische Subjekte und Figuren eingegrenzt und kann sein entgrenzend-gemeinschaftsstiftendes Potential nicht mehr entfalten. Das heteronormative Primat, Familiarität als biologische Schicksalsgemeinschaft und exklusive Bürgerlichkeit als Versprechen der Gleichheit blieben so nicht nur alternativlos bestehen, sondern würden anerkannt und durch die Bannung des Queeren abgesichert. Die Einführung etwa der ›Ehe für alle‹ bedeutet die immunologische Sicherung dieser Ausdrücke der Heteronormativität.

Das medial dargestellte Verhältnis von Pädophilie und Gesellschaft ist, so möchte ich argumentieren, ebenfalls eine Immunisierung: Mit den jeweiligen therapeutischen und Selbsthilfeangeboten entsteht eine Öffnung in der sexuellen Gesellschaftsordnung, die als Durchgangsort für die Bewegung aus Verworfenen in die Anerkennung fungiert. Bedingung – und damit formatives Moment eines legitimen pädophilen Subjekts – ist die Kontrolle der Pädophilie. Erst die Integration einer pathologisierenden Definition, des Gefahrenpotentials, der Konsequenzen einer Schädigung sowie der Notwendigkeit einer Intervention ins eigene Selbst verspricht dem Pädophilen einen gewissen Zugang zur Normalität. Damit verbleibt er zugleich als das ›Andere‹ und steht in einer prekären Abhängigkeit zur gesellschaftlichen Anerkennung. Das vormalig den Ausschluss des Pädophilen rechtfertigende Anliegen des Kindesschutzes wird nun mit einer Forderung nach dessen (einhegender) Inklusion verknüpft: Die Vision, ethisch unhaltbares biogra-

phisches Leiden und gleichzeitig therapeutisch aufzuarbeitende sexuelle Impulsen zu befrieden, verspricht eine Besserstellung aller Akteur*innen und Interessen.

Die Andeutung einer gesellschaftlichen Funktionalität des Pädophilen als Unterstützer und Förderer von Kindern ist damit gerade keine sarkastische Spitze auf das Anliegen des Kindesschutzes, sondern folgerichtiger Anschluss. Als protektoraler *primus inter pares* ist es im Kampf um Rehabilitation für die Figur des Pädophilen passend, sich selbst auf diese Weise zu verorten/verortet zu sehen. Zugleich ergeht damit auch eine Aufforderung an die Gesellschaft. Die langen ethischen Abwägungen und Ausführungen innerhalb der medialen Beiträge mahnen nicht nur eine Entstigmatisierung des Pädophilen an, sondern appellieren auch an das nicht-pädophile Subjekt, Haltung und Handeln zu überdenken. Der Satz, »Wenn nicht-pädophile Menschen jemanden auf der Straße attraktiv finden, fallen sie auch nicht unkontrolliert über sie her« (Sonntag 2019) konstituiert so nicht nur die Normalität des Pädophilen, sondern nimmt auch eine Bekräftigung der (erwarteten) ethischen Grenzen der Gesellschaft vor. Auch ›nicht-pädophile Menschen‹ sind damit (implizite) Adressat*innen der zirkulierenden Bilder. Sie werden ebenfalls zur Veränderung aufgefordert. Wenn (sozial-)wissenschaftliche Einschätzungen der Selbsthilfe- und therapeutischen Angebote die sexuelle Kontrolle als Gebot der Stunde ausweisen und den sich derart bearbeitenden Pädophilen als Vorbild für eine generelle Bekämpfung sexualisierter Gewalt betrachten (vgl. Goode 2009, 2011; Voß 2015), popularisieren und stützen auch sie derartige Rezeptionen. Der Kindesschutz durch die Intervention des potentiellen Täters in sich selbst wird so trotz der definitorischen und therapeutisch-institutionellen Begrenzung auf die Gruppe der Pädophilen zur allgemeinen Anforderung. Entgegen der von Laufenberg diagnostizierten Einengung des Queeren, findet im Fall des Pädophilen eine Verallgemeinerung der Gefahr statt. Auch wenn die Beiträge jeweils spezifisch das pädophile Subjekt portraitieren, greifen sie dafür auf das negierte und invisibilisierte Potential der Übergriffigkeit zurück, das in jedem ›Menschen‹ angelegt zu sein scheint, und reorganisieren dieses als – wenn auch verschwiegenes – grundlegendes Problem.

Die medial vorgestellte Lösung der präventiven sexuellen Kontrolle[2] deutet sodann Verschiebungen im Sozialen an. Durch die Perspektive sexueller Kontrolle erscheint sexualisierte Gewalt (an Kindern) als Problem

2 Diese Form der Prävention ist nicht ausschließlich: Sie erhebt – auch in den medialen Abbildungen – keinen Alleinvertretungsanspruch und begrüßt die Kombination mit

rechtlicher Grenzen und medizinisch-therapeutischer Interventionen: Sexuelle Kontrolle kommuniziert Begehren als individuelle und fixe Disposition, deren Ausgestaltung auf einer Handlungsebene aber (relativ) unabhängig gestaltet werden kann. Situativ scheint es notwendig, sich auf ein fixes Sein einerseits oder eine veränderbare, intervenierbare Handlungsebene andererseits zu beziehen. Im Gegensatz zur Naturalisierung der Moderne (vgl. Laufenberg 2010) wird Sexualität damit partialisiert und in gewissen Teilen entessentialisiert. Die naturalistische Logik eines ›born this way‹ (Lady Gaga) trägt hier nur noch bis zur – sozial, finanziell und institutionell sicherzustellenden – therapeutischen Unterstützung, garantiert aber nicht das Recht, auf jede erdenkliche Weise sexuell leben zu können und zu dürfen. Mit dem Pädophilen deutet sich so ein Bruch der Erfolgsformel assimilatorischer Sexualpolitik ebenso wie biologistischer Konzepte der Heteronormativität an. Sexualität als biologisches Schicksal wird in gewissen Teilen unzureichend – was unterschiedliche Anschlüsse hervorzubringen vermag – wenn auch gewiss nicht vollständig aufgehoben.

Dass diese neue Infragestellung aber zunächst marginalisierte Subjekte (weiter) prekarisiert, zeigt sich an den ambivalenten Verortungen des Pädophilen selbst. Die medialen Beiträge weiten zudem die Introspektion des Subjekts (vgl. Maasen 2011) auf eine neue Dimension aus: Die Detektion innerer sexueller Regungen ist nicht mehr nur Notwendigkeit und Wert an und für sich, sondern geht mit der Aufforderung zur Selbstverfügbarmachung einher. In vielfältiger Weise darf das Subjekt dafür Unterstützung und Anerkennung einfordern; es hat sich aber in eine kontinuierliche Reflexion zu begeben, um gerade durch eine veränderbare Sexualität sowohl dauerhaft innerlich wahr und wirklich als auch ethisch aufrichtig zu sein. Nicht mehr muss es sich zwischen Devianz und Wahrheit auf der einen und Repression und Anerkennung auf der anderen Seite entscheiden, sondern hat diese beiden Aspekte selbsttätig in Einklang zu bringen. Wichtiger und notwendiger als der politische oder soziale Kampf ist so die Ausgestaltung des jeweiligen Selbst und die Herstellung einer gesellschaftlichen Kompatibilität. Die Identifikation der Figur des Kindes mit jeder Form von Zukunft (vgl. Edelman 2004) ist somit mehr als ein Ideal: Es erscheint durch das Medium der Ethik möglich, dessen Sexualisierung in fürsorgliche Liebe, (ungleiche) Freund-

---

weiteren gegebenenfalls kinder-, organisations- und familienzentrierten Maßnahmen, auch wenn sie jeweils mindestens als ›notwendige‹, wenn nicht gar als ›beste‹ Option der Prävention verhandelt wird.

schaft oder stille Bewunderung zu konvertieren. Die Auftrennung des sexuellen Subjekts in die Komponenten aus Sein und Verhalten öffnet dieses – zumindest in der medialen Repräsentation – somit für (zunehmend stärkere) Anforderungen der ethischen Selbstzurichtung.

Literatur

Baader, Meike/Jansen, Christian/König, Julia/Sager, Christin (Hg.) (2017), *Tabubruch und Entgrenzung. Kindheit und Sexualität nach 1968,* Köln.

Becker, Sophinette (1997), »Pädophilie zwischen Dämonisierung und Verharmlosung«, in: *Werkblatt. Zeitschrift für Psychoanalyse und Gesellschaftskritik,* Jg. 38, H. 1, S. 5–21.

Beljan, Magdalena (2014), *Rosa Zeiten? Eine Geschichte der Subjektivierung männlicher Homosexualität in den 1970er und 1980er Jahren der BRD,* Bielefeld.

Briken, Peer/Fedoroff, J. Paul/Bradford, John W. (2014), »Why can't pedophilic disorder remit?«, in: *Archives of Sexual Behavior,* Jg. 43, H. 7, S. 1237–1239.

Büttner, Melanie/Stockrahm, Sven (2019), »Die Verantwortung keinem Kind zu schaden. (= Ist das normal? Der Sexpodcast)«, https://www.zeit.de/wissen/gesundheit/2019-07/paedophilie-sexuelle-neigung-kindesmissbrauch-taeter-sexpodcast, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Burgess, Adam (2010), »Media risk campaigning in the UK. From mobile phones to ›Baby P‹«, in: *Journal of Risk Research,* Jg. 13, H. 1, S. 59–72.

Edelman, Lee (2004), *No Future. Queer theory and the death drive,* Durham/London.

Engel, Antke (2002), *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation,* Frankfurt/M.

Engel, Antke (2009), *Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus,* Bielefeld.

Esposito, Roberto (2004), *Immunitas. Schutz und Negation des Lebens,* Berlin.

Faller, Heike (2012), »Der Getriebene«, in: *Zeit Online,* http://www.zeit.de/2012/44/Sexualitaet-Paedophilie-Therapie, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Friedrichs, Jan-Henrik (2017), »Delinquenz, Geschlecht und die Grenzen des Sagbaren. Sexualwissenschaftliche Diskursstränge zur Pädophilie in ausgewählten Periodika, 1960-1995«, in: *Zeitschrift für Sexualforschung,* Jg. 30, S. 161–182.

Goode, Sarah (2009), *Understanding and Adressing Adult Sexual Attraction to Children. A Study of Paedophiles in Contemporary Society,* London.

Goode, Sarah (2011), *Paedophiles in Society. Reflecting on Sexuality, Abuse and Hope,* London.

Hark, Sabine (1999), *Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität,* 2. völlig überarb., Opladen.

Hark, Sabine/Laufenberg, Mike (2013), »Sexualität in der Krise. Heteronormativität im Neoliberalismus«, in: Ema Appelt/Brigitte Aulenbacher/Angelika Wetterer (Hg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen,* Münster, S. 227–245.

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen,* Bielefeld.

Heine, Hannes (2016), »Wie ein Pädophiler dem Trieb widerstehen lernt. Kein Täter werden«, in: *Tagesspiegel,* https://www.tagesspiegel.de/themen/reportage/kein-taeter-werden-wie-ein-paedophiler-dem-trieb-widerstehen-lernt/14649902.html, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Institut für Demokratieforschung (2014), »Die Grünen und die Pädosexualität. Ergebnisse des Forschungsprojekts. Umfang, Kontext und die Auswirkungen pädophiler Forderungen in den Milieus der Neuen Sozialen Bewegung / Grünen«, https://www.gruene.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/Ergebnisse_Gruenenstudie_2014.pdf, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Institut für Demokratieforschung (2016), »Die Unterstützung pädosexueller bzw. päderastischer Interessen durch die Berliner Senatsverwaltung, Am Beispiel eines ›Experiments‹ von Helmut Kentler und der ›Adressenliste zur schwulen, lesbischen & pädophilen Emanzipation‹«, Göttingen.

Jansen, Thomas (2010), »Immer wider die Versuchung«, in: *FAZ Online,* http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/paedophilie-immer-wider-die-versuchung-1838300.html, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Kämpf, Katrin (2015), »Eine ›Büchse der Pandora‹ Die Anrufung der Kategorie Pädophilie in aktuellen antifeministischen und antiqueeren Krisen-Diskursen«, in: Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen,* Bielefeld, S. 109–128.

Kämpf, Katrin (2016), »Das P-Wort. Pädophilie als Grenzfigur sexueller Normalisierung und historiografische Leerstelle«, in: Norbert Finzsch/Marcus Velke (Hg.), *Queer / Gender / Historiographie. Aktuelle Tendenzen und Projekte,* Berlin, S. 379–405.

Kelly, Liz (1996), »Weasel Words. Paedophiles and the Cycle of Abuse«, in: *Trouble and Strife,* Jg. 33, S. 44–49.

Kitzinger, Jenny (2004), *Framing Abuse. Media Influence and Public Understanding of Sexual Violence Against Children,* London.

Kitzinger, Jenny (2008), »Paedophile-in-the-Community Protests. Press Reporting and Public Responses«, in: Gayle Letherby/Kate Williams/Phillip Birch/Maureen Cain (Hg.), *Sex as Crime?*, London/New York, S. 356–375.

Klamt, Marlies (2017), *Medien und Normkonstruktion. Zur Darstellung von Pädophilie, Missbrauch und Familie im ›Tatort‹,* Bielefeld.

Kleinmann, Anne (2017), »Was ist das für ein Schwein, was ist das für ein Mensch?« in: *Süddeutsche Zeitung Online,* https://www.sueddeutsche.de/leben/paedophilie-was-ist-das-fuer-ein-schwein-was-ist-das-fuer-ein-mensch-1.3639211, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Kücking, Anna (2017), »Das Gefühl, falsch zu sein«, in: *taz Online,* https://www.taz.de/!5436841/, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Laufenberg, Mike (2010), »Die Kunst, nicht dermaßen naturalisiert zu werden. Fragmente einer Kritik biologischer Sexualitätsdiskurse«, in: *kultur & geschlecht,* Jg. 6, S. 1–25.

Laufenberg, Mike (2014), *Sexualität und Biomacht. Vom Sicherheitspositiv zur Politik der Sorge,* Bielefeld.

Laufenberg, Mike (2016), »Sexuelle Immunologik. Heteronormativität als biopolitischer Sicherheitsmechanismus«, in: Maria Teresa Herrera Vivar/Petra Rostock/Uta Schirmer/Katrin Wagels (Hg.), *Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptuelle Zugänge,* Münster, S. 51–69.

Lessenich, Stephan (2008), *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus,* Bielefeld.

Lorey, Isabell (2011), *Figuren des Immunen. Elemente einer politischen Theorie,* Zürich.

Maasen, Sabine (2011), »Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen Siebzigern‹. Eine Perspektivierung«, in: Sabine Maasen/Jens Elberfeld/ Pascal Eitler/Maik Tändler (Hg.), *Das beratene Selbst. Zur Genealogie der Therapeutisierung in den ›langen Siebzigern‹,* Bielefeld, S. 7–33.

McBride Wilson, Alexander (2017), »Ich habe ein Jahr mit Pädophilen verbracht, die ihre Neigung nicht ausleben«, in: *VICE.* https://www.vice.com/de/article/pg7dn9/ich-habe-ein-jahr-mit-paedophilen-verbracht-die-ihre-neigung-nicht-ausleben, letzter Zugriff: 15.05.2020.

McRobbie, Angela (2016), *Top Girls. Feminismus und der Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes,* Wiesbaden.

Menkens, Sabine (2018), »Die Hoffnung, dass das Gewissen den Trieb besiegt«, in: *Welt Online,* https://www.welt.de/politik/deutschland/plus175821718/Paedophilie-Die-Hoffnung-dass-das-Gewissen-den-Trieb-besiegt.html, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Mesquita, Sushila (2008), »Heteronormativität und Sichtbarkeit«, in: Roland Bartel/Ilona Horwarth/Waltraut Kannonier-Finster/Maria Mesner/Erik Pfefferkorn/Meinrad Ziegler (Hg.), *Heteronormativität und Sexualitäten,* Innsbruck, S. 129–147.

Michelsen, Danny (2015), »Pädosexualität im Spiegel der Ideengeschichte«, in: Franz Walter/Stephan Klecha/Alexander Hensel (Hg.), *Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte.* Göttingen, S. 23–60.

Mildenberger, Florian (2006), *Beispiel: Peter Schult. Pädophilie im öffentlichen Diskurs,* Hamburg.

Oelkers, Jürgen (2018), »Sexualisierte Gewalt in der Jugend- und Reformbewegung«, in: Alexandra Retkowski/Angelika Treibel/Elisabeth Tuider (Hg.), *Handbuch Sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis,* Juventa. S. 52–59.

Paternotte, David (2017), »The international (Lesbian and) Gay Association and the question of pedophilia. Tracking the demise of gay liberation«, in: Meike

Baader/Christian Jansen/Julia König/Christin Sager (Hg.*), Tabubruch und Entgrenzung. Kindheit und Sexualität nach 1968,* Köln, S. 101–120.

Perkuhn, Anja (2011), »Therapie für Pädophile: Ich kann nichts für diese Neigung«, https://www.sueddeutsche.de/panorama/therapie-fuer-paedophile-ich-kann-nichts-fuer-diese-neigung-1.1233317, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Reiß, Sven (2016), »Päderastie in der deutschen Jugendbewegung. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung«, in: *Zeitschrift für Pädagogik,* Jg. 62, H. 5, S. 670–683.

Réthy, Laura (2014), »Ein Mann im Kampf gegen einen furchtbaren Dämon«, in: *Welt Online,* https://www.welt.de/politik/deutschland/article125406857/Ein-Mann-im-Kampf-gegen-einen-furchtbaren-Daemon.html

Schaaf, Julia (2014), »Nach der Therapie. Bekenntnisse eines Pädophilen«, http://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/nach-der-therapie-bekenn tnisse-eines-paedophilen-12827472.html, letzter Zugriff: 15.05.2020

Schaffer, Johanna (2008), *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung,* Bielefeld.

Schmincke, Imke (2015), »Das Kind als Chiffre politischer Auseinandersetzung am Beispiel neuer konservativer Protestbewegungen in Frankreich und Deutschland«, in: Sabine Hark/Paula-Irene Villa (Hg.), *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen,* Bielefeld, S. 93–108.

Schrep, Bruno (2006), »Es ist einfach Schicksal«, in: *Spiegel Online,* http://www.spiegel.de/spiegel/a-440934.html, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Seybold, Peter (2012), »Leben mit Pädophilie. Die Angst vor sich selbst«, in: *taz Online,* https://www.taz.de/!5102095/, letzter Zugriff: 15.05.2020.

Silverman, Jon/Wilson, David (2002), *Innocence Betrayed. Paedophilia, the Media and Society,* Cambridge.

Sonntag, Alisa (2019), »Ich bin keine tickende Zeitbombe, denn ich bin mehr als meine sexuelle Neigung«, https://krautreporter.de/2792-ich-bin-keine-tickende-zeitbombe-denn-ich-bin-mehr-als-meine-sexuelle-neigung, letzter Zugriff 12.08.2020

Stelzmann, Daniela (2018), *Konsequenzen der Medienberichterstattung über Pädophilie,* Vortrag, Bremen.

Stiels-Glenn, Michael (2016), *Therapie mit Pädophilen? Pädophile beurteilen ihre Therapie,* Lengerich.

Voß, Heinz-Jürgen (2015), »Die Lust am Kind und Kein Täter werden: Bausteine für eine gesellschaftliche und forschungsethische Debatte«, in: Florian Mildenberger (Hg.), *Die andere Fakultät. Theorie, Geschichte, Gesellschaft, Hamburg,* S. 28–39.

Wagner, Jens (2015), »Medienarbeit im Präventionsnetzwerk Kein Täter Werden«, in: *Sexuologie. Zeitschrift für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft. Schwerpunkt. Zehn Jahre Präventionsprojekt Dunkelfeld,* Jg. 22, H. 3-4, S. 137–144.

Walter, Franz/Klecha, Stephan/Hensel, Alexander (2015), *Die Grünen und die Pädosexualität. Eine bundesdeutsche Geschichte,* Göttingen.

Wieskerstrauch, Liz/Siering, Kay (2016), »Unheilbar pädophil?«, in: *3Sat,* https://www.youtube.com/watch?v=darBrwzTwN, letzter Zugriff: 15.05.2020.

»Eine gute Mutter sollst du sein!«

Zur Vergeschlechtlichung von Handlungsanweisungen in Gesundheitsratgebern

Maria Rutschke

Bei der Epigenetik handelt es sich um einen molekularbiologischen Forschungsbereich, der sich mit den chemischen Prozessen entlang der DNA beschäftigt, durch welche Gene ›abgelesen‹ oder ›gehemmt‹ werden. Durch chemische Modifikationen kann es zu Veränderungen im Übersetzungsprozess der DNA kommen, die also nicht auf Genmutationen zurückzuführen sind. Laut epigenetischen Forschungen kommt diesen Prozessen des Ablesens oder Hemmens eine sehr große Bedeutung zu. Dieses noch relativ junge Forschungsfeld der Epigenetik wird in publizistischen und populärwissenschaftlichen Medien umfangreich diskutiert. Der *Spiegel* titelte eine Ausgabe von 2010: »Der Sieg über die Gene. Klüger, gesünder, glücklicher. Wie wir unser Erbgut überlisten können« (Der Spiegel 2010a). Die Idee, genetische Determiniertheit zu ›überlisten‹ und somit zu überwinden sowie die Bedeutung einer vermeintlich lenkbaren Einflussnahme vom Individuum auf epigenetische Prozesse werden im öffentlichen Diskurs besonders hervorgehoben (vgl. Schuol/Seitz 2016: 188f.). Dies ist beispielhaft zu sehen an dem Leitartikel der *Spiegel*-Ausgabe, der »revolutionäre[…] Erkenntnisse der Epigenetik für den Einzelnen und für die Gesellschaft« (Der Spiegel 2010b: 3) verspricht.
Umweltepigenetische Studien untersuchen, vereinfacht gesagt, welchen Einfluss äußere Faktoren wie etwa die Ernährung oder Umweltgifte auf den Ausleseprozess der Gene haben. Die Auswirkungen veränderter Genausleseprozesse auf die Nachkommen werden in dem Forschungsbereich unter dem Begriff der transgenerationalen Umweltepigenetik gefasst. In diesem Bereich geht es somit um die Frage, ob epigenetische Ausleseprozesse über Generationen hinweg vererbt werden können.

In zeitgenössischer Ratgeberliteratur – also jenen Veröffentlichungen, die dazu anleiten, ein vermeintlich glücklicheres, erfolgreicheres, gesünderes, besseres Leben zu führen – wurde Epigenetik als ertragreiches Thema er-

kannt. Der Forschungsbereich wird von Ratgeberautor*innen des Gesundheits- und Fitnessbereichs zur argumentativen Untermauerung ihrer Ratschläge herangezogen. Diese populärwissenschaftlichen Diskurse zur (transgenerationalen) Umweltepigenetik stehen im Fokus des vorliegenden Beitrags.

Mein Materialkorpus von vier Ernährungs- und Fitnessratgeberwerken wird unter der Prämisse der Konstruiertheit von Geschlecht auf die Frage hin untersucht, inwiefern eine von den Ratgebern vermittelte vermeintliche Handlungsmacht, Einfluss auf bestimmte Gesundheitsparameter zu nehmen und die Verantwortungszuschreibung für die Nachfahr*innen vergeschlechtlichte Phänomene sind. Hierfür folgt einem kurzen Abriss der Historie des Ratgebergenres und einer Einordnung in den heutigen Selbstoptimierungsdiskurs ein Einblick in die naturwissenschaftliche Definition der Epigenetik. Diese Erläuterung dient dem besseren Verständnis der später betrachteten Bezüge der Ratgeber auf epigenetische Abläufe.

Vor dem Hintergrund der miteinander verschränkten Diskursstränge der Selbstoptimierung und der umweltabhängigen (transgenerationalen) Epigenetik widme ich mich in der Analyse der These, dass die Ratgeber anhand der Bezüge zur Epigenetik die Aussicht bekräftigen, dass durch kontinuierliche Selbstarbeit ein positiver Effekt am Selbst und an den nachfolgenden Generationen erzielt wird. Den Zwang einer epigenetischen (Selbst-)Optimierung verschränkt mit der Verantwortung für die Gesundheit der Nachkommen fasse ich als Teil einer aktuellen biopolitischen Normalisierungspolitik, die sich insbesondere auf Frauen bzw. Mütter stützt. In der Analyse rückt die geschlechtsspezifische Zuschreibung der Verantwortung in den Fokus. Um genau abzubilden, wie in den Texten argumentiert wird, übernehme ich weitgehend die dichotome Sprachpraxis, die in Männer und Frauen und vermeintlich dazugehörige biologische Gegebenheiten unterteilt (Vater, Spermien/Mutter, Eizelle) und als zusammengehörende Episteme festschreibt. Genderqueere, trans* und nicht-binäre Menschen werden von dieser Sprachpraxis ausgeschlossen.[1] Ich werde nachzeichnen, wie insbesondere (werdende) Mütter durch einen Gewissensappell diszipliniert und für sich selbst und für die Nachfahr*innen verantwortlich gemacht werden. Ernährungsweisen und Fürsorgepraxen von Müttern gelten in den Ratgebern als entscheidend dafür, transgenerationale epigenetische Prozesse beim

1 Dass Fortpflanzung nicht nur in einer heteronormativen Matrix verstanden oder praktiziert wird/werden muss, ist unter anderem bei Tretau (2018) nachzulesen (vgl. auch Doussa/Power/Riggs 2015).

Nachwuchs positiv zu beeinflussen. Das Phänomen der ›guten Mutter‹ hat sich historisch vor dem Verständnis naturgegebener Mütterlichkeit entwickelt (vgl. Metz-Becker 2016; Schütze 1991). Trotz vieler kritischer Sichtweisen wirken sich auch heute noch die Ideen von Mutterschaft und Mutterliebe als historisch unveränderliche, natürliche Phänomene aus, die mit der traditionellen Pathologisierung des Weiblichen[2] räsonieren. Spuren dieser Ideologien aus dem 19. bis ins frühe 20. Jahrhundert lassen sich bis heute in Diskursen zu Mutter- und Schwangerschaft finden (vgl. Lupton 1995: 8).

Zur Geschichte des Rates: Vom »Knigge« zum Selbstoptimierungsdiskurs

Ratgeberliteratur stellt eine wichtige Quelle für Hinweise auf zeitgenössisches wissenschaftliches und gesellschaftliches Denken, etwa in Bezug auf Gesundheitsannahmen oder Geschlechterverständnisse, dar (vgl. Helmstetter 1999). Die Geschichte der »Medien des Rates« (Messerli 2010) geht zurück bis auf das Ende des Mittelalters, als sie mit der zunehmenden schriftlichen Speicherung von Daten und mit der Erfindung des modernen Buchdrucks eine einschneidende Entwicklung erfährt (vgl. ebd.: 30ff.). Bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden die ersten Ratgeber in Form von handlungsverbessernden Lehrbüchern gedruckt (vgl. ebd.: 32). Bis heute bekannt ist der »Knigge«, ein Verhaltensratgeber, der Höflichkeitsnormen vom adligen Hofleben in das moderne Bürgertum einführte (vgl. Helmstetter 1999: 166). Das starke Aufkommen von Ratgebern während der Moderne wird auf eine epochale Ratlosigkeit (vgl. Helmstetter 1999: 153) bzw. auf eine Verunsicherung des Individuums zu der Zeit zurückgeführt (vgl. Heimerdinger 2012: 49). Auch gegenwärtig kann das Ratgeberbuch, so Moser (2010: 69), das »Bedürfnis nach Orientierung, das viele Menschen vor

2 So wurde die seit dem 19. Jahrhundert von Frauen artikulierte Forderung, an Bildungsangeboten teilzuhaben, zur Ursache psychischer Störungen erklärt – der Wunsch passte nicht zum vorherrschenden Bild der für Heim und Familie verantwortlichen Frau (vgl. Badinter 2010; Metz-Becker 1997). Als Auslöser verschiedener psychischer Krankheiten galt dabei bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein die Gebärmutter (vgl. Zehetner 2012: 162). Die psychische Diagnose ›Hysterie‹ (hystéra, altgriechisch Gebärmutter) wurde auf eine durch den Körper der Frau ›wandernde‹ Gebärmutter zurückgeführt (vgl. Frick 2009: 187).

allem heute im Zeitalter der Individualisierung, in dem sie sich durch auf sie zuströmende Anforderungen überfordert fühlen, befriedigen«.

Die Nachfrage an Ratgeberliteratur stieg gegen und seit Ende des 20. Jahrhunderts stark an (vgl. Sarasin u.a. 2010: 22). Gesundheit, Wellness, Karriere, Partner*innenschaft und Kindererziehung stellen nur einige Beispiele des aktuellen, breitgefächerten Ratgebergenres dar. Die zunehmende Aufgliederung des Genres und dessen Boom sprechen laut Duttweiler (2008: 1) für die zugenommene Notwendigkeit der Selbstsorge, für welche Ratgeber angesichts des Abbaus sozialer Sicherungssysteme Abhilfe versprechen zu schaffen. In Ratgeberbüchern wird nahegelegt, den persönlichen Lebensstils an die »Maxime[…] einer als ›neoliberal‹ kritisierten kulturellen Gesamtsituation« (Heimerdinger 2012: 40) anzupassen. In diesem neoliberalen Kontext wird das Subjekt als menschliches Kapital begriffen, das eigenständig optimiert werden muss (vgl. Lemke 2012: 230). Das Individuum wird »immer und überall für alles und jedes, was das eigene Leben betrifft, insbesondere aber das Glück, selbst und nur selbst verantwortlich gemacht« (ebd.).

Dieses Subjektivierungsregime zielt auf eine »Optimierung des individuellen Humankapitals« (Lemke 2012: 230) ab. Als Teil dieses Regimes mit den wachsenden Optimierungsanforderungen versprechen die Ratgeber dem Subjekt einerseits Autonomie, andererseits binden sie es in neue Herrschaftsstrukturen ein. In Ratgebern wird Glück

> »als Resultat einer konsequenten und permanenten Arbeit der Individuen an sich selbst [...] quasi therapeutisch operationalisiert und damit als Aufgabe der Selbstverantwortung an die Individuen zurückgespielt« (Duttweiler 2007, zit. n. Heimerdinger 2012: 39f.).

Das Medium Ratgeberbuch stellt somit eine durch Ordnungen und Normen disziplinierende, »selbstautorisierte [...] Form der ›Polizey‹« (Helmstetter 1999: 165) dar. Die Erwartung zur ständigen Selbstarbeit wird als Verantwortung oder sogar Schuldigkeit gegenüber sich selbst, zukünftigen Generationen und der Gesellschaft gefasst. Dies wirft die Frage auf, wie das Versprechen der Ratgeber zu mehr Handlungsmacht eine Handlungs›pflicht‹ und somit die gouvernementale Praxis des Lenkens und Leitens des Individuums darstellt (vgl. Lemke 2008: 260).

(Transgenerationale) Umweltepigenetik, ihre öffentliche Rezeption und feministische Perspektiven – Das Feld der Epigenetik

Um später nachzuvollziehen, was die Ratgeber in Bezug auf Verantwortung und Selbstoptimierung auf der Grundlage vermeintlicher Evidenz aus der epigenetischen Forschung beanspruchen vorzuweisen, wird hier die naturwissenschaftliche Definition von Epigenetik skizziert. Gemäß dieser Definition fallen unter den Epigenetik-Begriff verschiedene chemische Mechanismen (DNA-Methylierung, Histon-Modifikation und RNA-Interferenz), die unter anderem bei einem sich entwickelnden Organismus während der Zelldifferenzierung stattfinden. Während sämtliche Zellen eines Organismus normalerweise das gleiche genetische Material in sich tragen, entwickeln sie aufgrund unterschiedlicher epigenetischer Abläufe verschiedene Phänotypen. So können die chemischen Modifikationen »bei identischem Genbestand zu unterschiedlichen Gen›wirkungen‹ führen« (Palm 2017: 67, Hervorh. i. O.), also den Ableseprozess der genetischen Informationen und damit den »erste[n] Schritt in der Übersetzung des genetischen Codes der DNA in die lebenden Strukturen des Körpers« (Müller 2017: 1) beeinflussen. Daran wird deutlich, wieso beispielsweise

> »[e]ine Hautzelle und eine Leberzelle [...] genetisch identisch [sind] (von sporadischen Mutationen abgesehen), aber epigenetisch hochgradig unterschiedlich. [...] Das heißt, dass in ihrem Zellkern dieselbe DNA liegt, ihre unterschiedlichen epigenetischen Modifikationen aber zu einem völlig anderen Ablesemuster dieser DNA führen« (Müller 2017: 2).

Seit Anfang der 2000er Jahren werden jene chemischen Prozesse der DNA-Ablesung unter dem Begriff der Umweltepigenetik zunehmend unter dem Aspekt untersucht, wie sie durch äußere Faktoren wie Ernährung, Stress oder das Erleben traumatischer Ereignisse beeinflusst werden und somit eine Veränderung des Phänotyps (nicht aber des Genotyps, wie es bei Genmutationen der Fall wäre) bedingen können (vgl. ebd.). Da umweltepigenetische Prozesse flexibler und dadurch manipulierbarer erscheinen, dynamisieren sie das Konzept der statischen Determiniertheit der Gene. Dieses deterministisch-reduktionistische Konzept der DNA als ›Schlüssel des Lebens‹ beruht auf Darwins Evolutionstheorie von 1859 und dem damit verbundenen Dogma, biologische Vererbung erfolge allein über die Gene (vgl. Weigel/Lux 2012: 48).

Mit der Überlegung, ob »erworbene[] Aktivierungsdispositionen [...] an nachfolgende Generationen vererbt werden könnten« (Krall/Schmitz 2016: 103), beschäftigt sich das Feld der transgenerationalen Umweltepigenetik. Im Fokus bisheriger Forschungen standen unter anderem Holocaust-Überlebende (vgl. Yehuda u.a. 2014) oder Helfer*innen bei den Anschläge auf das »World Trade Center« am 11. September 2001 sowie die jeweiligen Nachfahr*innen (vgl. Kuan u.a. 2017). Im öffentlichen Diskurs werden besonders oft solche Studien angeführt, die die potentielle Vererbbarkeit epigenetischer Prozesse besprechen (vgl. Weiss 1995; Weintraub 2018; Schiffmann 2018).

In der Epigenetik werden »zunehmend Kategorien mobilisiert, die traditionell in das Hoheitsgebiet der Sozial- und Geisteswissenschaften fallen« (Müller 2017: 4f.). Dabei ist problematisch, dass in naturwissenschaftlichen epigenetischen Studien trotz Berücksichtigung äußerer, kultureller Einflüsse diese oft zu deterministischen und reduktionistischen Faktoren degradiert werden (vgl. Krall 2018: 8f.). So verdeutlichen feministisch informierte Perspektiven auf epigenetische Studien, dass die Epigenetik einen Forschungsbereich darstellt, in dem biologistische Sichtweisen auf soziale Kategorien wie Geschlecht oder sexuelle Identität reproduziert und fortgeschrieben werden (vgl. Richardson 2015; Krall/Schmitz 2016; Müller 2017; Krall 2018). In der vorliegenden Studie wird untersucht, wie die Narration epigenetischer Forschungsergebnisse in populärwissenschaftlicher Ratgeberliteratur aufgegriffen und mittels biologistischer Versprechungen der individuelle Lebensstil zu einem Phänomen gemacht wird, das einer konstanten Optimierung bedarf.

Zur Analyse populärwissenschaftlicher Ratgeber

Die breitgefächerte Medienrezeption zeigt, dass sich das Thema der transgenerationalen Umweltepigenetik im öffentlichen Diskurs etabliert hat. Die Aneignung von Epigenetik im Ratgebergenre stellt eine Forschungslücke dar, die das Zentrum dieser Analyse bildet. Sie zielt auf die Bearbeitung der Frage, wie in den Werken Geschlecht (re-)produziert wird, das heißt, welche Geschlechterbilder sie voraussetzen und fortschreiben. Besonders interessant wird dabei die Beobachtung vergeschlechtlichter Aspekte bezüglich der Verantwortung und der Zuschreibung dieser.

Folgende vier verschiedene zeitgenössische und sich auf Epigenetik beziehende Gesundheits- und Fitnessratgeber werden zur Untersuchung herangezogen:

1. *Unsere Ernährungsbiografie. Wer sie kennt, lebt gesünder* von Hans Konrad Biesalski (2017).
2. *Gute Gene sind kein Zufall. Mit Epigenetik das eigene Erbgut optimieren* von Michaela Döll (2017).
3. *Genetik und Epigenetik. Der Schlüssel zu unserer Gesundheit* von Eva Schäufele (2015).
4. *Der Gen-Code. Das Geheimnis der Epigenetik. Wie wir mit Ernährung und Bewegung unsere Gene positiv beeinflussen können. Der Schlüssel zu mehr Lebensfreude, Fitness und optimalem Fatburning* von Ulrich Strunz (2013).

Die vier für die Untersuchung ausgewählten Ratgeber gehören teilweise zu den meist veröffentlichten oder aber den aktuellsten Werken im deutschsprachigen Raum (Stand 2018). Die Autor*innen sind alle in naturwissenschaftlichen Bereichen tätig, etwa in der (Ernährungs-)Medizin, der Inneren Medizin oder der Lebensmittelchemie.

Auf Grundlage dieser Quellen steht zur Diskussion, inwieweit Gesundheit und Glück als Prozesse verstanden werden, die eigenverantwortlich optimiert werden können, ohne dabei äußere, soziale Faktoren zu berücksichtigen. Ziel ist es, nachzuzeichnen, welches Wissen und welche Maxime anhand von Verweisen auf epigenetische Studien etabliert werden. Insbesondere steht zur Frage, wie anhand des Arguments einer generationenübergreifenden Verantwortung ein explizites Wissen über Mutterschaft formiert wird.

Ergebnisse

Es lassen sich vier wesentliche Gemeinsamkeiten der untersuchten Ratgeber herausarbeiten: Erstens das Prognostizieren des Endes des Gen-Determinismus, zweitens die Individualisierung von Biotechnologien, drittens die Fokussierung auf eine generationenübergreifende Verantwortung und viertens die geschlechtsspezifische Verhandlung sowie Zuschreibung dieser Verantwortung an (werdende) Mütter. Zu den ersten drei Ergebnissen der

Gemeinsamkeiten kommt auch eine Studie, die sich mit der Darstellung epigenetischer Forschung in populärwissenschaftlichen Sachbüchern beschäftigt (vgl. Schuol 2017: 120). Die vorliegende Arbeit ergänzt diese Erkenntnisse durch die Analyse von Werken, die explizit zum Ratgebergenre zählen sowie durch eine gendersensible Analyse. Auf eine kurze Darstellung der Ergebnisse zu den ersten drei der vier Gemeinsamkeiten folgt eine vertiefte Diskussion des vierten Punktes der geschlechtsspezifischen Perspektive.

Das Ende des Gen-Determinismus

Die Ratgeber eint die Narration, dass es sich bei umweltepigenetischen Erkenntnissen um neue Erkenntnisse aus den Naturwissenschaften handelt, die das Ende einer genetischen Prädestination bedeuten. So werden in *Genetik und Epigenetik* epigenetische Prozesse zu »entscheidend[en]« (Schäufele 2015: 134) Faktoren dafür stilisiert, was aus den eigenen Genen »gemacht« (ebd.) werde und wie sich dies auf die Gesundheit auswirke. Die Epigenetik sei »unsere Macht« (ebd.: 102). Im Ratgeber *Der Gen-Code* heißt es, dass »[h]eilende Eigenschaften [...] nicht in der statischen DNS [liegen], sondern irgendwo außerhalb« (Strunz 2013: 21). Das Wissen um genregulatorische Mechanismen der Epigenetik wird als ›(Er-)Lösung‹ von der genetischen Prädestination gesehen.

Individualisierung von Biotechnologien

In den Ratgebern wird einhellig von einer Steuerbarkeit epigenetischer Prozesse ausgegangen. Sie ziehen epigenetische Studien heran und übersetzen diese in Verhaltensvorgaben. Der Lebensstil sei den Ratgebern zufolge bestmöglich »den Genen entsprechend« anzupassen, um den »größten persönlichen, gesundheitlichen Profit [zu] erzielen« (Schäufele 2015: 91), wie es in Genetik und Epigenetik heißt. Dabei zielen die zur Selbstdisziplin anleitenden Handlungsratschläge auf weite Teile des persönlichen Lebens, wie Ernährung oder sportliche Aktivität, ab. Diese Optimierungsansprüche seien mit »vergleichsweise geringen Anstrengungen« (Biesalski 2017: 9) zu erreichen. In *Gute Gene sind kein Zufall* heißt es über die Entstehungsfaktoren einer Krebserkrankung: Die »[w]ichtigste Einflussgröße ist hier zweifelsfrei

die Ernährung« (Döll 2017: 158). Da die wenigsten Krebserkrankungen genetisch, sondern epigenetisch bedingt seien (vgl. ebd.: 161), liege es in der Verantwortung des Individuums, selbst »Maßnahmen zur Vorbeugung« (ebd.: 156) zu ergreifen. Das Individuum habe direkten Einfluss auf epigenetische Prozesse und das Wissen darüber sei der »Schlüssel zur Macht« (Schäufele 2015: 34) über die eigene Gesundheit. Dystopische Begrifflichkeiten wie »katastrophal[]« (Strunz 2013: 28), »tödlich« (Döll 2017: 156), »verkürz[te] [...] Lebenserwartung« (Strunz 2013: 62), »ungeahnte[] Probleme« (Biesalski 2017: 9), »verdorbene[] Nahrungsmittel-Welt« (Schäufele 2015: 114) usw. illustrieren sprachlich die Dringlichkeit, den Ratschlägen Folge zu leisten.

Generationenübergreifende Verantwortung

Die Handlungsratschläge und die sich daraus ergebende Notwendigkeit der Selbstdisziplinierung werden mit dem Verweis auf ein transgenerationales Vererbungspotenzial begründet:

> »Die Epigenetik lehrt uns, dass unsere Gesundheit [...] zum Großteil in unseren eigenen Händen liegt und in Teilen sogar auch die unserer Kinder und Enkelkinder. Möglicherweise ist eine gesunde Lebensführung also das größte Geschenk, das wir unseren Kindern und Enkeln machen können« (Döll 2017: 9).

Durch den Verweis auf die Transgenerationalität erfährt die Zuschreibung der Verantwortung eine neue Dimension: Verantwortung sei nicht nur für die Optimierung des Selbst, sondern auch für die des Nachwuchses zu tragen. In *Unsere Ernährungsbiografie* wird prophezeit:

> »Nicht nur, dass unsere Ernährung die Epigenetik direkt beeinflussen kann, sie schreibt auf diesem Weg auch an der Ernährungsbiografie unserer Nachkommen mit« (Biesalski 2017: 56).

Geschlechtsspezifische Zuschreibung von Verantwortung an ›gute Mütter‹

Im Hinblick auf die transgenerationale Verantwortung wird in den Ratgebern insbesondere die Frau als Mutter adressiert. »Welche Folgen hat das für das Kind?« (Biesalski 2017: 35) lautet die maßgebliche Frage. Drei der vier Ratgeber (*Unsere Ernährungsbiografie*, *Gute Gene sind kein Zufall* und *Genetik und Epigenetik*) geben besonders ausführlich Vorschriften, denen Frauen folgen

sollten, um das Erbgut und das Leben ihres (potentiellen) Nachwuchses positiv zu beeinflussen. Durch ihre Ernährungs- und Verhaltensweise könnten die »Weichen« (Biesalski 2017: 42) für die Zukunft des Kindes gestellt werden. Sollte sich nicht an die Empfehlungen gehalten werden, sei mit »langfristigen und tiefgreifenden Folgen« (ebd.: 31) für das ungeborene Kind zu rechnen. Der Zeitpunkt des Beginns der mütterlichen Verantwortung wird dabei bereits vor den Beginn einer Schwangerschaft gesetzt und kann bis ins Erwachsenenalter des Kindes verlaufen (vgl. ebd.: 80f., vgl. auch Biesalski 2017: 26). »[S]chon bei der Planung einer Schwangerschaft« (Döll 2017: 81) sollten Frauen ihren Lebensstil an bestimmte, epigenetisch wirksame Ernährungsrichtlinien anpassen. Durch Befolgen der Richtlinien würden epigenetische Prozesse beeinflusst werden, die sich positiv auf die körperliche und psychische Gesundheit des Nachwuchses auswirkten. Während Väter oder andere Bezugspersonen in den Ratgebern so gut wie keine Erwähnung finden, machten »Frauen [...] sich in der Schwangerschaft in der Regel sehr viele Gedanken um die Gesundheit des werdenden Kindes – zu Recht, wie uns die Epigenetik lehrt« (Döll 2017: 69). Frauen wird die alleinige Verantwortung für die Entwicklung des Nachwuchses zugeschrieben.

»Wenn werdende Mütter gerne und häufig in die Chipstüte greifen, [...] kann das fatale Folgen für das in ihrem Leib heranreifende Kind haben: Fast Food, Fertiggerichte, Kuchen und Co. befriedigen nicht nur die speziellen Essensvorlieben mancher Schwangeren, sondern ›reagieren‹ auch mit dem Erbgut des Babys« (Döll 2017: 89).

Ganz konkret heißt es in *Gute Gene sind kein Zufall* weiter, dass »übergewichtige Mütter [...] ein schlechtes Erbe weiter[geben]« (ebd.: 79). Es wird vor einer durch die Mutter ausgelösten »Fehlprogrammierung des kindlichen Erbguts« (ebd.: 80) gewarnt. Die Entscheidung zu einem Kaiserschnitt wird als »Mode geworden[er] [...] Wunsch vieler werdender Mütter« (ebd.: 92), der nicht »leichtfertig[…]« (ebd.) entschieden werden sollte, besprochen.

In *Unsere Ernährungsbiografie* berichtet der Autor von einer ihm »seltsam« (Biesalski 2017: 238) erscheinenden Tradition in ländlichen Gebieten Nepals. Dort würden Schwangere von älteren Frauen dazu angeleitet werden, auf bestimmte Lebensmittel zu verzichten, um den Geburtsvorgang durch ein geringeres Geburtsgewicht des Nachwuchses zu erleichtern. Unwissentlich werde eine Vitamin-A-Insuffizienz herbeigeleitet, die schwerwiegende Folgen für das Kind mit sich bringt. »Was für die Mutter wie eine raffinierte Problemlösung aussieht, kann für das Kind zum echten Problem werden.«

(ebd.: 239) Der Autor will anhand dieses Beispiels die Bedeutung des Vitamins für den sich entwickelnden Fötus oder Embryo unterstreichen und seine Empfehlung aussprechen, dass während einer Schwangerschaft »auf eine ausreichende Zufuhr geachtet werden [sollte]« (ebd.).

Neben der Ernährung stellen mütterliche Fürsorgepraxen einen Fokus in den Ratschlägen dar. In *Gute Gene sind kein Zufall* werden auffallend viele Studien epigenetischer Forschung herangezogen, die mit Nagetieren durchgeführt wurden (vgl. Döll 2017: 53, 59, 72, 86, 88, 97, 129, 139). So dient eine Studie, die mit Ratten durchgeführt wurde, als Beleg für den Einfluss (menschlicher) »[m]ütterliche[r] Fürsorge und Zuwendung« (ebd.: 52) auf die Nachkommen. Das Erbgut der Nachkommen könne durch die mütterliche Zuwendung positiv beeinflusst werden: »Wenn Sie Ihr Kind liebkosen, [setzen Sie] [...] epigenetisch betrachtet [...] positive Zeichen am Erbgut!« (ebd.) Durch mangelnde Zuwendung der tierischen Muttertiere – Döll bezeichnet sie als »›Raben-Rattenmütter‹« (ebd.: 53) – seien die Jungen »misstrauischer, ängstlicher und weniger stressbelastbar« (ebd.). Für Mütter habe die Liebkosung des Nachwuchses den positiven Effekt, dass es ihnen »eine Freude« (ebd.: 52) mache. In *Unsere Ernährungsbiografie* wird ein positiver Einfluss der Brusternährung für die körperliche und geistige Entwicklung des Nachwuchses, aber auch für die Mutter – Stichwort Fettverbrauch – hervorgehoben (vgl. Biesalski 2017: 42ff.).

Eine Abbildung in *Unsere Ernährungsbiografie* stellt sinnbildlich dar, dass Faktoren wie »Stress bei der Mutter«, »Mutter raucht«, »Infektion bei der Mutter«, »Ernährung der Mutter« (Biesalski 2017: 26) zwar hinsichtlich ihrer Effekte auf den Nachwuchs thematisiert werden (»Anpassungsreaktion«, »Wachstumsstörung«, »Stoffwechselveränderungen«, »niedriges Geburtsgewicht«, »Krankheiten als Erwachsener« (ebd.)). In einem anderen Ratgeber wird ebenso behauptet, Stress und psychische Belastungen der Mutter würden den Risikofaktor des Nachwuchs beeinflussen, später psychische Störungen zu entwickeln (vgl. Döll 2017: 91). Die Bedeutung für die Mutter wird in den Ratgebern jedoch nicht aufgegriffen.

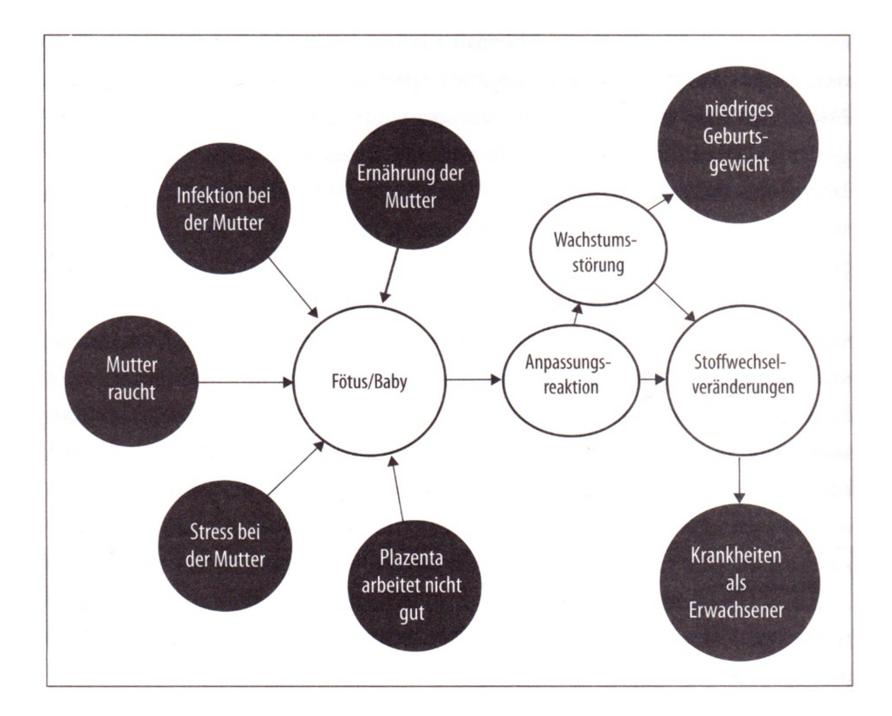


Abb. 1: Mütterlicher Einfluss auf den Fötus bis in dessen Erwachsenenalter?

(Quelle: Schaubild des Ratgebers, aus: Biesalski, Hans-Konrad (2017): Unsere Ernährungsbiografie. Wer sie kennt, lebt länger, München, S. 26.)

Diskussion der Ergebnisse

In den Ratgebern wird der individuelle Lebensstil zur Biotechnologie erhoben, dessen Ziel die Optimierung der Gesundheit und, damit verbunden, des individuellen Glücks ist (vgl. Schuol/Seitz 2016: 120). Frauen wird darüber hinaus die Verantwortung für Gesundheit und Glück der Nachkommen zugeschrieben, denn der dominanten Auffassung einer genetischen Determiniertheit zum Trotz könne das Erbgut des Kindes durch den mütterlichen Lebensstil beeinflusst werden. Dabei orientieren sich die Anweisungen der Ratgeber am Schuld- und Pflichtbewusstsein der Lesenden. Die Dringlichkeit, den Ratschlägen Folge zu leisten, wird durch sprachlich hervorgebrachte dystopische Bilder unterstrichen. Das Versprechen, dass diesen dystopischen Szenarien durch leichte und unkomplizierte Maßnahmen entgegengewirkt werden könnte, erhöht den Handlungsdruck weiter. Somit wird ein »paradoxe[r] Zwang zur Freiheit« (Duttweiler 2008: 2) generiert – einerseits die Aussicht, die Freiheit der ›Macht‹ über die eigenen Gene zu haben, andererseits die Zuschreibung der Verantwortung dafür, diese Macht zu nutzen. Durch das Narrativ, das Individuum hätte die ›Macht‹ über die eigene Gesundheit und die der Nachkommen, werden genetische Krankheitsdispositionen und das Element des Zufalls ins Abseits gestellt. So könne das Individuum selbst miteinander verschränkte Faktoren wie Gesundheit, Schönheit und Glück bestimmen. Die durch die Ratschläge gegebene Aussicht sollte, so wird es den Leser*innen vermittelt, als einzigartige Chance wahrgenommen werden. »Wer vor seiner genetisch definierten Zeit stirbt«, heißt es in *Gute Gene sind kein Zufall*, »ist häufig selbst schuld« (Döll 2017: 109), denn »diesen zweiten Erbcode, [...] [haben] wir selbst in der Hand« (ebd.: 12). Hinter der Verantwortungszuschreibung verbirgt sich eine biopolitische Technik, die »das Selbst ›regierbar‹ [macht], [...] fürs ›System‹, dessen Menschenführung so funktioniert« (Fach 2004: 234).Verweise auf ›richtige‹ Nahrung in ›richtigen‹ Mengen implizieren ein fehlerhaftes Verhalten von Frauen. Im Falle des selbstverschuldeten Versagens haben sie sich nicht nur vor sich selbst, sondern auch vor den Nachkommen gegenüber zu verantworten. Die Naturalisierung von Geschlechterverhältnissen – die Cis-Frau als Mutter – wird im Sinne eines biologischen Determinismus fortgetragen. Durch die Normierung des weiblichen Körpers unterscheiden die Ratgeber in Felder des Normalen und Anormalen. Sie propagieren die Anpassung an eine Norm, die durch ihren prozesshaften Charakter immer wieder neu gesetzt und damit unerreichbar ist und letztlich die zunehmende

gesellschaftliche Akzeptanz der Stigmatisierung vor allem von als übergewichtig Gekennzeichneten rechtfertigt (vgl. Adebahr/Lehmann 2017: 1). Die ›richtige‹ Lebensweise belohne nicht nur mit Gesundheit, sondern auch mit einem schönen, das heißt in der Logik der Ratgeber, jugendlichen und schlanken, Körper.

Während Mütter als Alleinverantwortliche Macht über die Entwicklung des Nachwuchses zu besitzen scheinen, werden sie gleichzeitig als unwissend und unverantwortlich Handelnde entmündigt. Die Annahme weiblicher Naivität und die damit einhergehende Belehrung und Ermahnung räsoniert mit der traditionellen Bevormundung von Frauen, die auf ein patriarchalisches Gesellschaftssystem fußt, das Frauen Naivität und einen minderwertigen Intellekt zuschreibt (vgl. Richardson 2015: 228). Die Darstellung der Eizelle in einem Ratgeber als »begehrte[s]« (Döll 2017: 94) Objekt spiegelt die Objektifizierung von Frauen in patriarchalen Gesellschaften wider. Gleichzeitig werden gesellschaftliche Faktoren auf biologische Phänomene übertragen, wenn die ›Aktivität‹ einer Samenzelle der ›Passivität‹ einer Eizelle gegenübergestellt wird (vgl. ebd.: 70). Die Bevormundung von Frauen in der westlich-europäischen Gesellschaft hat eine an verschiedenen Stellen belegte Historie (vgl. Braun 2009; Moscucci 1993; Showalter 1985). Metz-Becker beschreibt das in der Moderne daraus emergierende Geschlechterverhältnis folgendermaßen:

»Die Natur gebietet es, daß die unwissenschaftlich ›veranlagte‹ Frau das Verfügungsrecht über ihren eigenen Körper aufgibt und es dem männlichen Experten überläßt. Dieser beherrscht fortan das Terrain, womit auch die Definition des weiblichen Körpers und Geistes in die Hand der Männer gelangt war. Das von ihnen entwickelte Bild der weiblichen Natur schloß die Frauen aus allen wissenschaftlichen Zusammenhängen aus, nachdem man sie dem Theorem einer weiblichen Sonderanthropologie unterstellt hatte« (Metz-Becker 1997: 55).

Diese Sonderanthropologie fußt unter anderem auf einer Darwinistischen Fortpflanzungstheorie, die weibliche intellektuelle Unterlegenheit als Resultat der reproduktiven Spezialisierung verstand:

»[T]he ›womanly‹ traits of self-sacrifice and service so convenient for the comfort of a patriarchal society could be defended in evolutionary terms as essential for the survival and improvement of the race« (Showalter 1985: 122).

Dieses Geschlechterverständnis brachte weitreichende Konsequenzen für die gesellschaftliche Stellung der Frau mit sich, die zu Teilen bis heute wir-

ken, wie am Beispiel der Ratgeber zu sehen ist: Mutterschaft wurde als Essenz des Frau-Seins verstanden, zu der die Bewachung der familiären Gesundheit und im weiteren Sinne der gesamten Nation gehörte (vgl. Lupton 1995: 42). Mit dem sich im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelnden neuen Umgang mit Körper, Krankheit und Tod kam es zur Medikalisierung Schwangerer durch Staat, Justiz, Kirche und Wissenschaft.

In den Ratgebern wird durch essentialistische Annahmen über Mütterlichkeit eine biologische Natürlichkeit der verantwortungsvollen, umsorgten und interessierten Mutterrolle impliziert. Mit dem veränderten Frauenbild brachte das 18. Jahrhundert auch eine neue Qualität der Mutter-Kind-Beziehung mit sich. Die Kindheit erfuhr eine extreme Aufwertung (vgl. Metz-Becker 2016: 34).

»Was [im Bürgertum, M.R.] entstand, war [...] die sogenannte Kern- oder Kleinfamilie mit Mutter, Vater und Kindern, in der die Frau ausschließlich auf die Rolle der Hausfrau reduziert« (ebd.: 35),

sozial entmachtet und von Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten abgeschnitten wurde, begründet mit dem Argument der ›Natürlichkeit‹. Der Mutterliebe kommt dabei eine besondere Rolle zu, denn wie in keinem anderen Begriff erhält sich in diesem »die Sehnsucht nach unverfälschter Natur« (Schütze 1991: 6). Die Möglichkeit der Existenz anderer Betreuungspersonen wird nicht formuliert.

Die Ratgeber ziehen epigenetische Studien, etwa mit Tieren, als Belege für diese angeblich natürliche Verantwortungsrolle der Mutter heran. Das Problem der Übertragung von Studien mit Tieren auf menschliche Phänomene in epigenetischen Forschungen wird an verschiedenen Stellen besprochen (vgl. ebd.; Kenney/Müller 2017; Krall/Schmitz 2016; Richardson u.a. 2014). Kritisiert wird, wenn aus Tier-Studien Rückschlüsse auf menschliche mütterliche Fürsorgepraxen gezogen werden.

In *Unsere Ernährungsbiografie* wird eine vermeintliche nepalische Tradition aufgeführt, um die Bedeutsamkeit eines Ernährungsratschlags an Schwangere zu unterstreichen. Abgesehen davon, dass meine Recherchen diesen Brauch nicht verifizieren konnten[3], zeugt dieses Beispiel vielmehr von der hegemonialen, ›weißen‹ Position, von welcher aus der Autor über die ›Anderen‹ spricht. Das in den Postcolonial Studies entwickelte Konzept des *Othe-*

3 Selbst eine ethnografische Studie, die sich explizit mit Vitamin-A-Mangel Schwangerer in Nepal beschäftigt, erwähnt keine solche Tradition (vgl. Christian u.a. 1998).

ring beschreibt die Konstruktion eines ›Anderen‹ in Gegensatz zu einem hegemonialen ›Wir‹. Es handelt sich um einen »machtvollen Prozess des Different-Machens, der Ausgrenzung und der Hineinrufung in eine untergeordnete Position« (Riegel 2016: 54), der genutzt wird, um etwas ›Eigenes‹ zur vermeintlichen Norm und als Priorität zu setzen. Damit vergleichbar erklärt ein Ratgeber künstliche Fortpflanzungsmöglichkeit zur Anomalität. Einem auf Fortpflanzung ausgelegten heterosexuellen Geschlechtsverkehr wird künstliche Befruchtung als kindeswohlgefährdende Normabweichung entgegengestellt (vgl. Döll 2017: 94).

Überschriften wie »Stress während der Schwangerschaft – mitgefangen, mitgehangen« (ebd.: 90) implizieren das Bild eines Fötus, der dem mütterlichen Belieben ausgeliefert sei. Der mütterliche Körper wird in den Ratgebern zum »fötalen Umfeld« (Lemke 2012: 255) degradiert, das die Bedürfnisse des Embryos zu erfüllen hat. Dem Fötus wird der Status eines handlungsfähigen Subjekts zugeschrieben, das, wäre es nicht vom mütterlichen Körper ›gefangen‹, unabhängig von diesem sei. Auch Probleme im Erwachsenenalter werden auf die Mutter zurückgeführt. Die Ratgeber durchzieht in der vergeschlechtlichten Verantwortungszuschreibung und Kindszentrierung das, wovor Richardson u.a. warnen: Während die Rolle sozialer Faktoren außer Acht gelassen wird, rückt der Einfluss der Mutter auf den Fötus in den Vordergrund (vgl. Richardson u.a. 2014: 132). Ein Resultat dessen ist die verstärkte Regulierung und Kontrolle des weiblichen Körpers. »Don't blame the mothers« (Richardson u.a. 2014) – dieser Warnhinweis gilt auch für Ratgeberliteratur.

Schlussbetrachtung

In der Analyse der Ratgeberwerke wurde deutlich, dass Mütter und Schwangere dem Diktat des Optimierungsdiskurses zur Arbeit am Selbst in besonderem Maße unterstellt sind. Besonders die Zuschreibung von Verantwortung gegenüber den Nachkommen ist für den fortwährenden Handlungszwang zur Selbstoptimierung von Bedeutung. Hinter einer vermeintlichen mütterlichen Natürlichkeit, Verantwortung für sich und die Nachkommen zu übernehmen, verbirgt sich eine stark vergeschlechtlichte Norm. Hierbei bauen die Ratgeber auf einen Vererbungsbegriff auf, der sich auf die biologische heterosexuelle Fortpflanzung beruft.

Die Ratgeber gehen von Grund auf von selbstunternehmerischen Lesenden aus, die intrinsisch motiviert dazu sind, den größtmöglichen Nutzen als persönlichen und gesundheitlichen ›Profit‹ aus ihren Körpern zu ziehen und die die Privilegien besitzen, nach dieser Selbstverbesserung zu streben. In den untersuchten Werken manifestiert sich also die gesellschaftliche Auffassung eines als menschliches Kapital begriffenen Subjekts. Dieses Kapital besteht einerseits aus angeborenen, biologischen Eigenschaften, andererseits aus erworbenen, durch äußere Einflüsse wie Erziehung und Ausbildung beeinflussten Fähigkeiten (vgl. Lemke 1997: 250, zit. n. Junge 2008: 77). Innerhalb der neoliberalen Logik wird es zur individuellen Pflicht, sich des Eigenkapitals zunutze zu machen, sich zu pflegen und aufzuwerten.

Die Ratgeber stehen vor dem Hintergrund eines traditionellen Geschlechterrollenarrangements, das mit dem Beginn der Elternschaft die Vorstellung einer egalitären Paarbeziehung westlicher Industriestaaten deutlich unterläuft. Sie beruhen auf der epistemischen Überzeugung einer biologisch prädeterminierten Geschlechterdichotomie. Damit festigen sie hierarchisch besetzte Geschlechtsstereotype und schreiben normative Ideen – etwa zur heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit – fort. Indem die Ratgeber Frauen in Bezug auf medizinische und ernährungsphysiologische Faktoren bevormunden und Schwangere für die familiäre und gesellschaftliche Gesundheit und Entwicklung verantwortlich machen, setzen sie patriarchalische Prinzipien fort. Analog zur feministischen Kritik an epigenetischen Forschungen, werden auch in den Ratgebern Mütter zum »Ziel von Interventionen und Fokuspunkt von verstärkt biologisierten Verantwortungs- und Schulddiskursen« (Müller 2017: 13). Die Rolle von Vätern (oder anderen Betreuungspersonen) findet, wenn überhaupt, nur am Rande Erwähnung. Familienverhältnisse außerhalb einer heteronormativen Paarkonstellation kommen in den Ratgebern nicht vor und werden damit unsichtbar gemacht.

Die Autor*innen, die sich in den Ratgeberwerken in Abgrenzung von einer uninformierten Leser*innenschaft als erfahrene Expert*innen etablieren, erzeugen durch Verweise auf epigenetische Studienergebnisse Druck, den Anweisungen Folge zu leisten. Das Heranziehen naturwissenschaftlicher Erkenntnisse dient der Untermauerung des Behaupteten als neutrale, absolute Tatsachen. Der Einbezug kultureller Einflüsse wird verweigert.

Unbeantwortet bleibt die Frage, zu welchem Maß die in den Ratgebern proklamierte Verantwortung zur epigenetischen (Selbst-)Optimierung die Gesellschaft verändern wird und welche Konsequenzen sie beispielsweise für die Sozialpolitik haben könnte. Vereinzelte Stimmen problematisieren

den in epigenetischen Studien gegebenen Verantwortungsimperativ, der über das Ratgebergenre hinaus auch in den Medien oder in wissenschaftlichen Artikeln angeführt wird. Im Vergleich mit den zahlreichen kritischen Diskussionen zur Gendiagnostik fällt die Infragestellung vergleichsweise verhalten aus. Besonders die Erwartungen, die an schwangere Personen gestellt werden, sollten im Fokus einer (queer-)feministischen Diskussion stehen, um der zunehmenden Überwachung und Regulierung von Schwangeren vorzubeugen. Auch andere ethisch, rechtlich und gesellschaftlich relevante Fragen zur epigenetischen Forschung und ihrer öffentlichen Rezeption müssen Thema weiterer kritischer, interdisziplinär geführter Untersuchungen sein. Dies ist in einem zunehmend rechtspopulistischen Klima besonders wichtig, um deren gesellschaftsoptimierenden Auslese-Logik entgegenzuwirken, die möglicherweise durch die epigenetische Forschung und ihre populärwissenschaftliche Aufarbeitung gefestigt werden könnte. Analog zu bereits existierenden kommerziellen Angeboten von Genomanalysen bringen mögliche zukünftige Epigenomanalysen neue Sets an Daten hervor, die vom Individuum optimiert werden könnten. In einem immer mehr personalisierten Gesundheitssystem würden diese Daten die bestmögliche Form der Individualisierung darstellen. Es ist davon auszugehen, dass die durch Genom- und Epigenomanalysen generierten Daten sehr wertvoll für Unternehmen und andere Institutionen sind und sein werden. Gleichzeitig ist ein hohes Potenzial für Rassismen sowie andere Formen von Diskriminierung aufgrund einer vermeintlich objektiven Bestimmung des (Epi-)Genoms gegeben. Je mehr Faktoren mit bestimmten Genen oder epigenetischen Prozessen in Verbindung gebracht werden, desto lauter werden Fragen nach Behandlungs- oder Präventionsmethoden. Eugenische Überlegungen nach ›wünschenswerter‹ und ›weniger wünschenswerter‹ Reproduktion fußen auf diesen Fragen. Eine kritische Überprüfung des Gesundheitsziels ›sauberer‹ und ›funktionierender‹ Körper und der dazugehörigen Normierungsprozesse muss daher in die Forschung mit eingehen. In weiteren Arbeiten sollte dem hier nachgezeichneten Komplex aus Optimierungsimperativ, Verantwortungsanforderungen und Vergeschlechtlichungen über einen deutschsprachigen Kontext hinaus nachgegangen werden.

Literatur

Adebahr, Philip/Lehmann, Judith (2017), »Die soziale Akzeptanz von ›Fat Shaming‹ als Akt der Stigmatisierung von Übergewichtigen«, in: Stephan Lessenich (Hg.), *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016,* Bamberg, S. 1–12, https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/599/pdf_140

Badinter, Elisabeth (2010), *Der Konflikt. Die Frau und die Mutter,* München.

Biesalski, Hans Konrad (2017), *Unsere Ernährungsbiografie. Wer sie kennt, lebt gesünder,* München.

Christian, Parul/Bentley, Margaret E./Pradhan, Rajendra/West, Keith P. (1998), »An Ethnographic Study of Night Blindness ›Ratauni‹ Among Women in the Terai of Nepal«, in: *Social Science & Medicine,* J. 46, H. 7, S. 879–889.

Der Spiegel (2010a), »Der Sieg über die Gene. Klüger, gesünder, glücklicher. Wie wir unser Erbgut überlisten können«, in: *Der Spiegel 32,* 09.08.2010.

Der Spiegel (2010b), »Hausmitteilung«, in: *Der Spiegel 32,* 09.08.2010.

Döll, Michaela (2017), *Gute Gene sind kein Zufall. Mit Epigenetik das eigene Erbgut optimieren,* München.

Duttweiler, Stefanie (2008), »Erkenne dich selbst und finde dein Glück. Ratgeberliteratur als Anleitungen privater Selbstoptimierung«, in: *Interesse. Soziale Informationen,* Jg. 2, H. 4, S. 1–2.

Ehnis, Patrick (2008), »Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes«, in: Marburger Gender-Kolleg (Hg.), *Geschlecht, Macht, Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention,* Münster, S. 56–69.

Fach, Wolfgang (2004), »Selbstverantwortung«, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), *Glossar der Gegenwart,* Frankfurt/M., S. 228–235.

Foucault, Michel (2005), »Maschen der Macht, Bd. 4«, in: Daniel Defert/François Ewald (Hg.), *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV,* Frankfurt/M, S. 224–244.

Frick, Eckhard (2009), »Manipulierter Körper – verplante Seele? Psychoanalytische Überlegungen zum Menschenbild der Medizin unter besonderer Berücksichtigung der deutschsprachigen Literatur«, in: *European Journal of Mental Health,* Jg. 4, H. 2, S. 181–194.

Heimerdinger, Timo (2012), »Wem nützen Ratgeber? Zur alltagskulturellen Dimension einer populären Buchgattung, Bd. 1/2«, in: David Oels/Michael Schikowski (Hg.), *Ratgeber, Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen 7,* Hannover, S. 37–48.

Helmstetter, Rudolf (1999), »Guter Rat ist (un)modern. Die Ratlosigkeit der Moderne und ihre Ratgeber«, in: Gerhart von Gravenitz (Hg.), *Konzepte der Moderne (DFG-Symposion 1997),* Stuttgart, S. 147–172.

Junge, Torsten (2008*), Gouvernementalität der Wissensgesellschaft. Politik und Subjektivität unter dem Regime des Wissens,* Bielefeld.

Kenney, Martha/Müller, Ruth (2017), »Of Rats and Women. Narratives of Motherhood in Environmental Epigenetics«, in: *BioSocieties,* Jg. 12, H. 1, S. 23–46.

Krall, Lisa (2018), »Natur-Kultur-Verschränkungen und die Materie der Epigenetik«, in: *Open Gender Journal 2,* http://opengenderjournal.de/article/view/3, letzter Zugriff: 28.5.2018.

Krall, Lisa/Schmitz, Sigrid (2016), »Potenziale epigenetischer Forschung für das Konzept ›sex vs. gender‹«, in: *GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft,* Jg. 8, H. 2, S. 99–116.

Kuan, PF/Waszczuk MA/Kotov R/Marsit CJ/Guffanti G/Gonzalez A/Yang X/Koenen K/Bromet E/Luft BJ (2017), »An Epigenome-wide DNA Methylation Study of PTSD and Depression in World Trade Center Responders«, in: *Translational Psychiatry 7,* https://www.nature.com/articles/tp2017130, letzter Zugriff: 12.08.2020.

Lemke, Thomas (2008): »Gouvernementalität«, in: Clemens Kammler/Rolf Parr/Ulrich Johannes Schneider (Hg.), *Foucault-Handbuch. Leben, Werk, Wirkung,* Stuttgart, S. 260–263.

Lemke, Thomas (2012), »Die Regierung der Risiken. Von der Eugenik zur genetischen Gouvernementalität«, in: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.), *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen,* Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 1490, Frankfurt/M., S. 227–264.

Lupton, Deborah (1995*), The Imperative of Health. Public Health and the Regulated Body,* London/Thousand Oaks/New Delhi.

Messerli, Alfred (2010), »Zur Geschichte der Medien des Rates«, in: Peter-Paul Bänziger/Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/Annika Wellmann (Hg.), *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen,* Frankfurt/M., S. 30–57.

Metz-Becker, Marita (1997), *Der verwaltete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebärhäusern des frühen 19. Jahrhunderts,* Frankfurt.

Metz-Becker, Marita (2016), »Mythos Mutterschaft. Kulturhistorische Perspektiven auf den Frauenalltag des 18. und 19. Jahrhunderts«, in: Helga Krüger-Kirn/Marita Metz-Becker/Ingrid Rieken (Hg.), *Mutterbilder. Kulturhistorische, sozialpolitische und psychoanalytische Perspektiven, Forum Psychosozial,* Gießen, S. 19–44.

Moscucci, Ornella (1993), »The Science of Woman. Gynaecology and Gender in England, 1800-1929«, in: *Cambridge History of Medicine,* Cambridge.

Moser, Andrea (2010), *Kampfzone Geschlechterwissen. Kritische Analyse populärwissenschaftlicher Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit,* Wiesbaden.

Müller, Ruth (2017), »Der epigenetische Körper. Zwischen biosozialer Komplexität und Umweltdeterminismus«, in: *Open Gender Journal 1,* letzter Zugriff: 11.06.2020, http://opengenderjournal.de/article/view/17

Palm, Kerstin (2017), »Gene als Bioarchive sozialer Positionierungen? Gendertheoretische Betrachtungen neuer biologischer Embodiment-Theorien«, in: Heidrun Zettelbauer/Stefan Benedik/Nina Kontschieder/Käthe Sonnleitner (Hg.), *Ver-*

körperungen. Transdisziplinäre Analysen zu Geschlecht und Körper in der Geschichte/Embodiment. Transdisciplinary Explorations on Gender and Body in History, Göttingen, S. 65–85.

Richardson, Sarah S. (2015), »Maternal Bodies in the Postgenomic Order. Gender and the Explanatory Landscape of Epigenetics«, in: Sarah S. Richardson/Hallam Stevens (Hg.), *Postgenomics. Perspectives on Biology after the Genome,* Durham/London, S. 210–231.

Richardson, Sarah S./Daniels, Cynthia R./Gillman, Matthew W./Golden, Janet/Kukla, Rebecca/Kuzawa, Christopher/Rich-Edwards, Janet (2014), »Don't Blame the Mothers«, in: *Nature,* 512, H. 7513, S. 131–132.

Riegel, Christine (2016), *Bildung, Intersektionalität, Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen,* Bielefeld.

Sarasin, Philipp/Bänziger, Peter-Paul/Duttweiler, Stefanie/Wellmann, Annika (2010), »Einleitung«, in: Peter-Paul Bänziger/ Stefanie Duttweiler/Philipp Sarasin/ Annika Wellmann (Hg.), *Fragen Sie Dr. Sex! Ratgeberkommunikation und die mediale Konstruktion des Sexuellen,* Frankfurt/M., S. 9–22.

Schäufele, Eva (2015), *Genetik und Epigenetik. Der Schlüssel zu unserer Gesundheit,* Pittenhart.

Schiffmann, Insa (2018): »Gibt es Vererbung ohne DNA-Code?«, in: *ZEIT Online,* https://www.zeit.de/zeit-wissen/2018/02/genetik-dna-code-vererbung-jean-baptiste-de-lamarck/komplettansicht#info-dna-2-tab, letzter Zugriff: 06.12.2019.

Schuol, Sebastian (2017), *Das regulierte Gen. Implikationen der Epigenetik für Biophilosophie und Bioethik,* Freiburg/München.

Schuol, Sebastian/Seitz, Stefanie B. (2016), »Stand des öffentlichen Diskurses zur Epigenetik«, in: Reinhard Heil/Stefanie B. Seitz/Harald König/Jürgen Robienski (Hg.), *Epigenetik. Ethische, rechtliche und soziale Aspekte, Technikzukünfte, Wissenschaft und Gesellschaft / Futures of Technology, Science and Society,* Wiesbaden, S. 115–129.

Schütze, Yvonne (1991), »Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters ›Mutterliebe‹«, in: *Theorie und Praxis der Frauenforschung 3,* Bielefeld.

Showalter, Elaine (1985), »Nervous Women. Sex Roles and Sick Roles«, in: *The Female Malady,* New York, S. 121–144.

Strunz, Ulrich (2013), *Der Gen-Code. Das Geheimnis der Epigenetik. Wie wir mit Ernährung und Bewegung unsere Gene positiv beeinflussen können,* Lünen.

Strunz, Ulrich (2018), »Vita Dr. Strunz«, http://www.drstrunz.de/vita.php, letzter Zugriff: 06.12.2019.

Tretau, Alisa (Hg.) (2018), *Nicht nur Mütter waren schwanger. Unerhörte Perspektiven auf die vermeintlich natürlichste Sache der Welt,* Münster.

von Braun, Christina (2009), *Nicht ich. Logik, Lüge, Libido,* Berlin.

von Doussa, Henry/Power, Jennifer/Riggs, Damien (2015), »Imagining Parenthood. The Possibilities and Experiences of Parenthood Among Transgender People«, in: *Culture, Health & Sexuality,*17, H. 9, S. 1119–1131.

Weigel, Sigrid/Lux, Vanessa (2012), »Schwellenkunde zwischen Natur und Kultur. Wie die Epigenetik an disziplinären Grenzziehungen rüttelt«, in: *Rotary Magazin* 2, S. 48–49.

Weintraub, Pam (2018), »How the Sufferings of One Generation Are Passed on to the Next«, https://aeon.co/essays/how-the-sufferings-of-one-generation-are-passed-on-to-the-next, letzter Zugriff: 06.12.2019.

Weiss, Rick (1995), »Are We More Than the Sum of Our Genes?«, in: *The Washington Post,* https://www.washingtonpost.com/archive/lifestyle/wellness/1995/10/03/are-we-more-than-the-sum-of-our-genes/05712ddd-87de-4830-919e-e409895d757a, letzter Zugriff: 06.12.2019.

Yehuda R/Daskalakis, NP/Lehrner A/Desarnaud F/Bader HN/Makotkine I/Flory JD/Bierer LM/Meaney MJ (2014), »Influences of Maternal and Paternal PTSD on Epigenetic Regulation of the Glucocorticoid Receptor Gene in Holocaust Survivor Offspring«, in: *American Journal of Psychiatry,* J. 171, H. 8, S. 872–880.

Zeh, Jana (2013), »Krebs muss kein Schicksal sein«, https://www.n-tv.de/leute/buecher/Krebs-muss-kein-Schicksal-sein-article10045326.html, letzter Zugriff: 06.12.2019.

Zehetner, Bettina (2012*), Krankheit und Geschlecht. Feministische Philosophie und psychosoziale Beratung,* Wien.

Dr. habil kinderlos – Wissenschaftlerinnen in Zeitungsartikeln

Christiana Bers

Normierung von akademischen Karrieren in der medialen Darstellung

»Wir haben kein Modell für das Erscheinungsbild einer mächtigen Frau, außer dass sie ziemlich männlich aussieht. Die standardmäßigen Hosenanzüge oder zumindest Hosen, die so viele führende Politikerinnen von Angela Merkel bis Hillary Clinton tragen, mögen bequem und praktisch sein. Sie mögen die Weigerung signalisieren zur Modepuppe zu werden, ein Schicksal, das so vielen Ehefrauen von Politkern nicht erspart bleibt. Sie sind jedoch auch [...] eine simple Taktik, um das Weibliche männlicher wirken zu lassen und besser an die Rolle der Macht anzupassen« (Bread 2018: 57).

Aus dem Zitat, das zum einen auf Modelle weiblicher Macht eingeht und in dem zum anderen festgelegt wird, was als weiblich gelesen wird und was nicht, lassen sich zwei Fragerichtungen und Probleme ableiten, denen man sich stellen muss, möchte man sich mit weiblichen Karrieren und ihren Darstellungen in den Medien befassen. Einerseits die Frage danach, was weibliche Karrieren sein sollen und sind. Hieran schließt die Frage und zugleich das Problem an, was man ausschließt, wenn man die Beschreibungen weiblicher Karrieren untersucht und aus dieser Analyse Beschreibungsformen von ›weiblichen‹ Karrieren in dem analysierten Material herausarbeitet und zugleich verfestigt. Der Ausschluss erfolgt schon allein dadurch, dass man selbst den Rahmen dessen festlegt, was als Beschreibung von weiblichen Karrieren gelesen wird. Andererseits zeigt sich im oben erwähnten Zitat das Spannungsverhältnis von Sein und Sollen – die Autorin sucht Modelle der Macht, die nicht männlich konnotiert sind. Die Identifikation der ›männlichen Macht‹ beschneidet aber gleichermaßen die Eigenmächtigkeit der Akteurinnen, indem sie ihnen zuschreibt, sich gemäß männlichen Bildern von Macht zu verhalten. Hier schließt demnach die Frage danach an, wer das ›Andere‹ in den Modellen von Macht ›wie‹ festlegt und wie viel anders es sein muss, um nicht als Kopie der männlichen Bilder wahrgenommen zu werden.

Zusammenfassend stellt sich also die Frage: Wie kann man Karrieren beschreiben und untersuchen, ohne gängige Stereotypen zu reproduzieren?

Der Beitrag versucht, ausgehend von dieser Ambivalenz – in der Analyse die Kategorien weiblich/männlich zu nutzen, die gleichzeitig diskursiv hinterfragt werden sollen – die mediale Reproduktion gesellschaftlicher Normen in Bezug auf weibliche Karrieren in den Hochschulen zu analysieren. Neben der Frage, was über Frauen in der Wissenschaft von wem geschrieben wird, wird vor allem das ›Wie‹ medialer Repräsentation in den Fokus gestellt.

Die Darstellung der gegenwärtigen Universität in den Medien sowie die dadurch reproduzierte akademische Praxis sind durch spezifische Spannungsfelder geprägt. Es kann gezeigt werden, dass der untersuchte printmediale Diskurs männlich geprägt ist[1] und die Thematisierung von Geschlecht einer hegemonialen Logik folgt, die erstens durch die Selektion der sprechenden Subjekte (vgl. Foucault 1997 [1972]: 26) gegeben ist. Zweitens werden hegemoniale Strukturen dadurch deutlich, dass das Schreiben über geschlechtsspezifische Ungleichheit (scheinbar) spezifischer Rechtfertigungsfiguren bedarf, die wiederum auf die Machtverhältnisse im Diskurs verweisen. Neben expliziten Thematisierungen von ›weiblichen‹ Karrieren, das heißt Artikeln, die explizit Frau-Sein in der Wissenschaft thematisieren, lassen sich Narrative herausarbeiten, die Karriereverläufe normieren, indem sie besondere Karrieren von Wissenschaftlerinnen nachzeichnen und als erfolgreich darstellen. Hier wird ebenfalls deutlich: Narrative zu wissenschaftlichen Karrieren jenseits der Thematisierung von Geschlecht gibt es nur für Wissenschaftler – für Wissenschaftlerinnen gilt es sich immer auch zum Frau-Sein in der Wissenschaft zu positionieren. Perspektiven, die das Konzept der Intersektionalität als mögliches Forschungsparadigma (vgl. Knapp 2008) berücksichtigen, fehlen gänzlich.

Zunächst soll eine Beschreibung der Artikel, der Autor*innen und ihrer Position im öffentlichen Diskurs eine Einordnung danach ermöglichen, wer wie über das Thema ›Geschlecht und Wissenschaftskarrieren‹ in Printmedien schreibt. Auch werden die untersuchten Printmedien in Hinblick auf ihre spezifische (antizipierte) Adressat*innengruppe und die an diese gebundene Rhetorik in der Analyse berücksichtigt. Im Folgenden werden besondere Spannungsfelder eröffnet, die sich aus der qualitativen Analyse von Zeitungsartikeln ergeben und auf (problematische) Beschreibungsformen

---

1 Zur Verteilung der Autor*innenschaft in den Medien siehe »Beschreibung des Was von wem – Positionen im Diskurs« in diesem Artikel.

weiblicher Wissenschaftskarrieren eingehen. In einem weiteren Schritt werden die Legitimierungsdiskurse dargestellt, die auftreten, sobald weibliche Karriereverläufe thematisiert werden. Im Fazit sollen dann Fragen angerissen werden, die sich aus der Darstellung ableiten und auf zwei Ebenen angesiedelt sind: (1) Fragen, die sich mit der Normierung durch den medialen Diskurs befassen, und (2) solche, die der (Un)Möglichkeit einer Reproduktion von Geschlechterstereotypen bei gleichzeitiger Thematisierung von Ungleichheit nachgehen.

Die Analyse geht von drei Annahmen der wissenssoziologischen Diskursanalyse aus: (1) Der mediale Diskurs wird als in Wechselwirkung mit der sozialen Wirklichkeit stehend verstanden. Es wird davon ausgegangen, dass »alles, was wir wahrnehmen, erfahren, spüren, über sozial konstruiertes, typisiertes, in unterschiedlichen Graden als legitim anerkanntes und objektiviertes Wissen (Bedeutung, Deutungs- und Handlungsschemata) vermittelt wird« (Keller 2011: 59). Die Darstellung der Hochschule und ihrer Strukturen steht damit nicht für sich, sondern lässt Aussagen über die soziale Wirklichkeit und die Reproduktion von Machtverhältnissen in diesem Feld zu. Außerdem wird davon ausgegangen, dass (2) der mediale Diskurs von der Ordnung der Subjekte geprägt ist, das heißt der Diskurs unterliegt einer Selektion der sprechenden Subjekte (vgl. Foucault 1997 [1972]: 26). In diesem Fall bedeutet dies, dass es nicht zufällig ist, wer zu welchem Thema in welchem Printmedium zu Wort kommt. Zuletzt ist die Analyse (3) geprägt von einer doppelten Fragerichtung, bei der neben dem ›Was‹ in den Argumentationen auch das ›Wie‹ befragt wird (vgl. Keller 2011: 93).

Beschreibung des Korpus

Die Untersuchung nimmt Ausgang in einer Forschungsarbeit zur Darstellung der Universität als Ort der Forschung und Lehre seit 1999 in zwei unterschiedlichen Printmedien, die zum einen eine Außen- und zum anderen eine Innenperspektive auf die Universität anbieten (vgl. Bers 2018a). Die Universität als Raum an dem Forschung betrieben wird, Studierenden ausgebildet und Karrieren begonnen und fortgeführt werden, ist in ihren vielfältigen Funktion, aber auch in Bezug auf die ihr inhärenten Widersprüchlichkeiten und Narrativen von Interesse, sowohl aus einer gesellschaftlichen

Perspektive auf die Wissenschaft- und Ausbildungsinstitution als auch aus der wissenschaftsreflexiven Beobachter*innenposition.

Die Innenperspektive, aus der Universitätsangehörige über die Universität schreiben, wird anhand der Zeitschrift *Forschung & Lehre* untersucht. In dieser Zeitschrift schreiben neben einigen Redakteur*innen vor allem Hochschullehrer*innen. Zur Leser*innenschaft gibt die Zeitschrift folgende Auskunft: »Forschung & Lehre wird von Universitätsprofessoren, Wissenschaftlern, dem wissenschaftlichen Nachwuchs, Journalisten und Entscheidungsträgern in Politik und Wirtschaft gelesen.« (Forschung & Lehre 2019) Weiter wird in den Mediadaten darauf verwiesen, dass die Leser*innen der Zeitschrift weit über dem Bildungsstand der Gesellschaft liegen und wesentliche Meinungsmultiplikator*innen der Gesellschaft erreichen würden (vgl. *Forschung & Lehre* 2019: 5). Fasst man zusammen, schreiben in der Zeitschrift *Forschung & Lehre* Professor*innen für Professor*innen und kommentieren die Universität aus ihrer Perspektive. Begreift man diese Aussagen zur Leser*innenschaft jenseits von ihrer Aufgabe, Werbekund*innen anzulocken, auch als Positionierung der Leser*innenschaft, tritt eine Adressierungslogik auf, die die Leser*innen als machtvolle und auch elitäre Gemeinschaft in der Gesellschaft zeichnet. Diesem Medium wird die Wochenzeitung *Die ZEIT* zur Seite gestellt. Diese hat sich aus zwei Gründen für die Analyse angeboten. Zum einen ist die Adressat*innengruppe der Wochenzeitung *Die ZEIT* ebenfalls ein (angehendes) akademisches Publikum. »41 % der ZEIT-Leser sind zwischen 20 und 49 Jahre alt. 67 % haben Abitur oder einen Hochschulabschluss.« (Die ZEIT 2019: 5) Das heißt, die Darstellungen der Universität werden auch hier von Personen, die zumindest einen potentiellen Zugang zu dieser Institution oder ein potentielles Interesse an dieser haben – da sie selbst Teil des Ausbildungs- und Forschungsbetriebes sind, waren oder werden könnten – gelesen. Zum anderen sprechen zwei inhaltliche Argumente für *Die ZEIT*. Eine Wochenzeitung bietet im Vergleich zu einer Tageszeitung Artikel an, die einen stark meinungsbildenden Charakter haben, das heißt, neben dem Anspruch tagesaktuelle Informationen anzubieten, tritt der Anspruch in längeren, argumentativ ausgearbeiteten Darstellungen, Themen zu bearbeiten. Des Weiteren verfügt die Wochenzeitung *Die ZEIT* mit den Ressorts Wissen

und Chancen[2] über zwei Ressorts, in denen Themen der Hochschule und Wissenschaft fest verankert sind.

Aus beiden systematisch untersuchten Medien wurden alle Artikel analysiert, die über die Aufgaben und Ziele der Universität sprechen und dabei die Universität in mindestens einem Satz mit Attributen wie Forschung und Lehre, wissenschaftliches Studium oder forschendes Lernen beschreiben.[3] Neben einer quantitativen Auszählung, die einen Überblick zu den Artikeln anbietet – ›Wer schreibt‹ – wird vor allem das ›Wie‹ des Sprechens in den Blick genommen.

Zur Methode

Alle Artikel wurden mit der Analysesoftware MaxQDA nach Richtlinien der qualitativen Datenanalyse untersucht (vgl. Kuckartz 2010). Hierbei wurden in den vorliegenden Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln Textsegmente markiert und interpretiert, die Aussagen zu Frauen in Hochschulen treffen. Die gefundenen Textstellen wurden dann als thematische Codes verstanden, das heißt als Verweis darauf, dass an einer bestimmten Stelle zu einem bestimmten Thema, Argument oder Phänomen etwas zu finden ist (vgl. Kuckartz 2010: 61). Aus diesen Textsegmenten ergaben sich dann in der weiteren Analyse weitere Schlagworte und Begriffe, nach denen das Korpus durchsucht wurde. Insgesamt lässt sich das methodische Vorgehen im Sinne der regelgeleiteten Inhaltsanalyse als ein Prozess sich immer wiederholender Schritte von Einzelanalyse, generalisierender Analyse und Kontrollphasen (vgl. ebd.: 109) erklären. Zu jedem Artikel wurden verschiedene Textvariablen erhoben, die die Texte beschreiben, beispielsweise in Hinblick auf die Autor*innenschaft, das Jahr der Veröffentlichung und die Position der Sprecher*innen im Diskurs nach Bildungsabschluss und Angehörigkeit zur Universität. Hier knüpfen auch die bereits genannten wissenssoziologischen Prämissen der Untersuchung an.

2 Im Zuge einer Umstrukturierung der ZEIT hat sich im Jahr 2019 die Ressortverteilung geändert, sodass aus Chancen und Wissen als eigenständige Ressorts Wissen I und Wissen II geworden sind (vgl. Hartung/Sentker 2019).

3 Zum Auswahlprozess vgl. Bers 2018a: 58.

Beschreibung des ›Wer schreibt‹ – Positionen im Diskurs

Betrachtet man die Verteilung der Autor*innenschaft wird deutlich, dass die Sprecher*innen im Diskurs meist männlich sind. Die Autor*innenschaft der 1.582 erfassten und von insgesamt 878 Autor*innen verfassten Artikel teilt sich folgendermaßen auf: Von 878 Autor*innen sind 579 Männer, 142 Frauen. Hinzukommen 61 rein männliche Autorenkollektive, 15 rein weibliche und 53 gemischte Kollektive. Außerdem sind 28 Autor*innen darunter, die nicht bestimmt werden können, da es sich um Stellungnahmen und Positionspapiere von Gruppen handelt, bspw. Positionspapiere des Deutschen Hochschulverbandes. Da für die vorliegende Analyse noch einmal einige Jahrgänge nacherhoben wurden (2015–2019), kann zumindest eine Verschiebung in der Autor*innenschaft wahrgenommen werden. Während in den ersten 15 Jahrgängen Autoren (männlich gelesene Verfasser) in Alleinautorenschaft mit 71 Prozent der von diesen verfassten Artikeln dominieren, stellen diese in den Jahrgängen von 2015 bis 2019 nur noch knapp die Hälfte aller Artikel. Der Anteil der Autorinnen steigt von 14 Prozent auf 21 Prozent. Insbesondere treten aber vermehrt Autor*innenkollektive auf. Auch auf die Zeitschriften verteilen sich die Frauen- und Männeranteile unterschiedlich. Blickt man noch auf die interviewten Personen, kann ausgesagt werden, dass in über 70 Prozent der geführten Interviews (184 Interviewkonstellationen) ausschließlich Männer zu Wort kommen, in zehn Prozent ausschließlich Frauen und die restlichen Interviews mit gemischten Gruppen geführt wurden. Auch konnte in einer Auszählung, die sich allerdings ausschließlich auf die Jahrgänge bis 2015 bezieht, festgestellt werden, dass in der Zeitschrift *Forschung & Lehre* Frauen häufig in Autor*innenkollektiven zu Wort kommen, wenn sie eigene Qualifikationsarbeiten vorstellen (dann mit anderen Mitarbeiter*innen oder der Projektgruppenleitung). Diese Texte sind dann auch, anders als die meisten Texte in der Zeitschrift, eher deskriptiv verfasst. Hier positionieren sich also Nachwuchswissenschaftler*innen als Wissenschaftler*innen, die ihre Ergebnisse darlegen, während die Mehrzahl der Professoren, die in dieser Zeitschrift schreiben, meinungsbetonte Artikel verfassen, die Statements zu einem hochschul(politischen) Thema enthalten (vgl. Bers 2018a: 170f.). Zieht man in Betracht, dass in der untersuchten Zeitschrift vor allem Professor*innen für Professor*innen schreiben, ist der Aspekt, dass, wenn Mitarbeiterinnen zu Wort kommen, diese ihre Forschung vorstellen von besonderer Relevanz. Während die Professor*innen aus ihrer Erfahrung berichten und ohne

Rückgriff auf Daten oder Forschungsergebnisse über das universitäre System urteilen, dieses kritisieren und reflektieren, scheint eine Auseinandersetzung der Mitarbeiter*innen nur als Wissenschaftler*innen möglich, das heißt, sie müssen sich der Autorität der Wissenschaft bedienen und ihre Position durch das Anwenden wissenschaftlicher Praktiken legitimieren. Diese These kann auch durch Ergebnisse einer Studie, die auf dem gleichen Korpus beruht, unterstützt werden. In der Studie wird untersucht, welche Positionen Erziehungswissenschaftler*innen im Diskurs zur Universität einnehmen, ob sie auf wissenschaftliche Argumentationsweisen zurückgreifen und ob sie als Fachexpert*innen für die Bildungsinstitution Universität auftreten. Es zeigt sich, dass selbst wenn Fachwissenschaftler (im untersuchten Fall Erziehungswissenschaftler und Männer) als Fachexperten sprechen, diese häufig auf Überzeugungsstrategien zurückgreifen, die keine wissenschaftlichen Argumentationen vermuten lassen (vgl. Bers 2018b). So werden zum Beispiel Autoritätsargumente, die auf prominente Philosophen verweisen, oder eigene Erfahrungen zur Plausibilisierung verwendet (vgl. Bers 2018b: 57f.).

In der Wochenzeitung *Die ZEIT* zeichnet sich ein etwas anderes Bild: Das Sprechen von Redakteurinnen und Redakteuren unterscheidet sich nicht hinsichtlich der Themen. Auch werden hier mehr Interviews mit Frauen in (bildungs-)politisch zentralen Positionen wie Anette Schavan oder Magarete Wintermantel geführt. Allerdings findet sich auch hier eine Auseinandersetzung zwischen einem Redakteur und einer Redakteurin, in der die Redakteurin als Fürsprecherin für feministische Positionen auftritt und ebenfalls nicht auf Erfahrung oder Polemik zurückgreift, wenn sie auf eine Polemik des Autors antwortet: »Ich halte mich lieber an die besseren Argumente. Hab' gerade ergoogelt, dass sich Nachweise für die ›Studierenden‹ schon in Dokumenten des 19. Jahrhunderts finden!« (Scholz/Kerstan 2016: 62)

Verlässt man nun die Beschreibungsebene der Sprecher*innenpositionen und konzentriert sich auf die Aussagen, lassen sich zwei analyseleitende Fragen unterscheiden. Zum einen: Was sagen als weiblich gelesene Personen aus, wenn sie sprechen und worüber sprechen sie? Zum anderen: Wie werden weibliche Karrieren beschrieben und wer beschreibt diese?

Weibliche Stimmen – ›Wann‹ treten Frauen als Sprecherinnen auf?

Die Historikerin Mary Bread schreibt in dem von ihr als Manifest bezeichneten Buch *Frauen und Macht* (2018) über die Möglichkeiten von Frauen in der klassischen Antike öffentlich zu Wort zu kommen, dass es lediglich zwei Formen des legitimen Sprechens gab: (1) als Opfer oder Märtyrerin und (2) um Interessen der Frauen zu schützen und somit als Fürsprecherinnen für ihre Gruppe aufzutreten (vgl. Bread 2018: 22). Im Folgenden verweist die Autorin immer wieder darauf, dass sich diese Muster auch heute noch finden und inwiefern es für Frauen immer noch einfacher sei, ihre Stimme im Bereich der weiblichen Partikularinteresse, das heißt für Belange, die als explizite Fragen und Probleme aus der Perspektive von Frauen gelabelt sind, zu erheben, statt als Expertin für andere Themen gehört zu werden. Im analysierten Korpus verhält es sich ähnlich. Frauen kommen vor allem dort zu Wort, wo sie über ihre Erfahrungen im System berichten oder für bestimmte gruppenspezifische Belange eintreten. Es finden sich nur relativ wenige Artikel, in denen Frauen als Beobachterinnen des Wissenschafts- und Lehrsystems auftreten ohne entweder eine ausgewiesene Expertise im Bereich des von ihnen beschrieben Themenfeldes zu haben (beispielsweise Hochschulforscherin zu sein) oder aus eigener Erfahrung als Fürsprecherinnen etwa für die Gruppe der Frauen in der Wissenschaft aufzutreten. In manchen von Frauen verfassten Artikeln werden zwar keine frauenpolitischen Themen verhandelt, dann finden sich aber meist andere Themen für die diese eintreten, wie beispielsweise eine Wissenschaftlerin mit biographischen Bezügen in der Türkei, die für eine Gruppe von türkischen Wissenschaftler*innen spricht (vgl. Dizdar 2016: 126ff.). Eine weitere Besonderheit ist, dass es einige wenige Frauen gibt, die immer wieder als Autorinnen auftreten. Diese haben dann aber besondere Positionen inne. Sie sind beispielweise (Vize-)Präsidentinnen oder Rektorinnen von Hochschulen. Auch hier tauchen häufig Fragen zur eigenen Karriere auf oder es werden gleichstellungspolitische Themen angesprochen:

»Forschung & Lehre: Könnte man – zugespitzt – sagen, dass Sie Ihr Amt als Präsidentin der Universität der Bundeswehr München im Jahr 2005 der damals tätigen Frauenbeauftragten zu verdanken haben?

Merith Niehuss: Das kann man zugespitzt so sagen. Wenn die damalige Frauenbeauftragte mich nicht so explizit aufgefordert hätte und stattdessen neutral gewesen

wäre, hätte ich mich möglicherweise nicht beworben. Es gab scharfe Konkurrenz« (Niehuss/Müller 2019: 332).

Hier wird deutlich, inwiefern die Sprecherinnen doppelt adressiert werden: In ihrer Funktionsrolle als Wissenschaftlerin oder hier Präsidentin einer Universität und als Frau. Schon in der Fragepraxis wird bereits eine Rollenzuschreibung vorgenommen, die sich darin manifestiert, dass man als Frau auch immer das Frau-Sein selbst mitbespricht. Diese Doppeladressierung verweist auf eine Besonderheit im Sprechen, die im Folgenden noch näher ausgeführt wird: Frau im Wissenschaftssystem zu sein bedeutet – anders als bei Männern im Wissenschaftssystem – auch immer als Stellvertreterin für diese Gruppe ansprechbar zu sein bzw. für die Belange dieser Gruppe einzutreten.

Insgesamt sind eine Vielzahl der Artikel, in den Wissenschaftlerinnen interviewt werden oder die von diesen verfasst sind, geprägt davon, über Karrierewege zu sprechen, die eigene Geschichte darzulegen oder als besonderes Beispiel hervorzustechen.

Eine Kategorie an Artikeln bilden Interviews mit Frauen in Funktionsrollen. In diesen Fällen wird das Weiblich-Sein manchmal dethematisiert. Dann rückt ausschließlich die Funktionsrolle in das Zentrum der Betrachtung. Dies geschieht aber nur selten und bei Frauen, die in gehobenen Positionen sind und zu Entscheidungen und politischen Vorgehen befragt werden.

Nach der kurzen Überschau der Formen, wann Frauen in Sprecherinnenpositionen sind, soll nun dargelegt werden, was über weibliche Karrieren gesprochen wird, wenn diese in den untersuchten Fällen thematisiert werden.

Sprechen ›über‹ weibliche Wissenschaftskarrieren – ›Was‹ wird ausgesagt?

Nimmt man die Aussagen zu weiblichen Karrieren in der Wissenschaft in den Blick, kann zunächst festgestellt werden, dass sich diese auf zwei unterschiedlichen Ebenen bewegen. So wird entweder über individuelle Erfahrungen gesprochen oder auf einer sehr abstrakten Ebene über Strukturen und Förderprogramme. Insgesamt lässt sich erkennen, dass gerade der Verweis auf konkrete Zahlen, meist der Vergleich zwischen Professuren, die mit

Männern und solchen, die mit Frauen besetzt sind, immer und immer wieder auftauchen. Hier wird auf Statistiken verwiesen, um dann kundig über das Thema sprechen zu können. Gleichzeitig ist auffällig, dass die statistisch beschreibbare Sachlage zwar häufig dieselbe ist, sich allerdings Unterschiede darin finden, wie diese Fakten für die Argumentation genutzt werden – entweder zur Bewerbung von Quoten, zu ihrer Ablehnung, zum Beleg, dass es sich um einen Aufwärtstrend handelt, aber auch, um die Frage danach zu stellen, ob die Veränderungen nicht noch etwas schneller herbeizuführen seien. Um nur ein Beispiel zu nennen:

»Die Anstrengungen der ›Offensive für Chancengleichheit‹ der Wissenschaftsorganisationen und staatlichen Förderprogramme haben seit 2006 ein Wachstum der Frauenanteile auf Professorenebene von 0,7 Prozent pro Jahr erreicht. Es dauert also noch zwei Generationen zum Gleichstand. Geht da nicht mehr?« (Boetius 2015: 74)

Einer Vielzahl von Texten, die mindestens eine Aussage dazu machen, was es bedeutet, eine Frau im Wissenschaftssystem zu sein (46 von 152 Artikeln), beziehen sich in ihrer Argumentation demnach auf quantitative Daten, um die Thematisierung von Missständen zu legitimieren. Neben dieser Ähnlichkeit von Artikeln im gesamten Untersuchungszeitraum werden Argumentationslinien sichtbar, die entweder individuelle Erfahrungen (in Selbst- und Fremdbeschreibungen) thematisieren oder solche, die sich mit den Strukturen auseinandersetzen und Förderprogramme für Frauen in der Wissenschaft besprechen.

Individuelle Erfahrungen (Eigene Erzählung und Fremdbeschreibung)

Das Sprechen von Frauen über ihre Karrieren, beispielsweise in Interviews, bezieht sich meist ausgehend von individuellen Erfahrungen auf das Wissenschaftssystem. In diesen Beschreibungen wird (a) überwiegend eine Differenz konstruiert, die eine ›Männerwelt‹ im Wissenschaftssystem von einer ›weiblichen Welt‹ jenseits der Wissenschaft trennt. Auch wird (b) das Wort an die nachfolgende Generation an Wissenschaftler*innen gerichtet und diesen Tipps oder Verhaltenshinweise gegeben.

Gerade dort, wo Forscherinnen interviewt werden, treten individuelle Beschreibungen von weiblichen Karrieren auf, die an bestimmte Vorstellungen auf Seiten der Interviewenden und Positionen der Interviewten gekoppelt sind. So wird häufig eine Gruppendifferenz konstruiert (Männerwelt), die bestimmte Eigenschaften zu haben scheint und deren Regeln der Frau fremd zu sein scheinen.

»ZEIT: Fühlen Sie sich als Frau in dieser – immer noch – Männerwelt eigentlich als Exotin?

Niehuss: Überhaupt nicht. Schon als ich 1994 als Professorin hierherkam, wurde ich voll und ganz akzeptiert« (Niehuss/Etscheit 2006: 89).

Die Antwort der Befragten ist meist nicht verwunderlich, da sie ja bereits ihren Platz in dieser Gemeinschaft gefunden haben und das System retrospektiv nicht mehr in Frage gestellt wird, gegebenenfalls auch um die eigene Position nicht zu gefährden. Es lassen sich unterschiedliche Reaktionen auf diese Art von Fragen herausarbeiten, die ebenfalls individuelle und nicht strukturelle Lösungsstrategien anbieten. So findet sich die Übernahme der Trennung der männlichen und der weiblichen Sphäre als Strategie und die Betonung der eigenen ›Andersartigkeit‹ zur Sphäre der Frauen:

»Ich habe mich mehr für Sachen interessiert als die anderen Mädchen, die mehr an Leuten interessiert waren. Dadurch fand ich selten jemanden, mit dem ich über meine Leidenschaft für Pflanzen, Tiere und die Natur reden konnte. Ich war oft in Gedanken, habe im Garten alle Pflanzen gekannt, hatte auch ein Mikroskop und war gefesselt von meinen Beobachtungen und meinen Büchern. Mit dieser extremen Neigung war ich eine Ausnahmeerscheinung. Ich wäre unglücklich geworden, wenn ich nicht Wissenschaftlerin hätte werden können. Aber ich kenne wenige Frauen, die dafür Verständnis haben« (Nüsslein-Volhard/Otto 2015: 73).

Neben dem bereits dargelegten ist hier interessant, dass das eigene Fortkommen an die Leidenschaft für die Sache und die Forschung gekoppelt wird, ebenfalls ein klassisches Motiv in der Beschreibung von Wissenschaft. Berufung statt Beruf und Leidenschaft statt Arbeit.[4]

---

4 Die Annahme, dass Wissenschaftler*in zu sein mehr Berufung als Beruf sei, wird als Narrativ immer wieder reproduziert. Was sich bei Max Weber (vgl. 1919: 474–511) findet, setzt sich bis in den heutigen Diskurs fort. In den vorliegenden Medien konnte dieses Narrativ ebenso identifiziert werden (vgl. Bers 2018a: 409), wie es auch in aktuellen empirischen Studien (vgl. Beaufaÿs 2015: 40–59) als Narration bestätigt wird. Einen Überblick zu Studien und Ergebnissen die sich mit der Beschreibung der Wissenschaft als Lebensform auseinandersetzen, findet man auch bei Trübswetter (vgl. 2017: 74–76), wenn die Autorin auf die soziokulturellen Hemmnisse in weiblichen Karrieren eingeht.

Eine weitere Position kann zusammengefasst werden mit: ›Ich als Wissenschaftlerin sage euch – setzt euch durch!‹ Diese Beschreibung ist häufig zu finden und richtet sich in einem Imperativ an nachfolgende Generationen von Wissenschaftlerinnen. In diesem wird zunächst das strukturelle Problem benannt, um dann aber auch den individuellen Anteil von Frauen zu betonen. Die Aussagen rangieren von impliziten Abwertungen durch Beschreibung des unterstellten Wesens der jungen Wissenschaftlerinnen wie »Seid nicht so zimperlich. Setzt euch durch« (Niehuss/Otto 2015: 73), bis hin zu Aufforderung, dass »Frauen [...] die Welt in Kenntnis setzen [müssen], dass es sie gibt« (Scholz 2017: 69) oder das junge Wissenschaftlerinnen bestimmte Dinge »einfach mal machen« müssen (Beisiegel/Scholz 2017: 72).

Eine weitere gängige Erzählung ist die, die Vorbildern eine zentrale Rolle im Karriereverlauf zuschreibt. Diejenigen, die eine Position im System eingenommen haben und als erfolgreiche Wissenschaftlerinnen wahrgenommen werden betonen, dass sie selbst eben solche gehabt hätten. So betont Aleida Assmann, dass ihre Mutter ihr Vorbild gewesen sei (vgl. Assmann u.a. 2018: 59) und auch die ehemalige Präsidentin der Universität Göttingen, Ulrike Beisiegel, verweist auf die Notwendigkeit von Vorbildern (vgl. Beisiegel/Scholz 2017: 72). Diese Argumentation bildet dann häufig eine Brücke, um strukturelle Veränderungen und politische Programme in den Blick zu nehmen. Vorbildern wird eine zentrale Rolle auch in der strukturellen Gleichstellungarbeit zugewiesen:

»ZEIT: Wie wollen Sie sich in München für Frauen in der Forschung engagieren?

Gaul: Im Rahmen der Exzellenzinitiative gibt es ein Förderprogramm an der LMU, woran ich mich beteiligen werde. Am wichtigsten ist dabei konkrete Mentorenarbeit.

ZEIT: Was heißt das?

Gaul: Na ja, dass man mit den Frauen über alles redet – über die Wissenschaft und darüber, wie man sich selbst präsentiert. Das geht besser, wenn man selbst eine Frau ist. Ich kann leichter sagen: Hör mal, ich sehe da ein Problem.

ZEIT: Welche Probleme sehen Sie denn?

Gaul: Junge Frauen sind oft unsicher und passen sich zu schnell an. Sie müssen lernen, unabhängiger zu werden. Oft reagieren sie auf Kritik zu empfindlich. Dann sage ich: ›Guck doch erst mal, ob das überhaupt stimmt‹« (Meng u.a. 2009: 73).

Frauen treten in diesen Argumentationen nicht nur als Fürsprecherinnen für ihre Gruppe auf, sondern ebenso als legitime Kritikerinnen am Verhalten von anderen, deren Ähnlichkeit zu ihnen wiederum im Frau-Sein liegt. Die

Vorbilder sind dann nicht nur Vorbilder, von denen sich die jungen Wissenschaftlerinnen abschauen können, was sie als vorbildhaft wahrnehmen. Vielmehr schließt sich an einigen Stellen an den Verweis auf die Notwendigkeit von Vorbildern ein Imperativ an, in dem die ›erfahrenen‹ Wissenschaftlerinnen Verhaltensvorgaben an die nachfolgenden Wissenschaftlerinnen weitergeben. Hilfe ist an Kritik gekoppelt und das Bild von den »jungen Frauen« (Gaul 2009: 37) bleibt stereotyp gefasst und in Kontrast gesetzt zur Gruppe der gleichaltrigen Männer. Frauen, insbesondere junge Frauen, werden stets als defizitär beschrieben und das nicht auf der Ebene dessen, was sie in der Wissenschaft lernen müssen, sondern aufgrund ihres Verhaltens.

Hier sei auch noch auf ein weiteres Phänomen verwiesen, das sich aus der Beschreibung unterschiedlicher Räume ergibt. So finden sich gerade in der Beschreibung von Aufstiegsprozessen häufig militärische Begriffe. Frauen erobern die Wissenschaft oder bewegen sich in einer Männerbastion (vgl. Wanka/Scholz 2017: 72). Diese Metaphorik wird dann oft weiter geführt in der Frage danach, wer die wahren Feindinnen seien und so finden sich durchaus auch einige Aussagen, die das Feld umkehren und Frauen als eigentliche Gegnerinnen der Frauen generieren:

> »Denn Frauen werden vor allem von Männern gefördert. Hingegen sind andere Frauen oft ihre ärgsten Gegner. Ein Bonner Forscherteam hat das empirisch belegt. In den Worten seiner Sprecherin Inken Lind (tageszeitung 5./6. Dezember 2009): ›Es ist ein tiefliegendes Missverständnis, dass es Frauen in Fächern, in denen es viele Frauen gibt, einfacher haben. Das Gegenteil ist der Fall‹«(Walter 2016: 783).[5]

Abgesehen davon, dass die als Beleg angefügte Aussage dekontextualisiert wurde, wird hier deutlich, wie die Argumentation und Legitimation der Abwehr von struktureller Kritik funktioniert: Wenn, wie im Beispiel oben, selbst Frauen sagen, dass sie auch Probleme in der Gleichstellung sehen, müsse doch mit Recht ausgesagt werden können, dass das Ziel der Gleichstellung zumindest kein vorrangiges Ziel sein könne, denn dann litten die Frauen zwar nicht mehr unter der Ungleichberechtigung, sondern vor allem

5 Allein die Verkürzung des Zitats führt dazu, dass die Aussage zur Gegnerschaft verdreht werden kann. Im Artikel lautet die Aussage: »Auch Inken Lind vom CEWS hält es für ein tiefliegendes Missverständnis, dass es Frauen in Fächern, in denen es viele Frauen gibt, einfacher haben. Das Gegenteil ist der Fall. Die Konkurrenz ist größer, zugleich verschafft der Umstand, in der Minderheit zu sein, den Männern offenbar keinen Nachteil. In typischen Frauenfächern wie den Sprach- und Kulturwissenschaften, in denen der weibliche Anteil der Studienanfänger über 60 Prozent liegt, bricht der Frauenanteil ab der Promotion um bis zu 45 Prozent überproportional ein« (Seifert 2009).

unter sich selbst. Dass menschliche Zusammenarbeit schwierig sein kann, wird auf das Geschlecht bezogen; die Beurteilung der Problemursachen obliegt dem machtvollen Betrachter und wird durch die Dethematisierung durch den Autor auch noch verdeckt.

Zuletzt soll noch kurz auf den Fall verwiesen werden, wenn Wissenschaftlerinnen beschrieben werden und diese Frauen nicht selbst zu Wort kommen, sondern über ihre Interessen oder Ziele berichtet wird. Die Beschreibungen verweisen dann häufig auf ihre Erfolge und ihre Position in der Wissenschaft, aber meist auch mit Blick auf ihr Privatleben:

»Die Frau, die die gläserne Decke sichtbar machen will, ist erfolgreiche Wissenschaftlerin, zweifache Mutter und nicht einmal 40 Jahre alt. Susanne Rapp hat Jura studiert, bekam für ihre Doktorarbeit die Bestnote und sammelte Berufserfahrung in einer Anwaltskanzlei« (Puschner/Schröder 2012: 63).

In dieser Aussage wird ein Legitimationsbedarf unterstellt, der die Forderung der Wissenschaftlerin dadurch legitimiert, dass sie als Frau (Mutter von zwei Kindern), aber auch als erfolgreiche Wissenschaftlerin für ihre Belange eintreten darf.

Auch wenn solche Legitimationen nicht verwundern, so stellt sie auch heraus, dass kundiges Sprechen nicht unabhängig von Geschlecht und Bestehen im Wissenschaftsbereich denkbar zu sein scheint, da nur selten ›einfach‹ nur eine exzellente Wissenschaftlerinnen zu ihrer Karriere befragt wird ohne dass ihr Frau-Sein in den Fokus gerät: entweder in Hinblick auf die Frage, wie und ob man eine Familie hat oder indem sie zu Fürsprecher*innen werden, die wie oben dargelegt andere Frauen auffordern, ihnen Hilfestellung anbieten, für diese eintreten oder gar diese in ihren Eigenschaften bewerten.

Beschreibung von Strukturen und Förderprogrammen

Blickt man auf die Beschreibung von Steuerungs- und Unterstützungsmaßnahmen, fällt auf, dass insbesondere Programme zur besseren Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Stellschrauben benannt werden. Diese Steuerungsmaßnahmen sind durchaus zentral, möchte man die Vereinbarkeit erhöhen, allerdings sind sie nur vor der Folie traditioneller Rollenbilder allein frauenspezifische Probleme. Wenn diese Stellschraube immer wieder benannt wird, impliziert dies auch für die Leser*innen eine gewisse Normalität

davon, dass Vereinbarkeit per se eine Frage ist, die sich in den weiblichen aber nicht den männlichen Karrieren stellt. Nur selten wird der Blick auf die wissenschaftsimmanenten Mechanismen geworfen und die Frage nach den habituellen Grenzen gestellt (die wie gezeigt vor allem auf der individuellen Erfahrungsbasis thematisiert werden).

Insgesamt greifen die Autor*innen immer wieder vier Fördermöglichkeiten auf, die immer auch gekoppelt sind an eine Problembeschreibung. Hierzu gehören neben der Einführung von Quotierungen auch die Unterstützung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, der Aufbau von Netzwerken als auch Mentoring- oder Vorbildprogramme. An dieser Stelle entspricht die Reihung der Förderansätze auch der Häufigkeit der Nennung. In mehr als einem Drittel aller Beschreibungen, die einen Hinweis auf Förderprogramme oder -ansätze enthalten, wird die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als Problem und Schaltstelle benannt. Neben der Problematik, dass die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wiederum zum weiblichen Problem wird, kann ein weiterer Punkt angeschlossen werden. In einem Sammelband zu Feminismus und Intersektionalität in der akademischen Welt wird dieser im Vorwort aufgegriffen:

»I recognize the challenges of motherhood for any woman in our society, and of all of the ways that academia is unkind to mothers. I have absolute respect for all of you who raise children. But, I'm really bothered that the room's discussions have shifted to focus only on that aspect of what it means to be a woman. I don't plan to have children, but I certainly share realities with all of you, like being underpaid, undervalued, overworked. And, focusing only on motherhood excludes a lot of different kinds of women« (Shelton u.a. 2018: 3).

Dieses Zitat verdeutlicht zwei Aspekte: Die Engführung auf die Benachteiligung und Hürden für Wissenschaftlerinnen auf Elternschaft verschleiert erstens weitere Ungleichheiten und Mechanismen im Wissenschaftssystem. Dabei teilen Wissenschaftlerinnen Erfahrungen auf den unterschiedlichsten Gebieten und stoßen nicht allein auf Grund von Elternschaft an die gläserne Decke. Zweitens wird aber auch deutlich, dass die Engführung des Diskurses auf die Gebärfähigkeit von Frauen und die gelebte Elternschaft kein Phänomen ist, dass in der populären und eher männlich geprägten Diskussion zu Ungleichheiten in Wissenschaftskarrieren auftaucht.

Textsegmente, die auf das Gleichstellungsinstrument, das gemeinhin als Quote bezeichnet wird, eingehen, wiegen diese Steuerungsmöglichkeit gegen die Freiheit von Forschung und Lehre auf:

»Die ideologische Färbung eines Bewerbers wiegt viel schwerer als seine Qualität. Vor allem die Freiheit der Berufung ist durch die Gleichstellungspolitik und Quotierung radikal beschnitten worden. Und so ist ein neuer Typus entstanden: Die Quotenfrau, die stolz auf sich ist« (Bolz 2011: 9).

Interessant an diesen Beschreibungen ist, dass die Sprecher*innen, die sich gegen die Steuerung aussprechen, sich häufig auch noch als Fürsprecher*innen für die Frauen generieren, da man ihnen nicht zumuten wolle, dass sie nur aufgrund von Steuerung und nicht Leistung als erfolgreich wahrgenommen werden. Sie sehen die Gefahr also in der Abwertung der Frauen durch die Quoten und möchten die Wissenschaftlerinnen davor beschützen. Dies wirft wiederum ein interessantes Schlaglicht auf die machtvolle Position der Kritiker*innen von Steuerungsformen, da diese anscheinend auch noch schützend tätig sind und gleichzeitig immer gut erkennen zu scheinen, wie es sich anfühlen könnte, wenn man als gleichqualifizierte Frau einer männlich gelesenen Person vorgezogen wird. Gleiches gilt für Aussagen zu sprachlichen Regelungen, die einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch als Konsens im universitären Sprachgebrauch einführen wollen. Die sprachliche Macht wird stets nur auf einer Seite anerkannt: Das Argument, dass das konsequente Aussparen anderer Identitäten zu einer Invisibilisierung führt, gilt nicht, während die Anwendung einer gendersensiblen Sprache als Einschnitt in die eigene Freiheit und noch schlimmer in die der Wissenschaft an sich verstanden wird. Was Einschränkung ist und wo, was einschränkt oder gar das höchste Gut der freien Wissenschaft beschneidet, entscheiden diejenigen, die im System bestanden haben.

Die Karrieren von Wissenschaftlerinnen in struktureller Hinsicht werden insbesondere auch dann thematisiert, wenn Berufungspraktiken im Fokus stehen. Hier werden institutionalisierte Formen der Gleichstellung aufgerufen und beschrieben. Zwei implizite Annahmen können aus diesen Beschreibungen, die stetig auftauchen, abgeleitet werden. Frauenförderung wird auch verstanden als ein Prozess, der durch institutionalisierte Fürsprecherinnen gesichert wird. So wird die Berufungskommission ergänzt durch eine Frauenbeauftragte. Auch geht aus den Beschreibungen (indirekt) hervor, dass die herrschenden Normen nicht allein durch die Akteurinnen des Systems selbst durchbrochen werden können. Frauen im System wird aber an dieser Stelle immer wieder implizit die Rolle zuteil, Beobachterinnen des Systems zu sein und es aus einer kontrollierenden und bewertenden Perspektive zu reflektieren. Einige wenige Darstellungen verweisen dann auch auf die nochmal zu-

nehmende Mehrbelastung, wenn Wissenschaftlerinnen neben allen Tätigkeiten auch noch die Aufgabe zukommt, als Frau im System das System zu bewegen:

»[Es] verstärke sich so der Druck auf die wenigen Professorinnen. Ständig werden sie angefragt, in Kommissionen zu sitzen: als Frau, als Informatikerin, als mehrfach ausgezeichnete Wissenschaftlerin. ›Wenn ich immer zusage, habe ich weniger Zeit für gute Forschung, für die ich dann wiederum einen Preis kriegen könnte‹« (Scholz/Seifert 2016: 70).

Wissenschaftlerin zu sein heißt also immer auch eine ›Frau‹ im Wissenschaftssystem zu sein, die dafür Sorge zu tragen hat, dass insofern eine Gleichberechtigung angestrebt wird, die Umsetzung aktiv vorangetrieben wird.

Frauenförderprogramme werden des Weiteren häufig auch dann angeführt, wenn die Attraktivität eines Standorts oder eines Förderprogramms betont wird. Der Diskurs wird insgesamt davon bestimmt, dass es als positiv bewertet wird, dass Frauen unterstützt und Förderprogramme aufgelegt werden. Alle zusätzlichen Angebote sind unumstritten, problematisch wird es nur dort, wo alte Machtverhältnisse beschnitten oder verändert werden sollen. Hier wird dann das Prinzip der Bestenauslese als gefährdet dargestellt:

»Je nach dem Umfang bisheriger Männerdominanz in einzelnen Fächern kann das Modell dazu führen, dass bis auf Weiteres im Wesentlichen nur noch Frauen berufen werden können. Mit dem grundgesetzlich vorgegebenen Prinzip der Bestenauslese ist das nicht vereinbar« (von Coelln 2014: 814).

An diesen Stellen werden stets wissenschaftsimmanente Wertsysteme politisch-gesellschaftlichen Wertvorstellungen entgegengesetzt. Wertgefüge des Wissenschaftssystems werden als unbedingte Normen wahrgenommen, die eben nicht sozial konstruiert und damit unbedingt gültig seien. Den Leser*innen wird suggeriert, man müsse sich zwischen Wissenschaftsfreiheit oder exzellenter Wissenschaft und gleichstellungspolitischen Maßnahmen entscheiden. Modelle, in den Aushandlungsprozesse stattfinden, werden dethematisiert oder auch dezidiert kritisiert:

»Hätten wir ›Studierenden‹, die Studentinnen und Studenten der Nachkriegszeit, um Worte gefeilscht, statt intensiv zu studieren, ich wage mir nicht auszumalen, welchen Rang die Bundesrepublik heute in der Welt einnehmen würde« (Kreßner 2016: 60).

Fazit und Ausblick

Die Analyse konnte zeigen, dass das Sprechen von und über erfolgreiche Wissenschaftlerinnen zum einen zwar zunimmt, zum anderen diese noch deutlich unterrepräsentiert sind. Diejenigen, die dann zu Wort kommen, werden als Interessensvertreter*innen für weibliche Karriereverläufe adressiert und geraten so in die Rolle der Fürsprecher*innen, aber auch der Beurteilung ihrer eigenen Interessengruppe. Das Feld der Fördermöglichkeiten wird dabei als Kampffeld wahrgenommen, wo sich männliche Wissenschaftler in ihrem Dasein als bedroht oder infrage gestellt wahrnehmen. Dort, wo zusätzliche Programme als Maßnahmen gegen die, wie gezeigt wurde, sehr häufig durch Daten untermauerten und immer wieder dargelegten Ungleichheiten benannt und beworben werden, werden diese auch als Add-on der Qualität von einem Standort oder Programm dargestellt. Neben herausgearbeiteten Argumentationsstrategien und Beschreibungen, zeigt die Analyse spezifische methodische und inhaltliche Spezifika feministischer Analysen von weiblichen Karrieren in der Wissenschaft auf. Eine weitere Problematik wird sichtbar, berücksichtigt man, dass eine der zentralen Schwierigkeiten der Umsetzung von gleichstellungspolitischen Maßnahmen die dezentrale Umsetzung an den Universitäten ist (vgl. Lind 2006). Solange diese also auf Freiwilligkeit oder als Add-on wahrgenommen werden, bleibt es einzelnen überlassen, sich für die Umsetzung einzusetzen. Zu hoffen bleibt, dass diese Arbeit am System nicht nur bei den Wissenschaftlerinnen verortet wird. Die Darstellungen in den Medien lassen hier eher pessimistisch stimmen. Hinzu kommt, dass die Hemmnisse meist nur in Hinblick auf strukturelle Barrieren betrachtet werden, individuelle und soziokulturelle Faktoren, die bereits zu Beginn wissenschaftlicher Karrieren auf der Ebene von Studierenden von Bedeutung sind (vgl. Trübswetter 2017: 113–125), werden seltener und meist nur bezogen auf den Schritt zur Professur thematisiert.

Blickt man auf die Ergebnisse wird aber auch deutlich, dass Analysen der Sprecher*innenposition und Aussagen zu Frauen in der Wissenschaft auch immer an die (Un)Möglichkeit einer Reproduktion von Geschlechterstereotypen bei gleichzeitiger Thematisierung von Ungleichheit gebunden sind. Schon in der Schlagwortsuche beginnen die Probleme: Wo zieht man die Grenze? Wird über Wissenschaftlerinnen nur dort gesprochen, wo diese qua generischen Femininums benannt sind oder reproduziert man damit die Sprachmacht derjenigen, die sich konsequent gegen jede Form geschlechtergerechter Sprache sträuben? Nimmt man die Stellen in den Blick, in denen

Frauen, Wissenschaftlerinnen und Forscherinnen benannt und adressiert werden, sollte es nicht verwundern, dass insbesondere problemzentrierte Beschreibungen auftauchen, da hier implizit das Frau-Sein zum Gegenstand wird. Entscheidet man sich nun aber dagegen, Unterscheidungen einzuführen, kann man entweder keine Aussagen über die Beschreibung von Wissenschaftlerinnen machen oder man nimmt auch solche auf, die Ungleichheiten reproduzieren, indem sie den Gleichheitsgrundsatz ›Gleiches gleich und Ungleiches ungleich‹ zu behandeln negieren und implizit davon ausgehen, dass es keine geschlechtsspezifischen Ungleichheiten gebe.

Auch wird deutlich, dass eine Untersuchung, die sich auf ein binäres System der Geschlechter stützt, zwar Ungleichheiten aufdeckt, aber auch Stereotype reproduziert und dieses (System) qua Analyse als gegeben affirmiert. Ebenfalls sparen diese Ansätze alle Formen der Frage nach der Beziehung von unterschiedlichen Formen sozialer Ungleichheit und Differenz aus. Das »Zusammenspiel der verschiedenen soziokulturellen Reifikations- und Herrschaftsmechanismen« (Knapp 2008: 49), was Knapp als Potential intersektionaler Perspektiven beschreibt, wird in rein binären Untersuchungen nicht aufgenommen. Gleichzeitig zeigt die Analyse, dass die Beschreibungen weiblicher Karrieren spezifische Muster aufweisen, deren Bewusstmachung zur Reflexion und Dekonstruktion dieser Mechanismen beitragen kann.

Literatur

Assmann, Aleida/Nüsslein-Volhard, Christiane/Gernert, Johannes/Gräff, Friederike (2018), »›Ich bin oft heimlich zum Stillen nach Hause‹ - ›Meine Karriere hätte mit Kindern nicht funktioniert‹«, in: *Die ZEIT,* 05.07.2018, S. 58–59.

Beaufaÿs, Sandra (2015), »Die Freiheit arbeiten zu dürfen. Akademische Laufbahn und legitime Lebenspraxis«, in: *Beiträge zur Hochschulforschung*, Jg. 37, H. 3, S. 40–59.

Beisiegel, Ulrike/Scholz, Anna-Lena (2017), »›Jetzt kocht Ihr Kollege auch mal den Kaffee‹«, in: *Die ZEIT,* 30.03.2017, S. 72.

Bers, Christiana (2018a), *Forschung und Lehre als identitätsstiftendes Ideal. Die Darstellung der Universität aus der Innen- und Außenperspektive 1999–2014,* Göttingen.

Bers, Christiana (2018b), »Erziehungswissenschaftler als Bildungspolitiker. Gibt es eine erziehungswissenschaftliche Expertise in der Erziehungswissenschaft?«, in: Klaus-Peter Horn/Kathatrina Vogel/Christiana Bers/Johanna Brauns/Anne Hild/Anna Stisser (Hg.), *Wendungen und Windungen in der Erziehungswissenschaft. Empirische Studien*, München, S. 49–66.

Boetius, Antje (2015), »Taucht nicht ab!«, in: *Die ZEIT*, 19.03.2015, S. 74.

Bolz, Norbert (2011), »Die Austreibung Humboldts - Anmerkungen eines Gestrigen«, *Forschung & Lehre*, Jg. 18, H. 1, S. 8–9.

Bread, Mary (2018), *Frauen & Macht*, Frankfurt/M.

Die ZEIT (2019), *Die ZEIT. Preisliste 2020,* https://marktplatz.zeit.de/mediadaten/download/191115_ZEIT_Preisliste_2020.pdf, letzter Zugriff: 16.12.2019.

Dizdar, Dilek (2016), »Beschimpft, bedroht, entlassen«, in: *Forschung & Lehre,* Jg. 23, H. 2, S.126–124.

Forschung & Lehre (2019), *Mediadaten 2020*, https://www.forschung-und-lehre.de/fileadmin/user_upload/Ueber_uns_Abo_Mediadaten/Forschung-und-Lehre-Mediadaten-2020.pdf, letzter Zugriff: 18.11.2019.

Foucault, Michel (1997 [1972]), »Die Ordnung des Diskurses«, in: M. Foucault/R. Konersmann/W. Seitter (Hg.), *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main.

Gaul, Ulrike (2009), »Fliegen im Gespräch«, in: *Die ZEIT*, 19.02.2009, S. 37.

Hartung, Manuel J./Sentker, Andreas (2019), *Aus CHANCEN und WISSEN wird: mehr WISSEN*, https://blog.zeit.de/fragen/2019/09/04/die-zeit-neuesressort-streit-zeitung/, letzter Zugriff: 17.11.2019.

Keller, Reiner (2011), *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*, Wiesbaden.

Knapp, Gudrun-Axeli (2008), »›Intersectionality‹ - ein neues Paradigma der Geschlechterforschung?«, in: Rita Casale/Barbara Rendtorff (Hg.), *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*, Bielefeld, S. 33–53.

Kreßner, Johannes (2016), »Studenten oder Studierende?«, in: *Die ZEIT*, 16.06.2016, S. 60.

Kuckartz, Udo (2010), *Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten*, Wiesbaden.

Lind, Inken (2006), *Kurzexpertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung*, Bonn.

Meng, Liqui/Herrmann, Wolfgang/Etscheit, Georg (2009), »Deutsch ist das Problem«, in: *Die ZEIT*, 30.04.2009, S. 73.

Niehuss, Merith/Etscheit, Georg (2006), »›Wir sind eine ganz normale Uni‹«, in: *Die ZEIT*, 18.05.2006, S. 89.

Niehuss, Mertih/Müller, Vera (2019), »Aktive Ansprache - Berufungen an der Universität der Bundeswehr München«, in: *Forschung & Lehre, Jg.* 26, H. 4, S. 332–334.

Nüsslein-Volhard, Christiane/Otto, Jeanette (2015), »›Steht nicht so viel vorm Spiegel!‹«, in: *Die ZEIT*, 15.03.2015, S. 73.

Puschner, Sebastian/Schröder, Catalina (2012), »Alma Pater«, in: *Die ZEIT*, 16.08.2012, S. 63.

Scholz, Anna-Lena (2017), »Das schüchterne Geschlecht«, in: *Die ZEIT*, 02.06.2016, S. 69.

Scholz, Anna-Lena/Kerstan, Thomas (2016), »Es heißt Stu- denten! Dierende!«, in: *Die ZEIT,* 02.06.2016, S. 62.

Scholz, Anna-Lena/Seifert, Leonie (2016), »Wer macht Spitzenforschung?«, in: *Die ZEIT*, 07.04.2016, S. 69–70.

Seifert, Sabine (2009), »Königinnen ohne Land - Wenige Frauen schaffen es bis zur Professur«, in: *taz Die Tageszeitung*, https://taz.de/Wenige-Frauen-schaffen-es-bis-zur-Professur/!5151439/, letzter Zugriff: 20.12.2019.

Shelton, Stephanie Anne/Flynn, Jill Ewing/Grosland, Tanetha Jamay (Hg.) (2018), *Feminism and Intersectionality in Academia. Women's Narratives and Experiences in Higher Education*, Cham.

Trübswetter, Angelika (2017), *Chancen und Herausforderungen für Frauen in wissenschaftlichen Karriereverläufen. Studien mit Wissenschaftlerinnen an vier verschiedenen Karrierestationen*, Berlin.

von Coelln, Christian (2014), »Zurück in die Zukunft - Das neue Hochschulgesetz in Nordrhein-Westfalen«, in: *Forschung & Lehre*, Jg. 21, H. 10, S. 812–814.

Walter, Tonio (2016), »Pro - Schadet die Frauenförderung in ihrer gegenwärtigen Form der Wissenschaft?«, in: *Forschung & Lehre*, Jg. 23, H. 9, S. 782–783.

Wanka, Johanna/Scholz, Anna-Lena (2017), »›Lieber einfach mal was wagen‹«, in: *Die ZEIT*, 30.03.2017, S. 72.

Weber, Max (1919), »Wissenschaft als Beruf«, in: Dirk Kaesler (Hg.), *Max Weber - Schriften 1894–1922,* Stuttgart, S. 474–511.

»Ihr seid kein Mensch, Frau Kriemhild–!«

Musikalische Gender-Stereotypie im Film am Beispiel der Kriemhild in Fritz Langs Die Nibelungen

Janosch Meyer

Kaum zu hören: Vermittlung von Gender durch Filmmusik

Verschiedenste Medien sind im Zeitalter der Digitalisierung längst omnipräsent. Es verwundert also nicht, dass es zunehmend zu einem interdisziplinären Anliegen wird, den Einfluss der Medien auf die Diskursbildung ernst zu nehmen. Die Medien erzeugen dabei Wissensordnungen, die auch das historisch gewachsene Wissen über Geschlecht (›gender‹) miteinschließen und somit die breitengesellschaftliche Wahrnehmung von gender beeinflussen. Dem Kino, als einem der meistkonsumierten öffentlichen Medien der Gegenwart, fällt dabei eine besonders prägnante Rolle zu. Hier wird Geschlecht durch die handelnden Figuren auf der Leinwand vor einer breiten Öffentlichkeit performt.

Zum aktuellen Thema der medialen Erzeugung von Geschlechter-Wissen Fritz Langs Stummfilm »Die Nibelungen« heranzuziehen, erscheint zunächst widersprüchlich, ist dieser Film doch bald 100 Jahre alt (1924). Der vorliegende Artikel beschäftigt sich jedoch nicht mit dem allgemeinen Zusammenhang von Geschlecht und Medien, sondern mit dem spezifischen Bereich der Gender-Konstruktion durch Filmmusik; ein Bereich, der selbst in aktuellen interdisziplinären Handbüchern der Geschlechterforschung (2010 und 2019) noch ergänzt werden kann. Um sich diesem hierzulande wenig erforschten Bereich zu nähern, soll zunächst geklärt werden, wie Musik in ihrer Komposition innerhalb eines historischen Prozesses kodiert wurde und dadurch musikalische Geschlechter-Stereotype entstanden sind, die bis heute im Hollywoodkino verankert sind. Im Rahmen der vorgestellten Genealogie beantwortet sich auch die Frage, warum die Nibelungenverfilmung von 1924 für diesen Bereich der geschlechtertheoretischen Filmwissenschaft derart interessant ist. Die musikalische Konstruktion stereotyper Frauenbilder (sogar vereint in derselben Figur) lässt sich hier in Reinform

nachvollziehen, da der Film historisch gesehen den genauen Punkt der Übernahme der Stereotype aus der Opernmusik in die Filmmusik markiert. Der Film macht somit die bis heute einflussreiche Übernahme transparent und bietet für die Analyse nachfolgender und aktueller Filme ein Fundament, da hier die stereotype Motivik noch offenliegt, welche in aktuellen Filmen häufig verdeckt erscheint. Hieran wird auch ersichtlich, warum sich der Blick zurück lohnt, um ein wacheres Bewusstsein für die geschlechtertheoretische Semantisierung heutiger Filmmusik zu erzeugen und somit Implikationen für aktuelle Analysen zu fundieren.

In diesem Sinne versteht sich der vorliegende Artikel primär der Analyse historischer musikalischer Prozesse verpflichtet, die anhand der Kriemhild-Figur in Langs »Nibelungenlied« exemplifiziert werden sollen. Außerdem sollen neben der Herleitung der Semantisierungsmechanismen durch Filmmusik auf kognitiver Ebene ebenso der Einfluss der entstandenen Stereotype auf die Entstehungen aktueller Wissensordnungen an. Hierbei wird bereits die Festigung von Geschlechterstereotypen im iterativen Moment[1] der Filmmusik problematisiert, sodass der Artikel abschließend einen Ausblick auf aktuelle Auswirkungen der historischen Codierungen gibt. Gerade die auf der Leinwand zu sehenden Schauspieler*innen geben ein Ideal vor, »in dem eine Unzahl sozialer Normen geronnen sind« (Redecker 2011: 61), welches dann performativ imitiert werden kann.

Zur historischen Festigung von Geschlechterrollen in Zusammenhang mit Musik

> »Musik kann nur ›erlebt‹, also in Bezug zum eigenen Leben gestellt werden, wenn sie in ein vorgefertigtes Bezugssystem von Stereotypen und Konventionen paßt« (Rieger 1996: 12f.).

Unsere aktuelle Interpretation ist also immer durch unsere bisherige Welterfahrung beeinflusst. Subjektive Auffassungen der Musik[2] können sich zwar

1 Der Begriff der des iterativen Moments beschreibt bei Butler die diskursive Erzeugung und Festigung von Geschlechtsidentitäten »im Vollzug der performativen Wiederholung« (Becker-Schmidt/Knapp 2007: 90) gesellschaftlicher Normen.

2 Der Musikbegriff bezieht sich im Folgenden auf die notenschriftliche Komposition und als Filmmusik auf deren aufgenommene Vertonung, die immer exakt gleich und in

schnell wandeln, jedoch kann laut Rieger in der Verbindung von Bild und Musik eine intendierte Wirkung der*s Regisseur*in bzw. der*s Komponist*in festgestellt werden, wobei ein historisch gewachsener Code die Musik semantisch auflädt.

Gerade die Hollywoodkomponist*innen produzieren Filmmusik bis heute maßgeblich in der romantischen Tradition des 19. Jahrhunderts im Stil der Komponisten Richard Strauss und Richard Wagner (Cooke 2001: 1). Die in der Romantik aufgegriffenen musikalischen Typisierungen ergaben sich, als im 18. Jahrhundert die deskriptive Musik mit der Affektenlehre[3] korrelierte. So wurden beispielsweise durch Johann Mettheson

> »weite Sprünge sowie punktierte Noten als Ausdruck für freudige, lustige, freche Affekte, kleinschrittige und dissonante Intervalle dagegen als Ausdruck für traurige, schmeichelnde, zärtliche Leidenschaften« (Rieger 1996: 14)

verortet. Im 19. Jahrhundert wird die okzidentale Musik weiterhin bestimmten Empfindungen zugeordnet, wobei sie äußere (Wetter, Tätigkeiten) wie auch innere Vorgänge von Personen beschreiben kann. Im Rahmen der heutigen Praxis von Musikproduktion und -konsum werden Aktivität, Lebensfreude und Abenteuerlust immer noch positiv mit aufwärtsgeführten Melodielinien, großen Intervallen, rhythmischer Vielfalt, staccato-Partien, Lautstärke und großer Orchesterbesetzung konnotiert, wogegen Traurigkeit, Krankheit, Sehnsucht oder unlösbare Konflikte durch Molltonarten, Dissonanzen, abwärtsgeführte kleinschrittige Legato-Melodien, Chromatik oder sogenannte ›Seufzer-Motive‹ pejorativ dargestellt werden. Die Instrumentierung betreffend werden Blechbläser häufig mit heroischen Affekten, Flöten dagegen mir ruhigeren Gefühlen wie Liebe oder Trauer assoziiert.

Parallel zur Semantisierung von Musik »wurden die Geschlechterrollen im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert ideologisch gefestigt« (Rieger 1996: 15). Die dominanten Geschlechter-Typen ›Mann‹ und ›Frau‹ wurden dabei mit unterschiedlichen Charaktereigenschaften aufgeladen, wobei »die ›Natürlichkeit‹ dieser Eigenschaften« (ebd.) – einem biologischen Essenzialismus verhaftet – betont wurde. Eine erste Veränderung in der Oper gegen-

---

immergleicher Synchronisation mit den dazugehörigen Filmaufnahmen zu hören ist (vgl. Cooke 2001).

3 Diese Lehre geht davon aus, dass sich Grundaffekte der menschlichen Empfindung musikalisch beschreiben lassen und ordnet einzelnen Affekten und Stimmungen bestimmte musikalische Charakteristika in Ton- und Taktarten, Tempi und Tonfiguren zu.

über der Fokussierung auf einen einzelnen Affekt fand Anfang des 19. Jahrhunderts statt, als im Rahmen der Individualisierung der bürgerlichen Musik Frauen-Rollen nun mit verschiedenen Affekten ihren ›Charakter‹ musikalisch umrissen, wobei bürgerliche Weiblichkeit mit regelmäßiger Rhythmik und Periodik, geringem Ambitus, melismatischer[4] Stimmbehandlung, kleinschrittigen Intervallen und Seufzervorhalten dargestellt wurde.

Damit beschreibt Rieger den »bürgerlich eingegrenzten Frauentyp«, dem sie den »gefährlichen bzw. erotisch attraktiven« Frauentyp gegenüberstellt, der durch

> »Chromatik, Dissonanzen, unregelmäßige Rhythmik, unterbrochenen melodischen Lauf, große Intervallsprünge und absteigende Bässe gekennzeichnet« (ebd.: 15f.)

ist. Dass gerade Wagner und Strauss diese Frauentypen fortführten und festigten, erklärt den Eingang dieser Stereotype in die Filmmusik des neueren Hollywood-Kinos, was maßgeblich mit der Emigration europäischer Komponisten in Relation steht. Eine auf den Notentext beschränkte Analyse würde ohne die Wahrnehmung der beschriebenen musikalischen Codes an der Oberfläche musikalischer Informationsvermittlung stehen bleiben. So formuliert Rieger: »Filmmusikanalyse fällt hinter ihre Möglichkeiten zurück, wenn sie nicht die historisch gewachsenen Bedeutungsebenen erkennt« (ebd.: 17).

Anfänge der musikwissenschaftlichen Geschlechterforschung und aktuelle Rezeption

Nachdem Sophie Drinker die musikwissenschaftliche Geschlechterforschung aus US-amerikanischer Sicht etablierte, war Eva Rieger international die Erste, welche sich breit gefächert mit dem Thema »Frau und Musik« (1980) auseinandersetzte. Sie begründete das Sophie-Drinker-Institut in Bremen mit und ihre Monographie *Frau, Musik und Männerherrschaft* (1981) gilt immer noch als internationaler »Durchbruch zu einer feministischen Musikwissenschaft« (Grotjahn 2010: 776).
Gerade an der Musik als Kulturgut

4 Mehrere Töne (Tonfolge) auf einer Silbe (meist Vokal).

»lassen sich viele Aspekte des kulturell gebildeten Geschlechterverhältnisses musikanalytisch, zeit-, sozial-, und ideengeschichtlich analysieren« (Rieger 1998: 238), wodurch sich »die Frauen- und Geschlechterforschung [als] ein integraler Bestandteil der musikwissenschaftlichen Forschung« (ebd.).

entpuppt. Maßgeblich ist hierbei Susan McClarys Studie zur musikalischen Geschlechterkonstruktion (1991), welche damals bereits postulierte, dass

»sich die gesellschaftliche Organisation des kulturellen Geschlechterverhältnisses in der Musik darstellt und dieses noch verstärkt« (Rieger 1998: 239). Abseits obsoleter Versuche, ein geschlechtertypisches Komponieren nachzuweisen – was wiederum einen veralteten Essenzialismus des Geschlechtsbegriffs voraussetzt – wenden sich Vertreter*innen der New Musicology wie McClary den narrativen Strukturen innerhalb der Musik zu, welche »Gender-Konstruktionen abbilden, reproduzieren oder dekonstruieren« (Grotjahn 2010: 777).

Einer der seltenen Versuche, Gender-Konstruktionen durch die Filmmusik zu analysieren, findet sich in der 2008 veröffentlichten Studie der Musikwissenschaftlerin Claudia Bullerjahn. Dass sie mit ihrer Bestandsaufnahme, Filmmusik sei bisher kaum unter dem Genderaspekt erforscht (Bullerjahn 2008: 7), noch aktuell ist, lässt sich auch daran ablesen, dass die Gender-Konstruktion durch Filmmusik im *Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung* (Becker/Kortendiek 2010) in den Forschungsüberblicken zu Musik, Film und Gender-Konstruktion (vgl. ebd.: 774–779, 744–749, 126–136) nicht zu finden ist. Diese Erkenntnis ist besonders frappierend, wenn Koryphäen der Geschlechterforschung wie Eva Rieger zitiert werden (vgl. ebd.: 775f.), jedoch ihre Monographie zur musikalischen Geschlechter-Konstruktion im Film (vgl. Rieger 1996) ausgeklammert wird. Auch im kürzlich erschienenen Handbuch *Interdisziplinäre Geschlechterforschung* (Kortendiek u.a. 2019) wird dieser blinde Fleck nicht behoben. Im Forschungsüberblick zur Musikwissenschaft werden zwar wieder Riegers Paradigmen-Wechsel im Bereich der historischen Musikwissenschaft und McClarys Definition der Musik als »gendered discourse« gewürdigt (ebd.: 602f.), Riegers Monographie jedoch wie auch Arbeiten anderer Forscher*innen aus diesem Bereich nicht aufgeführt. Ebenso sucht man im Forschungsüberblick zur Filmwissenschaft (vgl. ebd.: 619–629) vergeblich nach dem Einfluss der Musik auf die Gender-Wahrnehmung im Film.

Es verwundert also zutiefst, wenn die Gender-Konstruktion in der Oper, dem Musical oder dem Theater immer noch sehr viel stärker erforscht ist, während Rieger bereits 1996 die nicht zu übersehende Massenunterhaltungskultur des Spielfilms als Begründung einer überfälligen Beschäftigung

mit den musikalischen Phänomenen und Mechanismen der Filmmusik klar herausgestellt hat (vgl. Rieger 1996: 7f.). Es kann davon ausgegangen werden, dass der Film gesellschaftliche Diskurse deutlich stärker beeinflusst als Oper, Theater oder das klassische Konzert. Allein im Jahr 2017 wurden 122,3 Millionen Kinobesuche in Deutschland verzeichnet (vgl. FFA 2019), was, selbst ohne den Filmkonsum durch Online-Streaming-Dienste miteinzubeziehen, einen massiven Unterschied zu den Besuchen anderer Kulturinstitutionen wie beispielsweise der Oper mit ca. 3,8 Millionen (vgl. Deutscher Bühnenverein 2019) oder dem öffentlichen Theater mit ca. 20,4 Millionen (vgl. ebd.) in der Spielzeit 2016/17 darstellt.

Die Gender-Konstruktion durch Filmmusik: Eine aktuelle Analyse[5]

Wenn nach der generellen Praxis der Musikinterpretation und nach Interpretations-Konventionen gefragt wird, geht Bullerjahn zunächst von Interpretationsgemeinschaften aus. Damit sind Individuen gemeint, »die den gleichen kulturell-medialen Einflüssen ausgesetzt sind« (Bullerjahn 2008: 8). Die Frage, ob und inwiefern musikalische Gender-Stereotypen in der Filmmusik kommuniziert werden, wird dabei in Bezug auf eine empirische Studie von Philip Tagg und Bob Clarida (2006) beantwortet. Darin wurde trotz der Methode der freien Assoziationsfindung von den Proband*innen in Bezug auf verschiedene Filmmelodien klar zwischen ›männlichen‹ und ›weiblichen‹ Klängen differenziert. Hierbei wurden die ›männlichen‹ Melodien mit raschen Tempi, kurzen, abgehackt wirkenden Phrasen und stark synkopisch aktiv wirkenden Rhythmen assoziiert. Die ›weiblichen‹ Melodien zeichneten sich durch längere fließende Phrasen in geringeren Tempi aus. Die Abwesenheit ausgefallener Rhythmisierung wird hier mit gebundenen, statisch wirkenden Melodielinien verknüpft. Frauen wurden ebenso signifikant häufiger mit Stille, Ruhe und Liebe in Verbindung gebracht und emotionsbezogen häufiger als traurig, melancholisch oder nostalgisch eingeschätzt, wobei sie niemals antisozial oder waffentragend (potenziell aggressiv) assoziiert wurden.

5 Das betreffende Kapitel bezieht sich maßgeblich auf Bullerjahn 2008: 8–11.

Weitergehend bezieht sie sich auf den historischen Abriss der musikalischen Geschlechter-Konstruktion von Rieger und unterscheidet ebenso die oben bereits charakterisierten Frauen-Stereotypen. Den Grund für den Eingang dieser entgegengesetzten Weiblichkeits-Bilder (siehe oben) sieht Bullerjahn im Schaffen von Stummfilmkomponisten wie Gottfried Huppertz (»Die Nibelungen«, 1924) begründet.

Grundlegende Beschreibung von Filmmusik[6]

In ihrer Studie von 2005 stellt Bullerjahn die Verknüpfung der auditiven und der visuellen Ebene als für die Analyse essenziell heraus. Dabei handelt es sich bei Filmmusik um sogenannte bildbegleitende Musik (davon unterschieden werden beispielsweise Musikvideos) (vgl. Bullerjahn/Hantschel 2018: 273). Die Verbindung erfolgt über Analogiebildungen, welche Bullerjahn in strukturelle, ausdrucksbezogene und narrative bzw. assoziative unterteilt (vgl. ebd.). Gerade auf der Ausdrucksebene lässt sich die Musik dabei bewusst als dem Gefühlsinhalt entsprechend oder nicht entsprechend (kontrastierend/kontrapunktisch) (vgl. ebd.: 274), unbestimmt oder ambivalent beschreiben (vgl. Bullerjahn 2005: 485). An anderer Stelle beschreibt Bullerjahn vier zentrale Filmmusiktechniken als »großformale Gestaltungsprinzipen, nach denen das musikalische Material organisiert ist« (ebd.: 487): die deskriptive Technik, die Mood-Technik, die Leitmotiv-Technik und das Baukastenprinzip. Gerade die im Musiktheater von Wagner perfektionierte Leitmotivtechnik ist für die Analyse der Filmmusik der Nibelungenlied-Verfilmung von Bedeutung. Mit dieser Technik werden

> »Personen, Situationen oder außermusikalische Ideen mit spezifischen [musikalischen] Motiven oder Themen gekoppelt, die danach als Träger, teilweise auch ohne ihr visuelles Äquivalent, wiederholt erscheinen« (ebd.).

Sie schaffen ein »innerfilmisches Netz von Assoziationen«, sodass sie als »Hinweisreize« fungieren, »die den Abruf von Gedächtnisinhalten auch bei

6 Bei der Klärung der relevanten Parameter der allgemeinen Beschreibung von Filmmusik halte ich mich maßgeblich an die Arbeiten von Bullerjahn, deren Ausführungen seit 2001 einen Standard zur Filmmusikbeschreibung im Rahmen der Musikpsychologie setzen (siehe Handbuch Musikpsychologie 2018).

Laien erlauben, wenn diese Motive nicht zu stark variiert und nicht in Kombination auftreten« (Bullerjahn/Hantschel 2018: 280).

Ferner ist bei der Filmmusik zwischen Bild- und Fremdton zu unterscheiden, was Bullerjahn mit dem Begriff der Diegese fasst (vgl. ebd.). Intradiegetischer Ton ist innerhalb der raum-zeitlichen Filmwelt angesiedelt und kann von deren Figuren wahrgenommen werden, während extradiegetischer Ton nur von den Rezipient*innen wahrgenommen werden kann (vgl. ebd.: 275). Wie Rieger geht auch Bullerjahn von intendierten Wirkungen der Filmmusik aus, welche sie in Metafunktionen und Funktionen im engeren Sinne unterteilt (vgl. ebd.: 275f.), wobei man in der Regel von »Multifunktionalität« ausgehen kann, um »bestimmte Effekte« auf der Rezipient*innen-Seite zu erzielen (Bullerjahn 2005: 488). Metafunktionen erfüllen allgemeine Aufgaben und sind rezeptionspsychologischer oder ökonomischer Natur, während sich Funktionen im engeren Sinn auf einen konkreten Film beziehen, genreabhängig sind und sich in dramaturgische, epische, strukturelle und persuasive Funktionen kategorisieren lassen (vgl. Bullerjahn/Hantschel 2018: 275f.).

Diese Funktionen werden später von Rezipient*innen individuell unterschiedlich und teils bewusst, teils unbewusst wahrgenommen, wobei die Wirkungen nie von der Gesamtwirkung des audiovisuellen Produkts getrennt betrachtet werden können (vgl. ebd.: 277). Eine gewünschte Verschmelzung von Musik und den Kontexten wird als bestmögliche Passung (fit) beschrieben (vgl. ebd.). Die Ebenen von Bild und Musik können somit entweder redundant übereinstimmen, sich komplementär ergänzen oder eine disparate/diskrepante Relation aufweisen, wodurch im ersteren Fall »ein Verständnis in der intendierten Weise zuverlässig gewährleistet« (ebd.: 278) wird. Die einzelnen Modalitäten werden während der Rezeption beispielsweise im Kino nicht bewusst differenziert wahrgenommen, sodass der Fokus bei narrativen Filmen primär auf dem Plot liegt (vgl. ebd.). Es handelt sich also um einen »einzigen kognitiven Akt« (ebd.). Die Prädisposition der Rezeptionsseite wird aus einer Synthese von »alltägliche[n] Wahrnehmungsmechanismen« und über die Lebensspanne erlernte[n] Filmkonventionen« bestimmt (ebd.). Gerade diese Konventionen deuten wieder auf einen bestimmten Diskurs hin, auf ein erlerntes Vorwissen, welches die Erwartungen und die Einpassung der Wahrnehmungen in vorgefertigte Kategorien bestimmt. Die neuere Forschung zeigt außerdem, dass schon in frühen Phasen der Informationsverarbeitung visuelle Kanäle stark von den auditiven beeinflusst werden (vgl. ebd.).

Zur Darstellung Kriemhilds in Langs Verfilmung[7]

Rainer Fabich beschreibt bereits in seiner Dissertation (1993) die Stummfilmmusik von Gottfried Huppertz als maßgeblich durch den Einsatz von Leitmotiven gekennzeichnet, wobei die sich daraus ergebenden Leitthemen einzelnen Personen zugeordnet werden (vgl. ebd.: 198f.), sodass die Kriemhild-Darstellung anhand ihrer typischen Leitmotive untersucht werden soll. Fabich stellt zunächst fest, dass Kriemhild in den beiden Teilen der Verfilmung unterschiedlich dargestellt wird (vgl. ebd.: 205). Der Scheidepunkt ihres Charakters ist wie im Epos der Tod ihres Ehemanns Siegfried. So werden Kriemhild auch zwei Leitmotive zugeordnet, die den Schwerpunkt der vorliegenden Analyse darstellen. Das erste Mal erfährt man in der Verfilmung von ihr durch die Erzählung eines Waldbewohners. Dieser erzählt Siegfried vom Reich der Burgunden und der schönen Kriemhild, wobei man zuerst in einer Überblendung die Burg zu Worms sieht (S #07:50#)[8] und dann in einer zweiten Überblendung (S #08:50#) die Nibelungengesellschaft, wie sie zum Gottesdienst geht. Als man während dieser Erzählung zum ersten Mal Kriemhild sieht, erklingt ihr erstes Leitmotiv (S #11:11#). Geprägt ist es laut Fabich von einem synkopischen Grundrhythmus ausgehend von einer verlängerten halben Note, woraufhin die Melodielinie stufenweise abwärts geht (I: 12/30),[9] wobei das Thema nicht an eine bestimmte Tonart gebunden ist und im ersten Teil hauptsächlich in Dur erklingt.

Kriemhild erscheint zentriert in halbnaher Einstellungsgröße. Den Hintergrund stellt eine Art Wand dar, die in Helligkeitsstufen so aufgebaut ist, dass Kriemhild quasi erleuchtet im Mittelpunkt steht. Dargestellt wird sie als junge blonde Frau mit Krone und langen Zöpfen, komplett in weiß gekleidet mit einem langärmligen Gewand, das bis zum Hals geschnürt ist, und einem Umhang. Hier wird bereits der Unterschied zum Epos[10] deutlich. Kriemhild

7 Lang, Fritz: »Die Nibelungen« (1924). Um eine möglichst gute Nachvollziehbarkeit der einzelnen Filmzitate zu gewährleisten, wurde nach der frei zugänglichen Version auf YouTube zitiert, die der restaurierten Fassung von 2010 entspricht.

8 Alle Angaben in Klammern, die mit einem S oder K bezeichnet sind, beziehen sich auf die Zeitmarkierungen der Verfilmung. S steht dabei für »Teil I: ›Siegfried‹« und K für »Teil II: ›Kriemhilds Rache‹«.

9 Alle Angaben in Klammern, die römisch nummeriert sind, beziehen sich auf das Digitalisat des Klavierauszugs (welchen auch Fabich verwendet) der Stummfilmmusik, wie sie online von der Staatsbibliothek Berlin zur Verfügung gestellt wird.

10 Als Vorlage für den Film diente zwar primär das mittelhochdeutsche Epos, jedoch bedienten sich die Filmschaffenden Thea von Harbou und Fritz Lang eklektizistisch der der gesamten bisherigen Rezeptionsgeschichte des Nibelungenstoffes, sodass sich der

wird im mittelalterlichen Text vom Erzähler als »edel magedîn« eingeführt, »daz in allen landen niht schoeners mohte sîn« (Heinzle 2015: Strophe 1, Vers 1–2). Die Beschreibung ihres Äußeren hört an dieser Stelle jedoch schon auf. Das Bild, welches im Film von Kriemhild gezeigt wird, entspricht also allein der Interpretation der Filmschaffenden und erinnert in der Darstellung an die Anfang des 20. Jahrhunderts virulente Gretchen-Ikonographie (vgl. Essen 2018). In der Hand trägt sie ein dickes, in Leder gebundenes Buch, welches von einem Rosenkranz umschlungen ist, offenbar ein Psalter.[11]

Der christliche Habitus, welcher Kriemhild hier zugeordnet wird, bestätigt sich, als sie sich in derselben Einstellung bekreuzigt. Sie nimmt zusammen mit ihren Verwandten am Gottesdienst teil und wird als Mitglied einer gläubigen Gemeinschaft eingeführt, deren Zeremonien sie mit demütig gesenktem Haupt vollzieht, während der Psalter in ihrer Hand so schwer wiegen muss wie die Einbindung in den höfisch primär männlichen Personenverband. Die patriarchale höfische Gesellschaft übt Macht über Kriemhild aus und dass sowohl im mittelalterlichen Text als auch in der Verfilmung von Lang.

Fabich beschreibt das Leitmotiv als primär von Holzbläsern instrumentiert (vgl. Fabich 1993: 205). Genauer gesagt wird das Motiv von einer Klarinette eingeführt, von einer Querflöte und Violinen (I: 13/31) wiederholt und von einer Oboe abgerundet. Den Hintergrund bildet ein Klangteppich aus gebundenen Streicherharmonien, der stellenweise durch Harfen-Arpeggios ergänzt wird. Wenn das Motiv von den Violinen übernommen wird, bleiben die Holzbläser (Klarinette und Oboe) weiterhin präsent, was in der Instrumentierung den typisch ›weiblichen‹ Instrumenten entspricht, die Tagg und Clarida in ihrer Studie (siehe Kapitel 1.3) beschreiben.
In der eingangs erwähnten Zeit der Korrelation mit der Affektenlehre (siehe Kapitel 1.1) sind die kleinschrittigen Intervalle in der abwärtsführenden Melodie bereits als Ausdruck für Zärtlichkeit festgeschrieben. Die semantische Aufladung einer abwärtsgeführten Melodie und der zu hörenden Legato-Melodien wird laut Rieger bis heute negativ konnotiert. Sehnsucht wird mit ähnlichen Mitteln ausgedrückt wie unlösbare Konflikte, Traurigkeit oder Krankheit. Die bürgerliche Weiblichkeit der Oper des 19. Jahrhunderts wird ebenso wie Kriemhilds Bild melodisch mit regelmäßiger Rhythmik, Periodik

---

Film besser gesellschaftlich einbinden (und später politisch instrumentalisieren) ließ. Siehe hierzu Kiening/Herberich 2006: vor allem Kapitel 3 und 4, 196–211.

11 Liturgisches Buch, das die Psalmen enthält.

und kleinschrittigen Intervallen vorgetragen. Auch die geringeren Tempi im Zusammenhang mit den längeren Phrasen[12] sprechen laut der Studie von Tag und Clarida für eine stereotypisierte Weiblichkeit. Ebenso stellt Kriemhild selbst ein typisiertes Bild von Weiblichkeit dar, wie es von den Teilnehmer*innen der Studie mit den Melodien assoziiert wurde. Sie erscheint bei der Ausübung einer sozialen Handlung innerhalb eines sozialen Gefüges, das sie jedoch nicht gleichberechtigt einbindet. Attribuiert wird sie mit religiösen Symbolen anstatt mit Waffen, was ihre Einbindung in eine christlich-klerikale (im Mittelalter stark misogyne) Kultur betont. Antisoziales oder gar kriegerisches Verhalten werden mit den prototypischen Melodien nicht assoziiert. Die Frau hat keine Freiheit zum Waffentragen (und damit zur potenziellen Aggression).

Dieses stereotype Bild bestätigt der Film später noch auf visueller Ebene, wenn der Thronsaal der Burgunden im zweiten Gesang erscheint (S #23:06#). Männer und Frauen sind den beiden Seiten des Raumes zugeordnet. Während der Spielmann Volker singt und dabei von Siegfried erzählt, verrichten die Frauen Handarbeit. Kriemhild stickt (S #23:25#), während ihre Mutter Ute am Webstuhl sitzt (S #24:03#). Die beiden Brüder Gernot und Giselher (S #23:39#) lehnen währenddessen an der Wand und werden beim Zuhören mit Waffen und einem Jagdvogel gezeigt. Hagen wird (bedrohlich durch sein Leitmotiv) mit dem Schwert auf dem Schoß eingeführt (S #24:19#). Auch er trägt Waffen und sogar Rüstung. Die Frauen sind in die patriarchalen Gesellschaftsordnungen eingebunden, was vor allem an Kriemhild deutlich wird. Das stereotype Weiblichkeitskonstrukt, das schon durch Musik und Bild aufgerufen wird, bestätigt sich in den Parallelen zum Epos und dem weiteren Verlauf der Geschichte. Gerade im Epos wird deutlich, wie stark Kriemhild an Männer gebunden ist. Die Erfüllung ihres Lebens und ihres Schicksals ist einzig und allein abhängig von einem Mann: Dem überstilisierten Helden Siegfried, dem Drachentöter, »der über seinen Tod hinaus ihr gesamtes intellektuelles und emotionales Handeln bestimmt« (Bennewitz 1995: 42).

Die Verknüpfung von Siegfrieds Schicksal mit dem Kriemhilds wird schon durch die Musik angedeutet, bevor sie sich zum ersten Mal treffen. Wenn Siegfried den Burgundischen Hof erreicht, steht Kriemhild am Fenster (S #40:02#) und erblickt ihn, ohne dass er sie sieht. Als sie sich abwendet, ist ihr Leitmotiv zu hören, nun gefolgt vom »Verrat-Motiv« (Fabich

12 Aufeinanderfolgende Töne, die zu einer musikalischen Sinneinheit zusammengefasst werden können. Zum Beispiel Zusammenhang mehrerer aufeinanderfolgender Motive.

1993: 210) (S #40:40#; I: 34/32). Sie erzählt ihrer Mutter Ute, die derweil das Zimmer betreten hat, von ihrem unheilvollen Traum, der bereits auf das Schicksal Siegfrieds verweist. Nachdem der Traum mit seinen dazugehörigen Motiven gezeigt wurde, erklingt noch einmal Kriemhilds erstes Thema (S #42:01#) (Moll), welches diesmal jedoch von unheilvoll konnotierten chromatischen Abwärtsgängen begleitet (I: 35/34) und mit Siegfrieds »Schwertthema« (Fabich 1993: 209) verwoben wird. In dieser ersten Verwebung mit dem Kriemhildthema erscheint es ebenso in Moll und wird in der Streicherbegleitung nur leicht anzitiert; eine Verwebung der beiden Themen, die beim ersten direkten Aufeinandertreffen (S #46:20#) von Siegfried und Kriemhild wiederholt wird, diesmal aber keinen bedrohlichen Unterton enthält, der fatalistisch vorausdeutet. Erst nachdem Siegfried vom Wein getrunken hat, den ihm Kriemhild reicht, wird das Kriemhildthema (S #47:59#) erneut von Dissonanzen durchdrungen (I: 40/43) und der fatalistische Charakter der Verbindung schimmert musikalisch wieder durch. Ab dem ersten Blickkontakt ist Kriemhild von Siegfried beeinflusst.

Der Wechsel von Dur nach Moll tritt im Kriemhildthema ebenso nach dem Streit der beiden Königinnen (S ab #01:37:32#) auf der Treppe vor dem Wormser Dom auf. Als Kriemhild Brünhild den Armreif zeigt (S #01:40:33#), bricht Chaos am Hofe aus. Kriemhild lässt den Betrug um die Brautwerbung auffliegen (S #01:41:00#) und impliziert mit dem Armreif sogar noch eine mögliche Vergewaltigung Brünhilds durch den getarnten Siegfried. Brünhild fordert daraufhin mehrfach Siegfrieds Tod (S #01:42:08# und #01:43:41#), woraufhin Hagen die verwundbare Stelle Siegfrieds offenbart (S #01:44:04#). Als Siegfried die aufgewühlte Kriemhild vom Domhof wegführt, erklingt ihr Thema in Moll und wird mit chromatisch wandernden, bedrohlich wirkenden Streicher-Tremoli begleitet. Auch im folgenden Gespräch mit Hagen (S #01:50:28#) finden wir Moll-Varianten.

Kriemhilds zweites Motiv, das zu Zwecken der besseren Unterscheidbarkeit Rache-Motiv genannt werden soll, wird am Ende des ersten Teils eingeführt, als sie Siegfried betrauert, der vor ihrer Kammer abgelegt wurde. Als Hagen das Zimmer betritt und Kriemhild ihn erblickt, schöpft sie Verdacht und ihr tiefes Leid bahnt sich an, was musikalisch durch die gegeneinander laufenden chromatischen (Halbtonschritte) Melodie-Linien (doppelt gegenläufiger *passus duriusculus)* dargestellt wird (I: 94/13). Es ertönt noch einmal Siegfrieds Schwert-Thema in Moll (S #02:18:43#), woraufhin der

Schlussteil des Rache-Themas bereits zu hören ist, wenn Siegfrieds Wunde zu bluten anfängt,[13] als Hagen sich seinem Leichnam nähert.

Das Rache-Thema erklingt zum ersten Mal vollständig, als Kriemhild auf Hagen deutet und ihn des Mordes an Siegfried bezichtigt (S #02:19:01#). Es beginnt in Moll (I: 94/13, T13), wird chromatisch geführt und springt im Schlussteil um eine übermäßige Quarte abwärts (vgl. Fabich 1993: 206; Bullerjahn 2008: 10f.). Wie bereits erwähnt sind die nun auftretenden Dissonanzen, Molltonarten und Chromatiken allesamt negativ konnotiert. Die musikalischen Charakteristika entsprechen dabei genau dem gefährlichen Frauentyp nach Rieger, wodurch Bullerjahn auch zu dem Schluss kommt, Kriemhild sei im zweiten Teil als »böse Frau« (ebd.) gekennzeichnet.

Wie bereits gezeigt verbirgt sich aber hinter der musikalischen Konstruktion von Kriemhild noch mehr. Nicht nur, dass ihr Schicksal ab dem ersten Kontakt mit Siegfried musikalisch verwoben, fast schon vereinnahmt wird –, weder Fabich noch Bullerjahn beschreiben den übermäßigen Quartsprung des Rache-Themas genauer. Gerade dieses Intervall wird jedoch seit dem Barock als der *diabolus in musica* bezeichnet und vor allem in der romantischen Oper des 19. Jahrhunderts – also der einflussreichsten Zeit für die spätere Filmmusik – benutzt, um das Ominöse oder sogar Böse zu porträtieren (vgl. Drabkin 2001). Auch Bullerjahn benutzt die semantische Aufladung des Tritonus in ihrer Hitchcock-Analyse (vgl. Bullerjahn 2008: 13), lässt diesen Punkt aber in Bezug auf das Nibelungenlied außen vor. Da der Intervallsprung in der Melodie abwärts erfolgt, lässt sich der Tritonus weitergehend sogar noch als *saltus duriusculus* (latein etwas harter Sprung) beschreiben, was einerseits mit Falschheit konnotiert ist, aber auch tiefes Leid ausdrückt. Der Tritonus beschreibt Kriemhild so auf zweierlei Weise: Einerseits als ›böse‹, sogar teuflische Frau,[14] sodass sie weiterhin dem zweiten Typus stereotyper Weiblichkeit zugeordnet werden kann; Andererseits drückt er ihr tiefes Leid aus, welches sich mit den angeblich diabolischen Zügen mischt. Obwohl Bullerjahn allgemein die gender-unabhängige Verwendung des Tritonus betont (vgl. Bullerjahn 2008: 24), ist er im Kontext der musikalischen Codes von Kriemhilds Rache-Motiv negativ konnotiert und passt sich in die pejorative Darstellung des Frauenbildes ein.

13 Hier spricht man von der sogenannten ›Bahrprobe‹ als mittelalterlich literarischer Praxis, einen Mörder zu überführen. Ebenso in Hartmanns höfischem Roman Iwein.

14 Bemerkenswert ist daran vor allem, dass der Tritonus an die Beschreibung von Kriemhild im Epos anknüpft. Hier wird sie zum Schluss von Hagen als »valendinne« (St. Gallen Cod. 857 (B), Strophe 2368, Vers. 4), als Teufelin bezeichnet.

Fabich hat recht, wenn er von einer Dominanz des Rache-Themas im zweiten Teil »Kriemhilds Rache« spricht, wobei er auch Stellen aufzeigt, an denen das ursprüngliche Kriemhild-Thema noch zu hören ist (vgl. Fabich 1993: 206). Während des gesamten Epos und auch im Film bewegt sich Kriemhild innerhalb der gesellschaftlich vorgegebenen patriarchalen Strukturen. Siegfried bestimmt im zweiten Teil immer noch ihr Inneres, da sie für ihn und sein Andenken Rache nehmen will. Was vordergründig nach einem freieren Handeln aussieht, als sie sich scheinbar vom Burgunden-Hof emanzipiert, ist immer noch an männliche Herrschaft gebunden. Auch als Frau Etzels ist sie immer noch primär Ehegattin und muss ihr Handeln geheim halten, wenn es von den Intentionen ihres Gatten abweicht, oder diesen täuschen (vgl. Bennewitz 1995: 41f.). Der *saltus duriusculu*s passt dabei optimal zur dargestellten Falschheit. Ihr Handeln wird im zweiten Teil als Grenzüberschreitung musikalisch durchgehend negativ bewertet, was auf filmischer Ebene sogar bis zu einem Absprechen der Menschlichkeit getrieben wird (K #01:59:57#).

Wie beeinflusst diese Filmmusik?

Wie aufgezeigt wurde, ist Kriemhild durch die Musik mit bestimmten Merkmalen stereotyper Weiblichkeit konnotiert, die mit ihrer Rollenkonzeption innerhalb des Filmes und innerhalb des Epos konform gehen. Dabei eignen sich Leitmotive besonders gut, da sie nicht nur ein innerfilmisches Netz an Assoziationen schaffen und so den Abruf von Gedächtnisinhalten erleichtern, sie können dabei auch die Aufmerksamkeit auf relevante visuelle Details lenken und dabei das Gezeigte emotional etikettieren (vgl. Bullerjahn/Hantschel 2018: 280). Musik als Abrufreiz (hier auditive äußere Reize, die zuvor mit dem Reiz assoziierte Gedächtnisinhalte abrufen) trägt dazu bei, sich an die untermalten Bilder besser zu erinnern, wenn diese emotional passen (s.o. bestmöglicher ›fit‹).

Bullerjahn weist jedoch gleichzeitig darauf hin, dass man nicht generell von einer Manipulationskraft der Filmmusik ausgehen könne (vgl. ebd.: 281). Die gewünschten Wirkungen entfaltet Filmmusik demnach am besten bei suggestiblen Rezipient*innen sowie bei denen, die bereits von einer Meinung überzeugt sind, sodass diese Ansicht noch bestärkt wird (vgl. ebd.). Essenziell für die Suggestionskraft von Musik »scheint die wahrgenommene

Übereinstimmung von Bild und Musik zu sein« (ebd.), was bei der Leitmotivtechnik insbesondere in Bezug auf Fritz Langs Film meist gegeben ist. Figuren werden auf bestimmte Weise wiederholt emotional etikettiert. Die Musik erfüllt dabei in Bezug auf Kriemhild vor allem dramaturgische Funktion, indem sie Stimmung, Atmosphäre und szenischen Ausdruck verstärkt und die stereotyp ›weiblichen‹ Emotionen Kriemhilds plastisch macht (vgl. ebd.: 276). Gerade die Leitmotiv-Technik lässt sich dabei am deutlichsten mit den Merkmalen persuasiver musikalischer Funktionen beschreiben, sodass sich die Leitmotivik als das passendste großformale Gestaltungsprinzip herausstellt, um die Rezipient*innen zu beeinflussen. Sie bauen »neue Inhalte im Langzeitgedächtnis auf, während Musikklischees schon vorhandene abrufen« (ebd.: 273).

Diskurs und Performanz: Der gesellschaftliche *impact*

Wenn sich Leitmotive am besten im Gedächtnis abspeichern und sich besonders dazu eignen, Personen und Handlungen zu etikettieren, dann ist davon auszugehen, dass sie einen starken musikalischen Einfluss auf die Wissensordnungen ausüben, die das Kino vermittelt. Gerade durch das Wahrnehmen des Filmereignisses als eines einzigen kognitiven Akts wird die Aufmerksamkeit während der Rezeption selten auf die Musik gelenkt. Sie beschreibt im Hintergrund und moduliert dabei doch »empathische Reaktionen in Bezug auf die Protagonisten einer Narration« (ebd.). Als eines der meistrezipierten kulturellen Medien der Gegenwart übt der Film dabei Einfluss auf gesellschaftliche Diskurse aus. Wenn derartig stereotype Konstruktionen von Weiblichkeit breitenwirksam rezipiert werden, beeinflussen sie den Geschlechter-Diskus auf eine problematische Art und Weise. Die bürgerliche Annahme der Geschlechterdichotomie um 1800, die mit der Zuschreibung angeblich natürlicher Eigenschaften verbunden war (vgl. Rieger 1998: 240f.), wird dabei unbemerkt weitergetragen und festigt soziale Klassifikationen wie die Unterordnung der Frau. Die »ideologische Verkrustung der Geschlechterrollen im 19. Jahrhundert« (ebd.: 244) beeinflusst unsere Kultur und unsere Musik somit bis heute, sodass gerade im Kino nicht einfach nur das Bild bei der Analyse von Geschlechter-Konstruktion berück-

sichtigt werden darf. Wie gezeigt, manifestieren sich gerade auch in der Tonsprache misogyne Stereotypen, welche uns beim Filmkonsum auf einer sehr viel unterbewussteren und zugleich subtil persuasiven Ebene begegnen.

Diese Ebenen sind vielleicht nicht so offensichtlich wie die visuellen, dürfen aber in ihrem Einfluss auf die Diskurs-Bildung nicht unterschätzt werden. Um mit Butler zu argumentieren, muss gerade die Konstruktionshaftigkeit dieser Stereotypen, gerade das Metaphysische der vorgegebenen Identitäten erkannt und dekonstruiert werden. Geschlecht und Geschlechtsidentität beschreibt Butler als grundsätzlich fluid. Sie bilden sich im performativen Vollzug heraus und werden somit ständig neu erschaffen (vertiefend dazu: Butler 1988). Wenn diese Geschlechtsidentitäten durch die iterative Wiederholung gefestigt werden, müssen wir uns der Problematik bewusst werden, die ein Film wie »Die Nibelungen« mit sich bringt, der entscheidend die Übernahme der Geschlechter-Rollen geprägt hat. Selbst wenn sich die Darstellung der Frauenfiguren ändert, aber die musikalische Repräsentation weitestgehend gleichbleibt, so bleibt der Gender-Diskurs im Kino nicht nur teilweise den ideologischen Verkrustungen aus dem 19. Jahrhundert verhaften, sondern festigt diese auch noch in einer Zeit, in der das Kino einen derart hohen Einfluss auf die Diskursbildung ausübt.

Fazit/Ausblick: Ein roter Faden der Filmmusik-Stereotypie?

Greifen wir nun also auf die Anfangsfragen zurück, wie Geschlechter-Stereotypen auch musikalisch erzeugt werden und warum dieser bisher unterrepräsentierte Aspekt für die Geschlechter-Forschung eine sinnvolle Ergänzung darstellt. Die Analyserelevanz der Genderkonstruktion durch Filmmusik konnte auf der Basis der zitierten quantitativen Ergebnisse bereits eindeutig erwiesen werden. Gender-Konstruktion im Kino zu untersuchen bedeutet, den Film in seiner audiovisuellen Gesamtheit zu gewichten und die Wirkung der Filmmusik dabei nicht zu marginalisieren. Dabei hat sich die Leitmotivtechnik als bestmögliches musikalisches Mittel herausgestellt, bestimmte Konnotationen in Bezug auf die Rolle der Kriemhild zu vermitteln und das dargestellte klischeehafte Frauenbild musikalisch zu festigen. Die stereotype musikalische Beschreibung stimmt mit der Darstellung Kriemhilds im Epos und im Film überein, welche sie innerhalb eines patriarchalen Handlungsrahmens zeigt. Wird Kriemhild im Film von Hildebrand

per Schwertstreich getötet, so wird sie im Epos sogar zerstückelt. Einer Frau, die sich gegen die patriarchalen Männerbünde auflehnt, steht im Nibelungenlied kein heldenhafter Tod zu, sondern nur die absolute Vernichtung. Ihre ganze Existenz spielt sich auf einer Folie männlicher Zuschreibungen ab. So bleibt ihre »Rollenkonzeption bis zuletzt ›patriarchal‹ imaginiert« (Bennewitz 1995: 42).

Gerade das Nibelungenlied betont die negativen Auswirkungen ungleicher Geschlechterbeziehungen für alle beteiligten Geschlechter. So ist Bennewitz zuzustimmen, dass Kriemhild im Epos eindrücklich demonstriert, wie dieses »nach männlichen Spielregeln funktionierende Sinngefüge in sich die Voraussetzung zur Vernichtung beider Geschlechter trägt« (ebd.: 51). Auch in der Gegenwart schafft geschlechtliches *Othering* Ungleichheit und wirkt einem gesellschaftlichen wie politischen Zusammenhalt entgegen. Feministische Bewegungen haben bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts darauf hingewiesen, dass Frauen (und auch marginalisierte andere Geschlechter wie auch sexuelle Orientierungen) historisch die leidtragende Gruppe dieses Ungleichgewichts sind.[15] Dies anzugehen, heißt jedoch erst einmal, diese Strukturen in ihrer Komplexität innerhalb der Gesellschaft aufzudecken und zu dekonstruieren; vor allem auch in ihren subtilsten Wirkungsweisen, was gerade die Medienlandschaft miteinschließt. Laut Rieger ist es eine Aufgabe der Postmoderne im Erbe der Dekonstruktion Derridas, alle vorherrschenden Dualismen zu hinterfragen (vgl. Rieger 1998: 249), wobei keine vorherrschende Wahrheit als absolut gesetzt gelten darf, sondern aufgrund ihres metaphysisch-absoluten Charakters stutzig machen muss.

Abseits mannigfaltiger feministischer, queertheoretischer und anderer Ansätze der Kritik der Geschlechterverhältnisse beginnt eine Veränderung grundsätzlich immer mit einem Bewusstsein des Problems. In Bezug auf die Filmmusik bedeutet dies, dass wir uns erst einmal dem diskursiven Charakter des Films stellen müssen, was seinen Einfluss auf die Subjekt-Konstitution betrifft. Die übernommenen Diskurse werfen Subjekte in diese vorhandenen Systeme hinein und bringen neue Subjekte im Austausch mit dem Vorhandenen hervor. Wurden emanzipatorische Handlungen weiblicher Charaktere in Filmen des 20. Jahrhunderts noch deutlich negativer konnotiert, gibt es zwar heute schon positivere Filmbeispiele, aber auch noch genug

15 Zur Chronologie der Frauenbewegungen ab Olympe de Gouges vgl. Gerhard, Ute: Frauenbewegung und Feminismus: Eine Geschichte seit 1789. München 2018.

Rückständigkeit im Kino (vgl. Bullerjahn 2008: 24). Rieger weist auf die historische Wandelbarkeit eines jeden erkannten Diskurses hin, setzt jedoch voraus, dass eine neue Wandlung erst erreicht werden kann, wenn es

»in der westlichen Gesellschaft nicht mehr ›verbrecherisch‹ für die Frau ist, ihre Subjektivität auszuleben und die Darstellungen des Weiblichen sie nicht mehr einengen« (ebd.: 237).

Natürlich ist die Gender-Konstruktion durch Filmmusik nur ein Faden in einem komplexen Netz der Gender-Diskurse, doch kann er nur historisch und diskurstheoretisch in seiner Prägnanz erkannt werden. An der Verfilmung von Fritz Lang kann dabei der Faden musikalischer Stereotypen nachverfolgt und deren Übergang in die Filmmusik ausgemacht werden. So leistet dieser rote Faden der musikalischen Geschlechter-Stereotypen nur einen Beitrag im komplexen Diskursgewebe, doch muss man alle Fäden kennen, wenn der Stoff patriarchal gewebter Ungleichheit vollständig aufgelöst und ein gerechteres Geschlechterverhältnis geschaffen werden soll.

Literatur

Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2010), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie.* Wiesbaden.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (2007), *Feministische Theorien zur Einführung*, 4., vollst. überarb. Aufl. Dresden.

Bennewitz, Ingrid (1995), »Das Nibelungenlied – Ein ›Puech von Chrimhilt‹? Ein geschlechtergeschichtlicher Versuch zum ›Nibelungenlied‹ und seiner Rezeption«, in: Klaus Zatloukal (Hg.), *3. Pöchlarner Heldengespräch. Die Rezeption des Nibelungenliedes*, Philologica Germanica 16, Wien, S. 33–52.

Bullerjahn, Claudia (2001): *Grundlagen der Wirkung von Filmmusik*. Augsburg.

Bullerjahn, Claudia (2005), »Analyse von Filmmusik und Musikvideos« in: Lothar Mikos/Claudia Wegener (Hg.), *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch.* Konstanz, S. 484–495.

Bullerjahn, Claudia (2008), »Gender-Konstruktion durch Filmmusik. Eine analytische Betrachtung am Beispiel der Vertonung von Frauenfiguren in Filmen von Alfred Hitchcock und im neueren Frauenfilm«, in: *Kieler Beiträge zur Filmmusikforschung 2.*, Kiel, S. 7–26.

Bullerjahn, Claudia/Hantschel, Florian (2018), »Musik im audiovisuellen Kontext: Film, Fernsehen, Video(spiel)«, in: Andreas C. Lehmann/Reinhard Kopiez (Hg.), *Handbuch Musikpsychologie*, Bern, S. 273–290.

Butler, Judith (1988), »Performative Acts and Gender Constitution. An Essay in Phenomenology and Feminist Theory«, in: Johns Hopkins (Hg.), *Theatre Journal.*, 40, Baltimore.

Cooke, Mervyn (2001), »Film music«, in: *Oxford Music Online. Grove Music Online,* https://www.oxfordmusiconline.com/grovemusic/view/10.1093/gmo/9781561592630.001.0001/omo-9781561592630-e-0000009647, letzter Zugriff: 29.05.2020.

Deutscher Bühnenverein (2019), »Anzahl der Besucher von Opern in deutschen Theatern in den Spielzeiten 2007/08 bis 2017/18«, in: *Statista, Statista GmbH,* https://de.statista.com/statistik/daten/studie/205067/umfrage/anzahl-der-besucher-von-opern-in-deutschen-theatern/, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Deutscher Bühnenverein (2019), »Anzahl der Besucher von öffentlich Betriebenen Theatern in Deutschland in den Spielzeiten 2007/08 bis 2017/18«, in: *Statista, Statista GmbH,* https://de.statista.com/statistik/daten/studie/463519/umfrage/anzahl-der-besucher-von-theatern-in-deutschland/, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Drabkin, William (2001), »Tritone (Lat. *tritonus*)«, in: *Oxford Music Online. Grove Music Online,* http://www.oxfordmusiconline.com/grovemusic/view/10.1093/gmo/9781561592630.001.0001/omo-9781561592630-e-0000028403, letzter Zugriff: 11.04.2019.

Fabich, Rainer (1993), *Musik für den Stummfilm. Analysierende Beschreibung originaler Filmkompositionen*, Frankfurt/M. Europäische Hochschulschriften, Reihe 36, Musikwissenschaft, Bd. 94, Vorh. Phil. Diss., 1992, München.

FFA (2019), »Anzahl der Kinobesucher in Deutschland in den Jahren 1993 bis 2018 (in Millionen)«, in: *Statista, Statista GmbH,* https://de.statista.com/statistik/daten/studie/2194/umfrage/entwicklung-der-anzahl-der-kinobesucher-in-deutschland-seit-1993/, letzter Zugriff: 28.12.2019.

Gerhard, Ute (2018), *Frauenbewegung und Feminismus: Eine Geschichte seit 1789,* München.

Grotjahn, Rebecca (2010), »Musik. Frauen- und Geschlechterforschung in der Musikwissenschaft«, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden, S. 774–773.

Kiening, Christian/Herberich, Cornelia (2006), »Fritz Lang: Die Nibelungen (1924)«, in: Christian Kiening/Heinrich Adolf (Hg.), *Mittelalter im Film*, Ingrid Kasten/Niklaus Largier/Mireille Schnyder (Hg.), *Trends in Medieval Philology,* 6, Berlin/New York, S. 189–225.

Kortendiek, Beate/Riegraf, Birgit/Sabisch, Katja (Hg.) (2019), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Reihe: Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 65, Wiesbaden.

McClary, Susan (1991), *Feminine Endings. Music, Gender and Sexuality,* Minneapolis.

Rieger, Eva (Hg.) (1980), *Frau und Musik: Bibliographie 1970 – 1996,* Frankfurt/M.

Rieger, Eva (1981), *Frau, Musik und Männerherrschaft. Zum Ausschluß der Frau aus der deutschen Musikpädagogik, Musikwissenschaft und Musikausübung,* Frankfurt/M., Berlin.
Rieger, Eva (1996), *Alfred Hitchcock und die Musik. Eine Untersuchung zum Verhältnis von Film, Musik und Geschlecht,* Wissenschaftliche Reihe, Bd. 84, Bielefeld.
Rieger, Eva (1998), »›Gender Studies‹ und Musikwissenschaft – ein Forschungsbericht«, in: *Die Musikforschung 48*, Kassel, S. 235–250.
Tagg, Philip (2006), »Music, Moving Images, Semiotics and the Democratic Right to Know«, in: Steven Brown/Ulrik Volgsten (Hg.), *Music and Manipulation: On Social Uses and Social Control of Music,* New York/Oxford, S. 163–186.
von Essen, Gesa (2018), »Margarete alias Gretchen: Fausts Geliebte in wechselnden Ansichten« in: Roger Diederen/Thorsten Valk (Hg), *Du bist Faust: Goethes Drama in der Kunst,* München/London/New York, S. 94–103.
von Redecker, Eva (2011), *Zur Aktualität von Judith Butler. Einleitung in ihr Werk,* Wiesbaden.

Quellen

Lang, Fritz, (1924), *Die Nibelungen,* open source, Teil I, Siegfried, https://www.youtube.com/watch?v=87zHl8vuEnw, letzter Zugriff: 12.04.19. Teil II, Kriemhilds Rache, https://www.youtube.com/watch?v=W0r85nbCE7U, letzter Zugriff: 12.04.2019.
Heinzle, Joachim (Hrsg.), *Das Nibelungenlied und die Klage*, Nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen. Mittelhochdeutscher Text, Übersetzung und Kommentar, Berlin 2015.
Huppertz, Gottfried, I. Teil, Siegfried in 7 Gesängen, Op., 25, und II. Teil, Kriemhild´s Rache in 7 Gesängen, Op., 26, Klavierauszüge, Berlin, Decla-Bioscop AG 1924, Teil I: Siegfried: https://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN672335107&PHYSID=PHYS_0001&DMDID=DMDLOG_0001, letzter Zugriff: 12.04.2019, Teil II: Kriemhilds Rache, https://digital.staatsbibliothekberlin.de/werkansicht?PPN=PPN672335301&PHYSID=PHYS_0001&DMDID=DMDLOG_0001, letzter Zugriff: 12.04.2019.

»The Queerest Space of All is the Void«[1]

Über den Zusammenhang von Spuren und lesbischem Feminismus in Kaucyila Brookes künstlerischer Gegen__Dokumentation »The Boy Mechanic/Los Angeles« (seit 2005)[2]

Oliver Klaassen

Nach Betreten eines der Räume in der von Julia Schäfer kuratierten Ausstellung »Warum etwas zeigen, was man sehen kann?« (25.02.–07.05.2006) in der Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig stand tran[3] an einer Stelle zwischen zwei gerahmten Fotografien (Abb. 1–2). Während auf der Fotografie rechts an der Wand (Abb. 3) von einer Hauptstraße aus die Vorderfront eines von anderen Gebäuden umgebenden Flachdachgebäudes fokussiert wird, gleitet der Blick der Betrachtenden auf der Fotografie links an der

1 Betsky 1997: 182.

2 Bei diesem Artikel handelt es sich um ein sich in Arbeit befindliches Analysekapitel zu Kaucyila Brookes The Boy Mechanic/Los Angeles (seit 2005) aus meiner Doktorarbeit mit dem vorläufigen Arbeitstitel »Radikal-ambigue Politiken queer-feministischer Un_Sichtbarkeit(en) in zeitgenössischer künstlerischer Fotografie«. Ein besonderer Dank gilt sowohl Prof. Dr. Ansgar Schnurr und den Mitgliedern des Doktorand_Innenkolloquiums »Methodologie kunst- und kulturwissenschaftlicher Geschlechterforschung« am Institut für Kunst und visueller Kultur an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg als auch den Herausgeber_Innen dieses Sammelbandes für ihr wertvolles Feedback, das in den vorliegenden Artikel Eingang gefunden hat.

3 Im Sinne einer queer-feministisch motivierten (Schrift-)Sprache ersetze ich das generalisierende ›man‹ durch ›tran‹. Im Aufsatz benutze ich außerdem zum einen den Asterisk (*), um Denaturalisierung und kulturelle Konstruiertheit von Kategorien wie z.B. Frau* zu signalisieren. Es soll verdeutlichen, dass sich z.B. der Begriff Frau hier auf alle Personen bezieht, die sich unter dieser Bezeichnung definieren, definiert werden und/oder sich sichtbar gemacht sehen. Zum anderen verwende ich neben den Gender Gap (_) – eine queere Widerstandsstrategie, die darauf hinweist, dass es mehr als zwei (soziale) Geschlechter und Geschlechtsidentitäten gibt, und jene Menschen anzusprechen sucht, welche sich z.B. einer oder mehrerer Geschlechtsidentitäten zugehörig fühlen – weiterhin das Binnen-I, das auf die ursprüngliche feministische Forderung nach einer geschlechtssensiblen Sprache zurückgeht und deshalb im queeren Kanon nicht in Vergessenheit geraten sollte.

Wand (Abb. 4) auf ein eingezäuntes unbebautes Grundstück mit einem kurzen grünen Rasen, das von Gebäuden umgeben ist. Was beide Fotografien neben der Frontalansicht und einem blauen, fast wolkenfreien Himmel, der in Länge und Breite die Hälfte des Formats ausmacht, gemeinsam haben, ist die Absenz von menschlichen Körpern.





Abb. 1–2: Zwei Präsentationsansichten von »The Boy Mechanic/Los Angeles« (seit 2005) in der Ausstellung »Warum etwas zeigen, was man sehen kann?« (25.02.–07.05.2006) in Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig.

(Quelle: Kaucyila Brooke)



Abb. 3: Kaucyila Brooke; »The Oxwood Inn, Van Nuys, CA«; Chromogenic Print; 40 x 55 in. (113 x 151 cm).

(Quelle: Kaucyila Brooke)



Abb. 4: Kaucyila Brooke; »4888-4878 Lankershim Blvd. (formerly Club 22 and The Big Horn), North Hollywood, CA«; 2006; Chromogenic Print; 40 x 55 in (113 x 151 cm).

(Quelle: Kaucyila Brooke)

Ohne Kontextwissen könnte tran annehmen, dass es sich um Architekturfotografie im städtischen Kontext mit dem Fokus auf das Exterieur handelt. Mit Berücksichtigung von Kontextinformationen erscheint das Abgebildete jedoch in einem anderen Licht: Wie tran der rechts auf dem Fußboden angebrachten Beschriftung im Ausstellungsraum entnehmen kann, sind beide Fotografien Bestandteil des Teilprojektes »The Boy Mechanic/Los Angeles« (»TBM/L.A.«) (seit 2005), das wiederum zum multimedialen Großprojekt »The Boy Mechanic« (»TBM«) gehört, an dem die lesbische Künstlerin* Kaucyila Brooke[4] (*23.08.1952 in Oregon City, Oregon) seit 1996 arbeitet.[5]

4 Brooke beschäftigt sich seit den 1980er Jahren mit Fragen nach lesbischen Identitäten und deren kulturellen Konstruktionen u.a. mithilfe von Fotografien, Foto-Text-Narrationen und theoretischen Essays. Für mehr Informationen siehe die Website der Künstlerin*: http://www.kaucyilabrooke.com.

5 Das forschungsbasierte und multimediale Projekt, das bisher aus 81 Fotografien von Standorten ehemaliger und noch existierender Lesbenbars, drei Videos, einer Website,

Einer (Begleit-)Broschüre zur Ausstellung konnten die Besuchenden entnehmen[6], dass es in Brookes Projekt um das »Kommen[…] und Gehen[…] von Lesbenbars« (Schäfer 2006: 5) gehen würde.

Die zwei Fotografien geben demnach Standorte ehemaliger und noch existierender Lesbenbars zu sehen: in »The Oxwood Inn, Van Nuys, CA«, der Fotografie rechts an der Wand, die Frontalansicht von der Lesbenbar »Oxwood Inn«, die zum Zeitpunkt der Aufnahme bereits 35 Jahre existierte. Dagegen rückt in »4888-4878 Lankershim Blvd. (formerly Club 22 and The Big Horn), North Hollywood, CA«, der Fotografie links an der Wand, etwas ins Blickfeld, das fehlt: ein leeres Grundstück, auf dem sich – darauf verweist das »formerly« im Titel – in der Vergangenheit ein Gebäude befand, das die zwei Lesbenbars »Club 22« und »The Big Horn« beherbergte. Fotografisch festgehalten werden damit nicht nur die Gebäude von Lesbenbars in Frontalansicht, sondern auch das, was zurückbleibt, wenn eine Lesbenbar samt des dazugehörigen Gebäudes verschwunden ist: Gemeint sind Spuren, die sich im zu sehen gegebenen unbebauten Grundstück materialisieren.

Dieses aus zwei Fotografien bestehende Ausstellungsdisplay, das mich zugleich irritiert und fasziniert, stellt für meinen Aufsatz den Ausgangpunkt dar, um über folgende Fragen nachzudenken: Inwiefern geben die in »TBM/L.A.«. fotografisch dokumentierten Fassaden und unbebauten Grundstücke Aufschluss über die Geschichte von Lesbenbars? Und inwiefern kann das fotografische Einfangen von Spuren[7] ein potentielles visuelles

---

einer von Hand gezeichneten Karte mit unzähligen Fotografien, einem zehnteiligen Postkartenset, vier Drucken und einem Poster besteht, umfasst folgende fünf Teilprojekte: »The Boy Mechanic/San Diego« (1995–2004), »TBM/L.A.« (seit 2005) – das im (Analyse-)Fokus dieses Aufsatzes steht –, »The Boy Mechanic/Cologne« (2006), »The Boy Mechanic/San Francisco« (2007–2017) und »The Boy Mechanic/East Bay« (seit 2018). Die Medienauswahl für jedes Teilprojekt ist für Brooke immer an den Charakter der jeweiligen Stadt gekoppelt (vgl. Brooke o.J.)

6 Die Ausstellung brachte Kunstwerke von Kaucyila Brooke, Valie Export, Tom Burr, Knut Asdam und Marion Porten zusammen, die alle auf unterschiedliche Weise Fragen von Geschlecht, Sexualität und Raum verhandeln.

7 Zum Spurbegriff siehe einführend Krämer 2016, die hierin der Spur folgende zehn Attribute zuordnet: Abwesenheit, Orientierungsleistung, Materialität, Störung, Unmotiviertheit, Beobachter_Innen- und Handlungsfähigkeit, Interpretativität-Narrativität-Polysemie, Zeitenbruch, Eindimensionalität und Unumkehrbarkeit sowie Medialität-Heteronomie-Passivität. Ich möchte darauf hinweisen, dass es mir nicht um ein medienreflexives Ergründen des Verhältnisses zwischen Spur, Abdruck oder Index des Realen am Beispiel von Fotografie geht. Für einen Überblick über die Theorien des Index und der Spur im Bereich der Fotografie, siehe Dubois 1998. Zur uneindeutigen Verwendung des Spur-Paradigmas in der Fotografie, siehe außerdem Geimer 2016.

Werkzeug sein, Betrachtende im Prozess der Rezeption dazu anzuregen, sich an Nicht-Mehr-Existentes (wie z.B. »Club 22« und »The Big Horn«*)* zu erinnern?

Da es fotografische Aufnahmen von Standorten ehemaliger und noch existierender Lesbenbars sind, die sich wie ein roter Faden durch alle fünf Teilprojekte von TBM« ziehen, werde ich mich vordergründig auf die zwei oben genannten Fotografien aus »TBM/L.A.« konzentrieren. Auf den Umstand, dass dieses Teilprojekt – wie ich im Folgenden darlegen werde – sowohl dokumentarische als auch gegendokumentarische Charakteristika aufweist, möchte ich mit der Schreibweise Gegen__Dokumentation hinweisen. Gängige Definitionen des Dokumentarischen in Frage stellend – vor allem solche, die den Anspruch auf Wahrheit, Objektivität, Realität und Authentizität proklamieren –, begreife ich in Anlehnung an Hito Steyerl das Dokumentarische, das sich einer stilistischen oder inhaltlichen Festlegung verweigert,[8] als etwas, das sich vor allem durch »Unschärfe« (Steyerl 2008: 7), »Unsicherheit« (ebd.: 9) und »Zweifel« (ebd.: 9) auszeichnet. Davon ausgehend, verstehe ich Gegendokumentation in Anlehnung an die internationale Tagung »GEGEN\DOKUMENTATION«, die im November 2018 an der Ruhr-Universität Bochum stattfand, als »eine Antwort auf die Provokation des Dokumentarischen […], ›Wirklichkeit‹ zu erfassen, darzustellen und zu kontrollieren« (Die Doktorand_Innen des Graduiertenkollegs Das Dokumentarische. Exzess und Entzug 2018: 1). Anstatt eine gegensatzbildende Differenz zu (re-)produzieren, markiert der langgezogene Unterstrich – in Abgrenzung zum Gender Gap – zwischen Dokumentation und Gegendokumentation das im Fokus meines Aufsatzes stehende Verhältnis als potenzielles Wechselverhältnis.[9] Der Unterstrich bietet mir deshalb die Möglichkeit, am Beispiel von »TBM/L.A.« nicht nur die Trennlinien und Grenzziehungen zwischen Dokumentation und Gegendokumentation zu

---

8 So resümiert Hito Steyerl: »Je genauer wir versuchen, das Wesen des Dokumentarischen festzuhalten, desto mehr entzieht es sich in den Nebel vager Begrifflichkeiten« (Steyerl 2008: 8f.)

9 Auch die Doktorand_Innen des Graduiertenkollegs »Das Dokumentarische. Exzess und Entzug« konstatieren: »[…] [D]ie Unterscheidung zwischen dem Dokumentarischen und dem Gegendokumentarischen erweist sich als schwer zu greifendes Kippmoment, das eine anhaltende Reflexion und eine intensive Auseinandersetzung um die Ansprüche notwendig macht, die den dokumentarischen Akten im Kern des Gegendokumentarischen zu Grunde liegen« (Die Doktorand_Innen des Graduiertenkollegs Das Dokumentarische. Exzess und Entzug 2018: 2).

hinterfragen, sondern auch ein verbundenes Dazwischen sowie die Leerstellen und Zwischenräume zu markieren, die in der Beschäftigung mit dem Gegenstand gefüllt werden sollen.

ANDERES dokumentieren: Zur Geschichte, zur strategischen Unsichtbarkeit und zum Verschwinden von Lesbenbars

Dass lesbische Frauen* sich in Bars treffen, lässt sich in den USA bis ins späte 19. Jahrhundert zurückverfolgen, während dagegen Bars für ein exklusiv-lesbisches Klientel, sogenannte Lesbenbars, vor allem seit den 1920er-Jahren existieren (vgl. Wolfe 1997: 307, 311).[10] Lesbenbars verstehe ich Anlehnung Yolanda Retter als »urban lesbian spaces« (Retter 1997: 327), die sie definiert als »physical sites where lesbians congregate for a variety of purposes and where we feel a range of comfort and safety« (ebd.). Es handelt sich hierbei also um Räume, die weibliche* Genderidentität, lesbisches Begehren und Sichtbarkeit[11] (re-)affirmieren. Auch Brooke misst lesbischen

10 Was im Globalen Norden in neoliberalen, homonormativen und -nationalen Zeiten kommerzieller, kapitalistischer und rechtlicher Vereinnahmung von LSBT*I*Q+-Kultur (Abkürzung: lesbisch, schwul, trans*, inter*, queer* und weitere sexuelle und/oder geschlechtliche Identitäten, die von der Heteronorm abweichen) häufig in Vergessenheit gerät (vgl. u.a. Drucker 2015, Duggan 2003 und Puar 2007), ist, dass ursprünglich Verfolgung und Verbot dafür verantwortlich waren, warum Menschen, die geschlechtlich und/oder sexuell von der Norm abweichen, ihre Freiräume zum Beispiel in Form von Bars erschlossen. Sie gaben Schutz vor Beobachtung und Ausgrenzung und waren damit Orte der Sicherheit und Geborgenheit. Zu Bedeutung von Bars und Clubs im Leben von LSBT*I*Q+ Menschen, siehe insbesondere Bess/Lynch 2017. Allgemein zur queerer Raumaneignung und -besetzung, siehe einführend Brent Ingram/Bouthillette/Retter 1997 und Beemyn 1997. Auch ich als weißer homosexueller Mann* messe queeren Schutzräumen wie Clubs und/oder Bars insbesondere deswegen eine enorme Bedeutung bei, weil sie mich u.a. in meiner Persönlichkeitsentwicklung, meinem Coming-Out und der damit verbundenen Selbstliebe und -akzeptanz maßgeblich unterstützt haben.

11 Sichtbarkeit wird häufig als visuelle Kategorie mit Sehbarkeit und als politische bzw. soziale Kategorie mit Erkennbarkeit gleichgesetzt. Ähnlich wie u. a. Sabine Fuchs wende ich mich jedoch gegen eine metonymische Verwendung des Begriffes Sichtbarkeit für Erkennbarkeit, weil dadurch unweigerlich ein Repräsentationssystem gestützt wird, das visuelle Repräsentation privilegiert und auf das Konzept der Evidenz setzt (vgl. Fuchs 2009: 150). Meinem Artikel liegt ein Verständnis von Sichtbarkeit als eine kulturhistorische Konstruktion zugrunde, die als politische Kategorie kaum ohne Ambivalenzen zu denken ist (vgl. u.a. Schaffer 2008). Da Sichtbarkeit im Sinne von Macht oder Ermächtigung, Anerkennung, Respekt und Wahrheit auch immer die Gefahr

Orten und Zusammenkünften wie Bars »für die Geschichte sozialen Raum« (Brooke 2003: 27) und für die Formierung einer lesbischen Identität einen hohen Stellenwert bei (vgl. Brooke 2019: 8). [12]

Bei den zwei Fotografien »The Oxwood Inn, Van Nuys, CA« und »4888-4878 Lankershim Blvd. (formerly Club 22 and The Big Horn)«, »North Hollywood, CA« handelt es sich um eines von insgesamt vier Bestandteilen aus dem Teilprojekt »TBM/L.A.« an dem Brooke seit 2005 arbeitet: In einem Video[13] (#11:27#) wird eine fast gänzlich unkommentierte Endlosfahrt in Slow Motion gezeigt. Brooke filmte dafür in einem Drive-By-Shooting die insgesamt 16 Standorte ehemaliger und noch existierende Bars in L.A. ab und fügte nachträglich am unteren Bildrand schwer erkennbar die Barnamen in weißer Schrift hinzu. Eine riesige, von Hand gezeichnete und mit Fotografien versehene Karte (Abb. 5), die in der Ausstellung »Warum etwas zeigen, was man sehen kann?« vor einer Fensterfront installiert wurde, lud dazu ein, sich im wahrsten Sinne des Wortes einen Überblick verschaffen, indem tran mit den Augen die Boulevards mit den Lesbenbarstandorten sinnlich und gedanklich entlangfahren konnte. In stark vereinfachter und reduzierter Form zeichnete Brooke mit verschiedenfarbiger Kreide auf schwarzer Tafelwandfarbe Straßen in Orange, Blau und Lila nach und markierte die 16 Standorte ehemaliger und noch existierender Lesbenbars jeweils mit einem Stern. Zu jeder Bar wurden nicht nur Fotografien – in der Regel mehrere Außenansichten, die teilweise collageartig und sich teilweise überlappend zusammengefügt werden – im Postkartenformat an die Wand gepinnt, sondern auch Handgeschriebenes hinzugefügt. Die Website[14] zu »TBM/L.A.« schließlich ist unter anderem gekennzeichnet durch eine Mischung aus abfotografierter Karte und digitalen (Steuerungs-)Elementen.

beinhaltet, zu normieren/normalisieren und zu stereotypisieren, ist eine Auseinandersetzung mit der Frage nach den Bedingungen von Sichtbarkeit unerlässlich (vgl. u.a. Schade/Wenk 2011). Diesem Verständnis von Sichtbarkeit als epistemologische Rahmung liegt in repräsentationskritischer Manier ein konstitutives Abhängigkeitsverhältnis von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit zugrunde.

12 Nach Ardy Tibby sind Lesbenbars »the foundations of lesbian life and culture« (Tibby 2017: 150) und Yolanda Retter spricht von »sites of pioneer lesbian resistance« (Retter 1997: 332). Vertiefend zur historischen Bedeutung von Lesbenbars siehe insbesondere Cartier 2013.

13 Das Video ist frei verfügbar auf YouTube: https://www.youtube.com/watch?v=qnT8CWcwC_A&t=252s.

14 http://www.theboymechanic.com

Die Außenansichten von den Bars zusammen mit abgetippten Informationen dazu haben durch die vorgegebene Abfolge, durch die tran sich durchklicken kann, einen narrativen Charakter.



Abb. 5: Kaucyila Brooke; Karte von »The Boy Mechanic/Los Angeles«; Kreidetafelfarbe, verschiedenfarbige Kreide, Fotografien; 9 x 4 m; Präsentation in der Ausstellung »Warum etwas zeigen, was man sehen kann?« (25.02.–07.05.2006) in der Galerie für Zeitgenössische Kunst Leipzig.

(Quelle: Kaucyila Brooke)

»TBM/L.A.« ist wiederum – wie bereits von mir zu Beginn des Aufsatzes erwähnt – Bestandteil des großangelegten und noch nicht abgeschlossenen Projektes »TBM« (seit 1996). Nicht nur Brooke selbst betont immer wieder den dokumentarischen Anspruch ihres Großprojektes,[15] sondern auch in

---

15 So würde das Projekt die »Geschichte des Auftauchens und Verschwindens lesbischer Bars« (Brooke 2003: 27) dokumentieren bzw. sei eine Dokumentation der sich stetig verändernden städtischen Raums (vgl. Brooke o. J.).

vielen Besprechungen wird immer wieder auf den dokumentarischen Charakter der Arbeit hingewiesen.[16] Und in der Tat erfüllt das Teilprojekt »TBM/L.A.« viele Charakteristika des Dokumentarischen: Mithilfe von etablierten und beliebten medialen dokumentarischen Formen wie Fotografie und Film sowie eines seriellen Arbeitsprinzips werden visuelle Informationen über bestehende und nicht mehr existierende Lesbenbars festgehalten. Nicht zuletzt werden zum Beispiel die Fotografien mit dem Aufnahmeort, dem Aufnahmejahr und im Titel mit einem Hinweis auf das versehen, was sie zeigen.

Brooke gibt mit ihren Außenansichten in »TBM/L.A.« Standorte ehemaliger und noch existierender Lesbenbars zu sehen, die für Nicht-Wissende als solche auf den ersten Blick nicht unbedingt wahrnehmbar und decodierbar sind. Das hat mit dem Umstand zu tun, dass es sich hierbei oftmals um Räume handelt, die sich ins Stadtbild einfügen, ohne erkannt zu werden (vgl. Wolfe 1997: 318). Die Künstlerin* beschreibt jenen Camouflage-Charakter[17] von Lesbenbars, sich problemlos und unbemerkt in das Stadtbild wie zum Beispiel von L.A. einfügen und dadurch nur für einen Insider-Kreis erkenn- und identifizierbar zu sein, als »linguistische[s] Schutzschild« (Brooke, in Joselit 2008: 124).[18] Diese strategische Unsichtbarkeit[19] von Lesbenbars war und ist insofern politisch, als dass sie vor allem in Zeiten repressiver Regimes im Globalen Norden minoritäre[20] Subjeke und ihren Räumen Schutz vor homophoben Angriffen, polizeilicher Kontrolle und strafrechtlicher Verfolgung bot und weiterhin bietet.[21] Dass

16 »TBM« würde das »(Ver-)Schwinden von Lesbenbars« (Cifarelli 2005: 12; übers. O.K.) und »das Kommen und Gehen von Lesbenbars« (Prinzhorn 2004: 8) dokumentieren.

17 Zur Camouflage als queere Strategie insbesondere im Feld von Kunst und visueller Kultur, die Jonathan D. Katz auch als »poetic postmodernism« (Katz 2015: 37) beschreibt, siehe Katz 2015.

18 So hält auch Gabriel Cifarelli in seiner Auseinandersetzung mit »TBM/L.A.« fest: »In the photographs of the bars' facades, very little architectural detail reflects the use or meaning of the site.« (Cifarelli 2005: 12) Nach Kelly Hankin ist es der »paradoxically clandestine and public character« (Hankin 2001: 36), die beide zusammen »enabled and (ostensibly) concealed lesbian public life« (ebd.).

19 David Joselit spricht auch von »in klarer Sicht versteckten queeren Orten« (Joselit 2008: 124).

20 Mit der grammatikalischen Form minorisierend bzw. minoritär (vs. majorisierend und majoritär), die den Prozess des strukturellen Deprivilegierens, des Zur-Minderheit-Machens bezeichnet, möchte ich naturalisierenden Ideologien entgegentreten. Diese Begriffskonstruktion erlaubt es mir, auf Prozesse des Gemacht-Werden zu verweisen.

21 So hält Barbara A. Weightmann fest: »The gay bar, with its varying combinations of locational, imageability, and accessibility factors, is a protected place. […] A sheltered and

Unsichtbarkeit als das Unmarkierte auch Kennzeichen von Machtpositionen sein kann, stellt die feministische Wissenschaftlerin Peggy Phelan bereits Anfang der 1990er Jahre heraus (vgl. Phelan 1993: 6). Mit ihrer (Gegen-)These hinterfragt Phelan das Streben nach Sichtbarkeit als begehrenswertes Ziel für minoritäre Subjekte und übt damit Kritik an affirmativen Rufen nach Sichtbarkeit und Sichtbarmachung.

Der Umstand, dass »lesbian public space« (Retter 1997: 335) in L.A. zunehmend schwindet, bestätigt auch das Teilprojekt »TBM/L.A«.[22] Während die Künstlerin* zum Zeitpunkt der Aufnahmen in 2005 an den 16 aufgesuchten Adressen nur noch fünf existierende Lesbenbars auffinden konnte,[23] verzeichnet L.A. im Jahr 2020 keine einzige Lesbenbar mehr.[24] Schaut tran sich zum Beispiel einen im April 2019 aufgenommenen Google-Maps Street View vom Standort des »Oxwood Inn« an, das 2017 schloss, ergibt sich ein ähnliches Bild wie bei »4888-4878 Lankershim Blvd. (formerly Club 22 and The Big Horn), North Hollywood, CA«: ein eingezäuntes unbebautes und als Baustelle gekennzeichnetes Grundstück, auf dem vermutlich bald ein neues Bauprojekt entsteht. Die Gründe für die Schließungen von Lesbenbars sind vielfältig und komplex zugleich: Mal abgesehen vom Mangel an Finanzierung und von internen ›Kämpfen‹ (z.B. zwischen Bareigentümerinnen* und -besucherinnen*) führte und führt vor allem die Gesetzeslage und ihre Anwendung, Fragen von Eigentum sowie die Aussicht auf die Erfahrung von Gewalt zur Schließung von Lesbenbars (vgl. ebd.: 328; vgl. Wolfe 1997: 316). Nach Brooke sind es aber auch aktuelle Trends und Entwicklungen wie das stetig abnehmende Interesse junger lesbischer Frauen* an separatistischen Orten, die fluide Club-Kultur im Allgemeinen

---

protective environment is assumed to exist inside the walls. This inner environment is not intended to screen out the intruder; rather it is the mesh of walls, doors, signs, and other real and symbolic barriers that function as a formidable fence around this private place« (Weightmann 1980: 16).

22 Zum Verschwinden von lesbischen Orten mit dem Fokus auf Frauenkonzerte, Festivals, Buchläden und Support-Räume, siehe Morries 2016.

23 »The Normandie Room«, »The Palms«, »Oxwood Inn«, »Moon Shadow« und »Redz Bar«. Folgende Lesbenbars existierten dagegen zum Zeitpunkt der Aufnahme nicht mehr: »Club 22 / Big Horn«, »Hialeah House«, »Joani Present«, »Saloon«, »Syklight«, »The Connection«, »Fox / Pacessetters«, »The Mint«, »Stowaway«, »Tigres Lounge« und »Westwinds«.

24 Eine drastische Entwicklung, die auch Eingang findet in eine aktualisierte Karte zu TBM/L.A., die im Rahmen der Ausstellung »Queer California: Untold Stories« (13.04.–11.08.2019) im Oakland Museum of California präsentiert wurde.

und das Ersetzen physischer durch virtuelle Räume, die für das Verschwinden von Lesbenbars verantwortlich seien (vgl. Brooke 2019: 8). Im Kontext der COVID-19-Pandemie ist davon auszugehen, dass sich auch die Anzahl der insgesamt nur noch 16 existierenden Lesbenbars in den USA weiter drastisch reduzieren wird (vgl. Compton 2020).

Mit dem steigenden Bewusstsein des Verschwindens von Lesbenbars steigt in den letzten Jahren die Zahl von Dokumentarfilmen[25], künstlerischen Arbeiten[26] und Ausstellungen[27] exponentiell an, die allesamt jene lesbischen Orte ins Zentrum ihrer Auseinandersetzung rücken. Als Brooke Mitte der 1999er Jahre mit »TBM« begann, war sie im Globalen Norden eine der ersten Künstler_Innen, die aufgrund ihrer Angst vor dem vollständigen Verschwinden von Lesbenbars sowie des steigenden Alters und Versterbens der ehemaligen Barbesitzerinnen* und Stammgäste vergleichsweise früh erkannte (vgl. Brooke 2002: 5), dass eine Gegen__Dokumentation dieser Orte und der mit ihnen verbundenen Erinnerungen eine dringliche generationsübergreifenden Aufgabe darstellt (vgl. Brooke 2019: 8). Mit Kelly Hankyn lässt sich »TBM/L.A.« in das Genre der „Lesbenbar-Dokumentation“ einordnen, das sich seit den 1990er Jahren entwickeln konnte, in denen sich vermehrt Filme mit Lesbenbars auseinandersetzen (Hankin 2001: 35)[28]: »The lesbian-bar documentary genre highlights how, because of the heteronormative of homophobic policing of public space, lesbians-desiring to make sexual and social contacts within public realm historically required space of the lesbian bar.« (ebd. 2001: 36) Mit dem Fokus auf Standorte ehemaliger und noch existierender Lesbenbars und den mit ihnen verbundenen

---

25 Zu erwähnen sind u.a. »Searching for the Last Lesbian Bars in America« (2015) (25 Min.) (Director: Drew Denny) und »All we’ve got« (2019) (Director: Alexis Clemens) (67 Min.).

26 Hervorheben möchte ich folgende drei Ausstellungen: »19th and Lexington: Images from San Francisco’s Last Lesbian Bar 1997-2015« (02.09.-07.10.2016), eine Ausstellung von Lauren Tabak und Susie Smith im Qulture Collective in Oakland; »Lost & Found« (11.10.-29.10.17), eine Ausstellung zur Geschichte lesbischer Orte in Chicago der 1970er und -80er Jahre im reunion; und To Know Herself« (04.04.-27.04.2019) eine Ausstellung zur Lesbenbar als Ort des sozialen und politischen Wandels von Yomna Osman im The Wattis Institute in San Francisco.

27 Aufmerksam machen möchte ich insbesondere auf die künstlerischen Arbeiten von Rory Midhani, Macoon Reed Gwen Shockey, »die blaue distanz« (bestehend aus Anna Erdmann und Franziska Goralski), das Künstler_Innenkollektiv um Ernest A, T Blank und C Detrow sowie »Last Call: New Orleans Dyke Bar History Project«, ein Kollektiv von Künstler_Innen, Aktivist_Innen und Archivar_Innen.

28 Zur kritischen Auseinandersetzung mit Repräsentationen von Lesbenbars in Filmen, siehe Hankin 2002.

Geschichten und Erinnerungen gegen__dokumentiert Brooke ›Anderes‹, d.h. etwas, das aufgrund fehlender gesellschaftlicher Anerkennung dieser Orte durch hegemoniale[29] Einrichtungen wie zum Beispiel Museen und Archive eher exkludiert wird.[30] So reflektiert Brooke retrospektiv den Startschuss von »TBM« in einem kurzen erklärenden Text zur Lesbenbar »Gezeiten« in Köln im Rahmen des Teilprojektes »TBM/Cologne« (2006) wie folgt:

»When I began The Boy Mechanic in San Diego I thought that it was important to make an archive of lesbian bars especially because they would not be the kind of places that would ever get brass plaques for their historical importance« (Brooke 2019: 104).

Auch die Doktorand_Innen des Graduiertenkollegs »Das Dokumentarische. Exzess und Entzug« halten fest, dass das »Gegendokumentarische […] Versuche [umfasst], Anderes zu dokumentieren« (Doktorand_Innen des Graduiertenkollegs Das Dokumentarische. Exzess und Entzug 2008: 1). Weiter schreiben sie: »Es widmet sich Gruppen, Gegenständen, Perspektiven, die von hegemonialen Institutionen vernachlässigt und ausgeschlossen werden.« (ebd.) Für ihr* lesbisch-feministisches Vorhaben, die Geschichte von Lesbenbars zu bewahren, eignet sich die Künstlerin* in »TBM« beliebte dokumentarische Verfahren wie zum Beispiel Fotografie und Video an. Mit lesbischem Feminismus ist nicht nur eine kulturelle Bewegung, sondern auch eine kritische Perspektive gemeint, die in den frühen 1970er Jahren aus der Unzufriedenheit mit der zweiten Welle des Feminismus und der Schwulenbefreiungsbewegung entstand. Im Fokus des lesbischen Feminismus stehen Themen wie separatistische Organisation und Orte – wie auch die Fokus im des zu analysierenden künstlerischen Projekts stehenden Lesbenbars –, Gemeinschaft und Ideen, die Ablehnung sozialer Hierarchien, die Kritik an der männlichen Vorherrschaft, Lesbianismus als Wahlmöglichkeit und Widerstand sowie die persönlichen Dimensionen des Politischen (vgl. Jeffreys 2003: 19).

29 Unter hegemonial verstehe ich die ideologisch führende und herrschende Position in einem gesellschaftlichen Verhältnis, die sich durch Konsensbildung und Zwang herstellt.

30 Dass die Geschichte von Lesbenbars in L.A. nicht nur in hegemonialen Einrichtungen so gut wie gar nicht, sondern auch in Spezialarchiven mit einem Sammlungsschwerpunkt auf LSBT*I*Q+-Kultur (wie z.B. im »ONE National Gay & Lesbian Archives at the University of Southern California (USC) Libraries« oder im »June L. Mazer Lesbian Archive«) nur marginal dokumentiert ist, konnte auch ich während meines Forschungsaufenthaltes 2019 in L.A. feststellen.

Das Moment der Aneignung findet sich auch im Titel zum Projekt wieder. Denn »The Boy Mechanic« nimmt Bezug auf gleichnamige (Bastel-)Bücher vom Anfang des 20. Jahrhunderts, die vor allem Jungen* durch die darin enthaltenen Versuche und Bauanleitungen allerlei mechanische Grundkenntnisse vermitteln sollen. Brooke selber stellt einen Bezug zwischen besagten Büchern und ihrem* Projekt her, indem sie* die Aneignung vom städtischen Raum für lesbische Zwecke als eine Art ›Herumbasteln‹ beschreibt:

»Named after a popular series of early-twentieth-century how-to manuals for boys, ›The Boy Mechanic‹ emphasizes the way that women have historically tinkered with and refashioned the existing, often homophobic, environments in order to make them queer« (Brooke 2019: 7).

Diese Verwendung und Aneignung eines historisch vorbelasteten, aus einem ursprünglich andro- und heterozentristischen Verwendungszusammenhang stammenden Titels für ein lesbisch-feministisches Projekt, lässt sich als Prozess der Resignifizierung beschreiben.

Lesbenbar- und Gedächtnisspuren: Unbestimmtheitsstellen, Ephemeres und lesbisch-feministisch-utopische Erinnerung

Während an den meisten von der Künstlerin* aufgesuchten Adressen sich zum Zeitpunkt der Aufnahme keine Lesbenbar mehr befand, war die Anzahl der noch existierenden Lesbenbars verschwindend gering.[31] In allen fünf Teilprojekten präsentiert Brooke damit das Bild von einem »Friedhof lesbischer Begegnungsräume« (Brooke 2003: 26). Die mehrheitliche fehlende Existenz von Lesbenbars hindert Brooke jedoch nicht daran, die Geschichte von Lesbenbars zu gegen__dokumentieren – ganz im Gegenteil: Vielmehr geht es ihr* darum, »lokale lesbische Geschichten wieder neu ein[zuschreiben] und [sich zu] weiger[n], sie aus der öffentlichen Erinnerung verschwinden zu lassen« (Brooke 2019: 8; Übers. O.K.). Das vorläufige Ergebnis von Brookes Projekt in L.A. ist damit zum einen der instabile, transitorische und

31 Die mittlerweile 81 Fotografien aus den fünf Teilprojekten zu »TBM« geben zum Zeitpunkt der Aufnahme nur 15x Standorte existierende Lesbenbars und dagegen 66x Standorte ehemaliger Lesbenbars zu sehen.

fragmenthafte Charakter von Lesbenbars im Spezifischen und queerer[32] Kultur im Allgemeinen. Zum anderen manifestiert sich vor allem in den mehrheitlichen Aufnahmen von Standorten ehemaliger Lesbenbars – sei es in Form von unbebauten Grundstücken oder Gebäuden – ein Interesse der Künstlerin* für Spuren.[33]

Insbesondere die Fotografie »4888-4878 Lankershim Blvd. (formerly Club 22 and The Big Horn), North Hollywood, CA« führt vor Augen, dass – so ließe sich mit Helmut Pape festhalten – »›Spuren‹ […] nicht nur materiale Substrate [sind]« (Pape 2016: 38). Denn, so führt Pape fort, »Die Semantik des Begriffs ›Spur‹ ist bezogen auf die Praxis des urteilenden, reflektierenden Wahrnehmens der Beziehung zwischen Veränderungen in der Welt und ihrer Erfahrbarkeit für uns.« (ebd.) Weil in der besagten Fotografie eine Leerstelle im städtischen Raum fixiert wird, springt sie den Betrachtenden besonders ins Auge. Metaphorisch gesprochen, stolpern diese hier über eine Spur, die zugleich fasziniert und beunruhigt. Wie ist nun mit dieser »Unbestimmtheitsstelle« (Huber 2004: 81f.) umzugehen? Zum einen macht Brooke mit der Fotografie vom unbebauten Grundstück vor allem deutlich, dass die Bedeutung unbestimmt ist. Demnach geht es darum – so ließe sich mit Sybille Krämer formulieren –, »gerade die Fragwürdigkeit, Interpretationsnöte und Ungewissheiten zu thematisieren, die jedem Spurenlesen eigen sind« (Krämer 2016: 20). Statt einer eindeutigen Aussage setzt Brooke damit auf etwas, das etwa Bettina Lockemann als Charakteristikum für die künstlerische Dokumentarfotografie in Abgrenzung zur angewandten Dokumentarfotografie hervorhebt: eine Rezeption, die eher auf Beunruhigung und Irritation setzt als auf Vereinnahmung und Besänftigung, d.h. eine auf

32 Ich verstehe queer als bewegliches und uneindeutiges Konzept. Eine Beschäftigung mit der politischen Agenda vom nicht assimilatorischen LSBT*I*Q+-Aktivismus und dem Forschungsprogramm der Queer Studies zeigt, dass es jenen aktivistischen und wissenschaftlichen Bestrebungen vordergründig um eine Kritik an starren identitären und differenztheoretisch gedachten Dichotomien (wie z. B. Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit) geht. Zur Einfuührung in das Forschungsprogramm der Queer Studies, einer sich seit den 1990er-Jahren formierenden kontradisziplinären Denkbewegung, siehe insbesondere Hall/Jagose 2013.

33 Mit Blick auf das Œuvre von Brooke fällt auf, dass die Spur ein wiederkehrendes Moment ist. Ihre* Faszination für das, was zurückbleibt, geht sie auf unterschiedliche Weise in vier weiteren künstlerischen Projekten nach: »328 Museum Drive« (1996–1999), »Burned...« (1998–1999, 2001), »Vitrinen in Arbeit« (2002–2005) und »Kathy Acker's Clothes« (1998, 2004).

schnellmögliche Schließung von Unbestimmtheitsstellen abzielende Rezeptionsweise (vgl. Lockemann 2008: 110).[34] Wir als Betrachtende – so ließe sich mit Christina Linden festhalten – »are left with a vacuum, and the questions what this vacuum means.« (Linden 2019: 11)

Zum anderen ist die Unbestimmtheitsstelle in Form eines unbebauten Grundstücks auf die Imagination und Erinnerung der Betrachtenden angewiesen, damit diese auf der Ebene des Zu-Sehen-Gegebenen wieder ausgefüllt werden kann. Trotz der fehlenden Existenz kann der Geist der Bars »Club 22« und »The Big Horn« damit – so die performative Argumentation von »TBM/L.A.« – im kollektiven Gedächtnis durch Erinnerungen weiterleben. Die Fotografien nehmen den Betrachtenden die Erinnerungsarbeit an die Lesbenbars jedoch nicht ab, sondern weisen vielmehr auf diese hin. Das abgebildete leere Grundstück lässt damit keine direkte Erinnerung an die Lesbenbars zu, sondern repräsentiert eher indirekt und unterstreicht damit eine grundlegende Eigenschaft des Mediums der Fotografie. Was sie also repräsentiert, ist lediglich das Gedächtnis, nicht aber das Objekt der Erinnerung. Neben den fotografisch und/oder filmisch eingefangenen Spuren, die von ehemaligen Lesbenbars im Stadtbild von L.A. hinterlassen werden, geht es auch um Gedächtnisspuren – und zwar nicht nur um die der Künstlerin* und ehemaligen Barbesucherinnen*, die sich im Handgeschriebenen zu den Lesbenbars auf der Karte wiederfinden, sondern auch implizit um die der Betrachtenden.[35] Über die drei Bars »The Oxwood Inn« sowie »Club 22«

---

34 Bettina Lockemann arbeitet heraus, dass künstlerische Dokumentarfotografie, die – längerfristig angelegt und mit Irritation arbeitend – eine repräsentierende und bildliche Ebene zusammenbringen würde, geprägt sei durch nachhaltige Offenheit und Sichtbarkeit statt Bedeutung, durch vielfältige Intentionen und Interessen sowie durch eine selbstreflexive Deutungsabsicht (vgl. hierfür das Unterkapitel »4.1. Künstlerische Dokumentarfotografie« (S. 116–130) aus Lockemann 2008). Charakteristisch für angewandte Dokumentarfotografie sei nach Lockemann dagegen eine leichte Lesbarkeit zum Zwecke der Instrumentalisierung eines Bildes als Zeichen sowie zur Fixierung und Kanonisierung bestimmter Sichtweisen auf Themen (vgl. hierfür das Unterkapitel »4.2. Angewandte Dokumentarfotografie«" (S. 130–154) aus ebd.). Für eine umfassende historische Darstellung der Entwicklung der Dokumentarfotografie siehe insbesondere Newhall 1984 und Frizot 1998. Zur kritischen Auseinandersetzung mit den Problemen des Dokumentarischen siehe zum Beispiel Rosler 1999, Sekula 2000, Solomon-Godeau 2003 und Steyerl 2008.

35 So konstatiert auch Prinzhorn, dass in Brookes künstlerischen Arbeiten »Auslassungen oder Leerräume repräsentiert sind und es somit um Thematiken geht, die über das Bild hinaus rekonstruiert werden müssen und so eine Art von Wahrnehmung evozieren, die wir üblicherweise nicht mit dem Medium verbinden« (Prinzhorn 2004: 1).

und »The Big Horn« erhalten die Betrachtenden zum Beispiel mithilfe des auf der Karte Geschriebenen folgende Informationen:

»CLUB 22 NOW IT'S AN EMPTY LOT. BUILDING ›RED-TAGGED‹ AFTER THE NORTHRIDGE EARTHQUAKE AND THEY TORE IT DOWN ADDRESS DOESN'T EXIST. WAS 4882 – SO WOULD HAVE BEEN BETWEEN 4888 – 4878 BIG HORN MET NANCY AT OXWOOD INN. SHE SAID T.J. WAS A FAMOUS BARTENDER AT CLUB 22 OXWOOD INN 35 YEARS! TUCK WAS THE OWNER FOR 33 YEARS NOW SHE IS 81! SUNDAY LATE AFTERNOON – ROSIE – IN HER SEVENTIES – SITTING AT THE END OF THE BAR AND FILLING ME IN ON THE HISTORY OF THE OXWOOD. TOLD ME THAT THE BAR HAS A REPUTATION FOR BEING FOR GERIATRICS. TOOK 25 YEAR OLD CLOVER WITH ME ON A FRIDA NIGHT. ALL THE ♀♀ 60+! SHE SAID SHE ALWAYS WONDERED WHERE THE OLD DYKES WENT ON THE WEEKENDS AND HOW GREAT IT WAS TO KNOW THAT THE STILL WENT OUT! WAY TO MANY CHAIRS COLD-BLUE-LIGHT«

Statt harter Fakten und eines kohärenten, in sich abgeschlossenen Textes werden die Betrachtenden in Notizenform mit anekdotischem Wissen zu den einzelnen Bars konfrontiert. Die Erzählerin* Brooke nimmt hierbei nicht die Rolle einer objektiven Berichterstatterin* ein, sondern eher die einer teilnehmenden und persönlich-involvierten Beobachterin*. Während es in dem handgeschriebenen Text zum »The Oxwood Inn« explizit lesbische Bezüge gibt (wie zum Beispiel »♀♀ 60+« und »dykes«), kommt der Text zum »Club 22« und »The Big Horn« ohne aus. Hier erfährt tran lediglich, dass das Gebäude nach einem Erdbeben entfernt wurde.

In Brookes künstlerischen Gegen__Dokumentation von vielfach übersehenen Spuren manifestiert sich nicht zuletzt eine wertschätzende Haltung gegenüber dem Ephemeren. Der ephemere Charakter von Lesbenbars wird materiell, indem es konkrete visuelle Repräsentationen in Form von Fotografien enthält. Gleichzeitig wird das Ephemere des Materiellen insbesondere dann enthüllt, wenn die Standorte sowohl ehemaliger als auch existierender Lesbenbars für Geschichten und Erinnerungen – eingefangen im Handgeschriebenen auf der Karte und potentiell erweiterbar durch die Gedächtnisspurenarbeiten der Betrachtenden – stehen, die an diesen Orten in arbiträrer Weise haften. Für José Esteban Muñoz ist das Ephemere zentral für ein Verständnis von queerer Geschichte:

»Instead of being clearly available as visual evidence, queerness has instead existed as innuendo, gossip, fleeting moments, and performances that are meant to be interacted with by those within its epistemological sphere – while evaporating at the touch of those who would eliminate queer possibility« (Muñoz 1996a: 6).

Mit dieser Aussage erinnert Muñoz daran, dass der Mangel an queerer Präsenz in offiziellen Archiven und hegemonialer Geschichte – ein Umstand, der auch für die Bewahrung der Geschichte von Lesbenbars zutrifft – auch etwas mit der performativen und ephemeren Qualität von queeren Akten zu tun hat. Mit seinem* Fokus auf die unsichtbare Evidenz von Queerness weist Muñoz zugleich auf die Notwendigkeit hin, das Beweismaterial im Zusammenhang mit queerer Geschichte zu überdenken. Wichtig sei ein erweitertes Verständnis von Materialität – und zwar eines, das – ähnlich wie in Brookes »TBM/L.A.« – »traces, glimmers, residues, and specks of things« (ebd.: 10) in den Mittelpunkt stelle.

Brookes gegen_dokumentierte Spuren von Lesbenbars in L.A. lassen dabei nicht nur einen melancholischen und nostalgischen Blick zurück in die Vergangenheit zu, sondern auch einen hoffnungsvollen Blick in Zukunft. So hält die Künstlerin* in einem Interview fest, dass sie daran interessiert ist, »Spuren und dieses Bewusstsein des unsichtbaren Raumes beizubehalten – was kam davor und was könnte in Zukunft kommen […]« (Brooke, in Joselit 2008: 118). Und schließlich konstatiert sie: »Der Verlust bedeutet auch den Beginn von Dingen – und das ist doch sehr hoffnungsvoll.« (ebd.: 120) »TBM/L.A.« scheint damit mit seinem Fokus auf separatistische Orte wie Lesbenbars in Anlehnung an Muñoz für eine lesbisch-feministische utopische Erinnerung zu plädieren,[36] in der es nicht um eine reaktionäre, sondern um eine nach vorne gerichtete Nostalgie geht, die es erlaubt, über neue Möglichkeiten nachzudenken, die Zukunft zu verändern (vgl. Muñoz 1996b: 337; vgl. Muñoz 2009: 1).[37]

36 Weil Begriffe wie queer space und Territorium stark männlich orientiert sind (vgl. Reuter 1997: 326), ist im Zusammenhang mit »TBM/L.A.« eine Stärkung der Begriffe lesbisch und feministisch unerlässlich.

37 Muñoz fasst den Mehrwert von Utopie für queere Kultur und Politiken wie folgt zusammen: Eine Utopie »lets us imagine a space outside of heteronormativty […]. [It] offers us a critique of the present, of what is, by casting a picture of what can and perhaps will be« (1996b: 337). In Bezug auf das Konzept der queeren Zukünftigkeit hält Muñoz fest: »Queerness is a longing that propels us onward, beyond romances of the negative and toiling in the present. Queerness is that thing that lets us feel that this world is not enough, that indeed something is missing« (Muñoz 2009: 1).

Ein vorläufiges Fazit

Wie ich erläutert habe, arbeitet Brooke mit »TBM/L.A.« gegen die in der hegemonialen Erinnerungskultur nach wie vor vorherrschenden blinden Flecken für die Geschichte von Lesben und ihren Räumen am Beispiel von Bars. Hierfür eignet sich die Künstlerin* aus einer lesbisch-feministischen Position heraus das Format des Dokumentarischen an, um die (verlorenen) Geschichte(n) von separatistischen Orten wie Lesbenbars sichtbarzumachen und anzuerkennen. Fotografisch eingefangene Spuren funktionieren hierbei nicht nur im Sinne einer negativen Semiologie, die auf die Abwesenheit von Lesbenbars verweist, sondern sie sind auch eine positive Technik der Wissenserzeugung in Bezug auf die vernachlässigte Geschichte von Lesbenbars. Denn auch wenn die meisten Lesbenbars verschwunden sind, sind damit nicht zwangsläufig die Geschichten und Erinnerungen, die mit diesen Orten verbunden sind, verloren. Gemäß der Prämisse »the queerest space of all is the void« (Betsky 1997: 182) offenbart sich am Beispiel der fotografisch fixierten Leerstelle in Form eines unbebauten Grundstücks wohl am eindrücklichsten eines der Kernanliegen von Brookes künstlerischer Gegen__Dokumentation: Anstatt Unbestimmtheitsstellen zu schließen, gilt es, – gleich dem polysemischen Charakter von Spuren – deren beunruhigende Offenheit in Bewegung zu halten.

Literatur

Beemyn, Genny (Hg.) (1997), *Creating a Place for Ourselves: Lesbian, Gay and Bisexual Community Histories,* New York.

Bess, S. Renée/Lynch, Lee (Hg.) (2017), *Our Happy Hours. LGBT Voices from the Gay Bars.*

Betsky, Aaron (1997), *Queer Space. Architecture and Same-Sex Desire,* New York.

Brent Ingram, Gordon/Bouthillette, Anne-Marie/Retter, Yolanda (Hg.) (1997), *Queers in Space: Communities / Public Spaces / Sites of Resistance*, Seattle.

Brooke, Kaucyila (2002), »Gendered Geographies«, in: Kaucyila Brooke (Hg.), *Gendered Geographies*, Zürich, S. 3–9.

Brooke, Kaucyila (2003), »The Boy Mechanic«, aus dem Engl. v. Irene von Hartz, in: *Olympe – Feministische Arbeitshefte zur Politik*, Heft 19, S. 24–29.Brooke, Kaucyila (2019), »Women's night was every night«, in: Kaucyila Brooke (Hg.), *Kaucyila Brooke. The Boy Mechanic*, Tujunga, S. 6–9.

Brooke, Kaucyila (o.J.), »The Boy Mechanic / Project Description«, http://www.theboymechanic.com/projectdesc.html, letzter Zugriff: 11.05.2020

Cartier, Marie (2013), *Baby, You are My Religion: Women, Gay Bars, and Theology Before Stonewall,* Stocksfield.

Cifarelli, Gabriel (2005), »Given the archival dimensions of Kaucyila Brooke's project, her challenge has been to document a public life that seems at odds with posterity and the permanence of an archive«, in: Department of Cultural Affairs/City of Los Angeles (Hg.), *C.O.L.A. 2005 Individual Artist Fellowships*, Los Angeles, S. 12–13.

Compton, Julie (2020), »Few lesbian bars remain in the U.S. Will they survive COVID-19?«, in: *NBC News,* 01.05.2020, https://www.nbcnews.com/news/amp/ncna1196891, letzter Zugriff: 07.05.2020.

Die Doktorand_Innen des Graduiertenkollegs Das Dokumentarische. Exzess und Entzug (2018), Call for Papers zur internationalen Tagung GEGEN\DOKUMENTATION (08.–10.11.2018) an der Ruhr-Universität Bochum, https://das-dokumentarische.blogs.ruhr-uni-bochum.de/wp-content/uploads/2018/01/CfP_Gegen_Dokumentation.pdf, letzter Zugriff: 20.04.2020.

Drucker, Peter (2015), *Warped: Gay Normativity and Queer Anticapitalism,* Chicago.

Dubois, Philippe (1998), *Der fotografische Akt. Versuch über ein rhetorisches Dispositiv,* Amsterdam/Dresden.

Duggan, Lisa (2003), *The Twilight of Equality. Neoliberalism, Cultural Politics, and the Attack of Democracy,* Boston.

Frizot, Michel (Hg.) (1998), *Neue Geschichte der Fotografie*, Köln.

Fuchs, Sabine (2009), »Das Paradox der sichtbaren Unsichtbarkeit. Femme im Feld des Visuellen«, in: Dies. (Hg.), *Femme! radikal – queer – feminin*, Berlin, S. 141–157.

Geimer, Peter (2016), »Das Bild als Spur. Mutmaßung über ein untotes Paradigma«, in: Sybille Krämer/Werner Kogg /Gernot Grube (Hg.), *Spur. Orientierungstechnik und Wissenskunst*, 2. Aufl., Frankfurt/M., S. 95–120.

Hall, Donald E./Jagose, Annamaria (zusammen mit Andrea Bebell und Susan Potter) (Hg.) (2013), *The Routledge Queer Studies*, London/New York.

Hankin, Kelly (2001), »›Wish We Didn't Have to Meet Secretly?‹ Negotiating Contemporary Space in the Lesbian Bar Documentary«, in: *Camera Obscura 45*, S. 35–69.

Hankin, Kelly (2002), *Girls in the Back Room, Looking at the Lesbian Bar,* Minneapolis/London.

Huber, Hans Dieter (2004), *Bild Beobachter Milieu. Entwurf einer allgemeinen Bildwissenschaft,* Ostfildern-Ruit.

Jeffreys, Sheila (2003), *Unpacking Queer Politics: A Lesbian Feminist Perspective,* Cambridge.

Joselit, David (2008), »Kaucyila Brooke, interviewt von David Joselit 12. Januar 2008«, in: Christiane Stahl/Alfred-Ehrhardt-Stiftung (Hg.), *Kaucyila Brooke. Vitrinen Arbeit*, Köln, S. 109–124.

Katz, Jonathan David (2015), »How AIDS Changed American Art«, in: Jonathan David Katz/Rock Hushka (Hg.), *Art AIDS America*, Seattle/London, S. 24–45.

Krämer, Sybille (2016), »Was also ist eine Spur? Und worin ihre epistemologische Rolle?«, in: Sybille Krämer/Werner Kogge/Gernot Grube (Hg.), *Spur. Orientierungstechnik und Wissenskunst*, 2. Aufl., Frankfurt/ M., S. 11–33.

Linden, Christina (2019), »Mechanics of Space«, in: Kaucyila Brooke (Hg.), *The Boy Mechanic*, Tujunga, S. 10–15.

Lockemann, Bettina (2008), *Das Fremde sehen. Der europäische Blick auf Japan in der künstlerischen Dokumentarfotografie,* Bielefeld.

Morries, Bonnie J. (2016), *The Disappearing L. Erasure of Lesbian Spaces and Culture,* New York.

Muñoz, José Esteban (1996a), »Ephemera as Evidence: Introductory Notes to Queer Acts«, in: *Women & Performance: a journal of feminist theory*, Jg. 8, H. 2, S. 5–16.

Muñoz, José Esteban (1996b), »Ghosts of Public Sex. Utopian Longings, Queer Memories«, in: Dangerous Bedfellows (Hg.), *Policing Public Sex. Queer Politics and the Future of AIDS Activism*, Boston, S. 355–372.

Muñoz, José Esteban (2009), *Cruising Utopia, The Then and There of Queer Futurity,* New York/London.

Newhall, Beaumont (1984), *Geschichte der Fotografie*, München.

Pape, Helmut (2016), »Fußabdrücke und Eigennamen: Peirces Theorie des relationalen Kerns der Bedeutung indexikalischer Zeichen«, in: Sybille Krämer/Werner Kogge/Gernot Grube (Hg.), *Spur. Orientierungstechnik und Wissenskunst*, 2. Aufl., Frankfurt/M., S. 37–54.

Phelan, Peggy (1993), *Unmarked. The Politics of Performance,* London.

Prinzhorn, Martin (2004), »Kaucyila Brooke: Grenzen«, in: *Camera Austria International*, H. 36, S. 1–10.

Puar, Jasbir K. (2007): *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times,* Durham/London.

Retter, Yolanda (1997), »Lesbian Space in Los Angeles, 1970–90«, in: Gordon Brent Ingram/Anne-Marie Bouthillette/Yolanda Retter (Hg.), *Queers in Space. Communities / Public Space / Sites of Resistance*, Seattle, S. 325–337.

Rosler, Martha (1999): »Drinnen, Drumherum und nachträgliche Gedanken (zur Dokumentarfotografie)«, in: Sabine Breitwieser (Hg.), *Martha Rosler. Positionen in der Lebenswelt*, Wien/Köln, S. 105–148.

Schade, Sigrid/Wenk, Silke (2011): *Studien zur visuellen Kultur. Einführung in ein transdisziplinäres Forschungsfeld,* Bielefeld.

Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit: Über die visuellen Strukturen der Anerkennung,* Bielefeld.

Schäfer, Julia (2006), *Warum etwas zeigen, was man sehen kann,* Leipzig.

Sekula, Allan (2000), »Den Modernismus demontieren, das Dokumentarische neu erfinden. Bemerkungen zur Politik der Repräsentation«, in: Hubertus von Amelunxen (Hg.), *Theorie der Fotografie IV. 1980–1995*, München, S. 120–129.

Solomon-Godeau, Abigail (2003), »Wer spricht so? Einige Fragen zur Dokumentarfotografie«, in: Herta Wolf (Hg.), *Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*, Frankfurt/M., 53–74.

Steyerl, Hito (2008): *Die Farbe der Wahrheit. Dokumentarismen im Kunstfeld,* Wien.

Tibby, Ardy (2017), »Lesbian Bars in Los Angeles in the 1960s-70s«, in: S. Renée Bess/Lee Lynch (Hg.), *Our Happy Hours. LGBT Voices from the Gay Bars,* 150.

Weightmann, Barbara A. (1980), »Gay Bars as Private Places«, in: *Landscape 1*, Jg. 24, H. 9, S. 9–16.

Wolfe, Maxine (1997), »Invisible Women in Invisible Places: The Production of Social Space in Lesbian Bars«, in: Gordon Brent Ingram/Anne-Marie Bouthillette/Yolanda Retter (Hg.), *Queers in Space. Communities / Public Space / Sites of Resistance*, Seattle, S. 301–324.

Autor_innen

Christiana Bers, Dr. disc. pol., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Göttingen. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der universitären Sammlungen als Orte der Wissensvermittlung, der Wissenschaftsforschung sowie der historischen und sozialwissenschaftlichen Untersuchung der Universität als Lehr- und Forschungsorganisation. Ihre Dissertation ist 2018 unter dem Titel *Forschung und Lehre als identitätsstiftendes Ideal. Die Darstellung der Universität aus der Innen- und Außenperspektive von 1999–2014* beim Göttinger Universitätsverlag erschienen.

Folke Brodersen ist assoziiert am Zentrum für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, an der Technischen Universität Berlin. Er arbeitet, gefördert von der Heinrich-Böll-Stiftung, am Promotionsprojekt *Sexualität kontrollieren. Präventive Praxen und pädophiles Selbst.* Seine Arbeitsschwerpunkte sind Gender Studies und Queer Theory, sexuelle Politiken, empirische Subjektivierungsforschung, Jugendsoziologie. Zuletzt erschien von ihm: *Zum sozialpsychologischen Konzept internalisierter Homophobie. Eine Rekonstruktion ›integrierter Identität‹ als Emanzipationsvision* im Open Gender Journal.

Anna Carnap ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Pädagogik mit dem Schwerpunkt Kultur und ästhetische Bildung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Hier forscht sie zu (post-)digitalen Medienpraxen und kulturellen Jugendwelten. Schwerpunkte Ihrer Forschungstätigkeit sind explorative rekonstruktive Methoden, Visualität und Geschlechtlichkeit sowie pädagogisches Erfahrungswissen und Professionstheorie. Ihre 2020 erfolgreich abgeschlossene und verteidigte Dissertation trägt den Titel: *Genderfiktionen. Eine rekonstruktive Studie zum konjunktiven Imaginären von Lehrer*innen und den Funktionsweisen von Geschlechtlichkeit in schulischen*

Handlungsräumen. Anna Carnap ist Mitglied des DFG-Netzwerkes *Transformative Bildlichkeit* (2019–2021).

Katrin Degen ist Sozialarbeiterin (M.A.) und promoviert an der Technischen Hochschule Nürnberg in Kooperation mit der Universität Bamberg. Ihr wissenschaftliches wie aktivistisches Interesse gilt der kritischen Auseinandersetzung mit der (extremen) Rechten, sowie unterschiedlichen Fragestellungen zu Gender- und Queer-Themen. Neben der Dissertationsforschung und ihrer Lohnarbeit in der Aidshilfe, berät sie verschiedene Frauen*-Organisationen zum Umgang mit (extrem) rechten Klientinnen*, ein Thema welches sie in der Monographie *Täterin sein und Opfer werden? – Extrem rechte Frauen und häusliche Gewalt* ausführlich behandelte.

Viktoria Flasche promoviert, lehrt und forscht am Lehrstuhl für Pädagogik mit dem Schwerpunkt Kultur und Ästhetische Bildung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Jugendforschung mit dem Fokus auf Subjektivierungsprozesse – insbesondere im Hinblick auf Social Media – und rekonstruktiven Ansätze der Sozial- und Kunstwissenschaft.

Britta Hoffarth, Dr. phil., Professorin für Gender und Bildungskulturen, Universität Hildesheim. Aktuelle Arbeiten befassen sich mit Affektivität und Politik, intersektionalen Perspektiven auf Digitalität oder Fernsehserien und praxeologischen Zugängen zum Körper. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlecht, Jugend, Migration, Körper, Medien, Materialität in machtanalytischen Zugängen.

Emma A. Jane, Ph.D., ist Professorin an der University of New South Wales in Sydney, Australien. Sie forscht unter Verwendung transdisziplinärer Methoden zu den sozialen Auswirkungen neuer Technologien, deren Schlüsselthemen und möglichen Interventionen. Sie leitete unlängst ein Projekt zu sexistischem Cyberhate und ist gegenwärtig in interdisziplinäre Forschung involviert, die verschiedene Themenfelder berührt: Online-Kriminalität, Feminismus, LGBTQI+ Themen, Neurowissenschaften und Genetik. Vor ihrer akademischen Karriere arbeitete Jane fast 25 Jahre in Radio-, Print- und elektronischen Medien und wurde für Ihre Texte und investigative Reportagen mit mehreren Preisen ausgezeichnet. Ihr zehntes Buch *Misogyny Online: A Short (and Brutish) History* ist 2017 beim Sage Verlag erschienen.

Oliver Klaassen ist wissenschaftlicher* Mitarbeiter* am Institut für Kunst und visuelle Kultur an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, Doktorand* am International Graduate Center for the Study of Culture der Justus-Liebig-Universität Gießen und Vorstandsmitglied in der *Fachgesellschaft Geschlechterstudien*. Seine* Arbeitsschwerpunkte umfassen kunst- und medienwissenschaftliche Queer und Gender Studies, Theorie und Geschichte der Fotografie, kritische Ausstellungs- und Vermittlungspraxis, ästhetische Theorien im Zusammenhang mit politischer Philosophie sowie Ethik und Visualität. Zuletzt war Klaassen Fulbright-Forschungsstipendiat* an der University of Southern California in Los Angeles (2019) und Gastwissenschaftler* and der State University of New York in Buffalo (2017). Er ist außerdem Redakteur* bei *On_Culture: The Open Journal for the Study of Culture* und *Working Paper Series Gener[ed] Thoughts*.

Susanne Mäder, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Gesellschafterin bei Univation-Institut für Evaluation Dr. Beywl & Associates GmbH. Sie ist seit vielen Jahren als Dozentin und Lehrbeauftragte im Bereich Evaluation, Selbstevaluation und Gruppenmethoden tätig, bspw. an der Universität zu Köln und der Universität Bern. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen im Bereich der Gesundheitsförderung, der sozialen und interaktiven Organisation methodischen Handelns sowie der Gruppendiskussions- und Evaluationsforschung.

Janosch Meyer absolvierte eine klassisch-musikalische Ausbildung in den Hauptfächern klassische Gitarre und Gesang an der Berufsfachschule für Musik Mittelfranken in Dinkelsbühl. Derzeit studiert er an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg den polyvalenten Zwei-Hauptfach-Bachelor in Philosophie und Germanistik. Seine Forschungsinteressen sind: Identitätsphilosophie, Ethik, Musikpsychologie, Digital Humanities, Sprachphilosophie, Medien- und Diskursanalyse.

Zijad Naddaf, M.A. Soziale Arbeit, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Kindheit, Jugend, Familie und Erwachsene der Technischen Hochschule Köln und freier Mitarbeiter bei Univation, Institut für Evaluation Dr. Beywl & Associates GmbH in Köln. Seine Masterthesis aus dem Jahr 2018 wurde in der Ausgezeichnet!-Reihe der Fakultät für Angewandte Sozialwissen-

schaften der Technischen Hochschule Köln publiziert. Seine Forschungsschwerpunkte sind hauptsächlich Kritische Migrationsforschung, Politische Bildung und (Internationale) Jugendarbeit unter theoretischen Bezugnahmen des Poststrukturalismus. Derzeit bereitet er sich auf eine Promotion im Bereich der Erinnerungskulturen vor.

Eva Reuter arbeitet und promoviert an der Stiftung Universität Hildesheim in der Abteilung der Allgemeinen Erziehungswissenschaft im Arbeitsbereich Gender und Bildungskulturen. Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind feministische und queertheoretische Perspektiven und Ansätze mit einem Fokus auf den Dimensionen Geschlecht(lichkeit) und Sexualität*en.

Susanne Richter, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Geschlechterforschung der Stiftung Universität Hildesheim. Sie promovierte im Fach Soziologie an der Universität Bielefeld und war als wissenschaftliche Mitarbeiterin in den Arbeitsbereichen Geschlechtersoziologie und Didaktik der Sozialwissenschaften der Universität Bielefeld tätig, sowie als Lehrbeauftragte am Zentrum für Gender Studies der Universität Basel. Ihre Forschungsinteressen sind Verhandlungen der Geschlechterordnung, Weiblichkeit, Digitalisierung, Gender in der Lehre und qualitative Methoden. Ihre Dissertation zu Performances und Aushandlungen von Weiblichkeit in der YouTube-Beauty-Community erscheint im Frühjahr 2021 bei Campus.

Maria Rutschke arbeitet als wissenschaftliche Hilfskraft an der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden. Parallel dazu bereitet sie eine Promotion in den Bereichen Bioethik und Geschlecht vor. Ihr Masterstudium der Geschlechterstudien/Gender Studies beendete sie 2019 an der Humboldt-Universität zu Berlin mit einer Abschlussarbeit, die von der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie ausgezeichnet wurde.

Karsten Spindler absolvierte sein Masterstudium in Sprachwissenschaft, Erziehungswissenschaft und Gender Studies an den Universitäten Hildesheim und Wien. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter war er zuletzt im Projekt *Zum analytischen Potential qualitativer Längsschnittinterviews im Rahmen der empirischen Sozialisationsforschung* in der Abteilung für Soziologie an der Stiftung Univer-

sität Hildesheim beschäftigt. Er ist freiberuflich als Autor und Bildungsreferent tätig. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Soziolinguistik und Habitusforschung sowie darüber hinaus in Feministischer Theorie und Medienforschung sowie den Queer Studies.

Pinar Tuzcu, Dr. phil., promovierte an der Universität Kassel am Fachbereich Soziologie, Fachgebiet Soziologie der Diversität mit dem Schwerpunkt Migration, Geschlecht und Populärkultur. 2017 veröffentlichte sie ihre Monographie *Ich bin eine Kanackin. Decolonizing Popfeminism. Transcultural Perspectives on Lady Bitch Ray* bei Transcript. Sie war unlängst als Vertretungsprofessorin an der Justus-Liebig-Universität in Gießen am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie tätig und unterrichtete zu den Themen Postmigration, soziale Ungleichheit im Digitalen Zeitalter sowie zu dekolonialen Perspektiven auf Forschungsmethoden und -methodologien. Derzeit arbeitet sie als Projektkoordinatorin an der Universität Kassel am Fachbereich Soziologie im Rahmen eines Projekts der Volkswagen Stiftung *RE: Coding Algorithmic Culture*. Sie ist auch eine der derzeit gewählten Ratsmitglieder*innen der Sektion der Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

Robert Wartmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Arbeitsbereich Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt soziokulturelle Bedingungen von Erziehung und Bildung an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Bildung, Medien, Technik, Geschlecht, Postkolonialität und Wissenschaftstheorie. Aktuell erscheinen von ihm zwei weitere Beiträge: *Theorie und Empirie als diffraktive Verschränkung* und *Das postkoloniale Ende der Bildung.*

Sylvia Wehren, Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Stiftung Universität Hildesheim am Institut für Erziehungswissenschaft. Sie promovierte in Hamburg zum theoretischen und disziplingeschichtlichen Verhältnis von Erziehung und Körper. Ihre Forschungsinteressen bewegen sich im Spannungsfeld von historischer Bildungsforschung und systematischer Erziehungswissenschaft und haben die Schwerpunkte erziehungswissenschaftliche Körperforschung und pädagogische Körperkonzepte, historische Jugend- und Tagebuchforschung, (post-)digitale Jugendkulturen sowie trans- und posthumanistische Theorie und Praxis.